

JOSEF REDING

Friedland

CHRONIK
DER GROSSEN
HEIMKEHR





HERDER-BÜCHEREI

JOSEF REDING, Jahrgang 1929, geboren und aufgewachsen im Ruhrgebiet. Gegen Kriegsende als 15jähriger in einer Panzervernichtungs-Brigade. Nach dem Abitur Studium von Psychologie und Germanistik an den Universitäten Münster (Westf.) und Champaign (Illinois/USA). Reisen nach Mexiko, Kanada, Island und Grönland. Für sein Werk „Friedland“ und die gesellschaftskritischen Erzählbände „nennt mich nicht nigger“ und „wer betet für judas?“ erhielt Josef Reding den Preis für junge Literatur des Landes Nordrhein-Westfalen.

HERDER-BÜCHEREI

- 1 Douglas Hyde • Anders als ich glaubte
- 2 Romano Guardini • Vom Geist der Liturgie
- 3 Edith Stein – eine grosse Frau unseres Jahrhunderts
- 4 François Mauriac • Natterngezücht, Roman
- 5 Thomas Urban • Herders Kleine Weltgeschichte
- 6 August Strindberg • Die Leute auf Hemsö, Roman
- 7 Reinhold Schneider • Die Rose des Königs, Erzählungen
- 8 Pius XII. • Von der Einheit der Welt, hrsg. von Karlheinz Schmidthüs
- 9 Was in Ungarn geschah (vergriffen)
- 10 J.P. Michael • Christen suchen Eine Kirche
- 11 Karl Schütte • Die Weltraumfahrt hat begonnen
- 12 Boris Simon • Abbé Pierre und die Lumpensammler von Emmaus (*vergriffen*)
- 13 Henri Queffélec • Gott braucht die Menschen, Roman
- 14 Karl Färber • Heilige sind anders
- 15 Werner Bergengruen • Römisches Erinnerungsbuch, Kleine Ausgabe
- 16 Herders Kleines philosophisches Wörterbuch
- 17 Sigrid Undset • Frau Hjelde, Roman
- 18 Max Picard • Die Flucht vor Gott
- 19 C.S. Lewis • Dienstanweisung für einen Unterteufel
- 20 Josef Pieper – Heinrich Raskop • Christenfibel
- 21 Joachim Bodamer • Der Mensch ohne Ich
- 22 Wilhelm Hausenstein • Die Masken des Komikers Karl Valentin
- 23 G.K. Chesterton • Skandal um Pater Brown
- 24 Dr. med. Georg Volk • Arznei für Leib und Seele
- 25 Joseph Roth • Hiob, Roman
- 26 Wladimir Solowjew • Übermensch und Antichrist
- 27 Johannes Urzidil • Die verlorene Geliebte
- 28 Karl Rahner • Von der Not und dem Segen des Gebetes
- 29 Peter Dörfler • Die Lampe der törichten Jungfrau, Roman
- 30 Alfred Delp • Im Angesicht des Todes
- 31 Graham Greene • Vom Paradox des Christentums
- 32 Edward J. Flanagan • Verstehe ich meinen Jungen und erziehe ich ihn richtig?
- 33 Lothar Schreyer • Agnes und die Söhne der Wölfin, Roman
- 35 R.N. Carew Hunt • Wörterbuch des kommunistischen Jargons
- 36 Aufrichtige Erzählungen eines russischen Pilgers
- 37 Helmut Berve • Griechische Frühzeit
- 38 Werner Pank • Der Hunger in der Welt
- 39 Evelyn Waugh • Helena, Roman
- 40 Heinrich Scharp • Wie die Kirche regiert wird
- 41 Alfred Döblin • Der unsterbliche Mensch
- 42 Reinhold Schneider • Verhüllter Tag
- 43 Josef Reding • Friedland
- 44 Gunnar Gunnarsson • Die Leute auf Borg

Dünndruckausgaben

D 1 Volks-Schott
D2 Neues Testament

Überall erhältlich! VERLAG HERDER FREIBURG

WEITERE WERKE VON JOSEF REDING

nennt mich nicht nigger

160 Seiten, Leinen, illustriert von Horst Rumberg, 8.80 DM

«Im schnellen Wechsel der Schauplätze, Tätigkeiten und menschlichen Kontakte hat Reding Augen und Ohren aufgemacht: Das gibt seinen Geschichten die Farbigkeit und Überzeugungskraft. Er hat aber auch immer sein Herz offengehalten – und das hebt die Geschichten über den Durchschnitt des nur Begabten und Gekonnten. Auf Grund seiner .Liebe zum geringsten Bruder¹ schildert er manchmal Entsetzliches, manchmal Verzweiflungsvolles und gerät hie und da, etwa in der Titelgeschichte, an die Grenze bitteren Hohns. Aber den Untergrund zu diesem .Realismus' bildet ein Ernst und eine Religiosität, die in den Geschichten ‚Ein Künstler kaum bekannt', ‚Fahreerflucht', ‚Sonderkommando Messe' durchschimmert, ohne je aufdringlich zu wirken.»

Dr. Margret Boveri in «Frankfurter Allgemeine»

wer betet für judas?

144 Seiten, Leinen, illustriert von Horst Rumberg, 8.80 DM

«Reding ist ein Operateur. Mit kurzen, genauen Schnitten deckt er das Kranke, Schmerzende auf, legt es bloss. Sein Schnitt hinterlässt Narben, aber er wirkt heilend. Man spürt das, weiss das . . . Grossartig diese Sprache, hart, nackt, direkt, scharf wie ein Messer. Davor gibt es kein Ausweichen. Das ist nicht ‚Lektüre', sondern Erleben, das liest man nicht, sondern man stellt sich. Dieses Buch vermag mehr, als nur nachdenklich zu stimmen. Es vermag den Schnee auf unseren Herzen schneller sterben zu lassen.»

Dr. K.W. Kraemer in «Westfälische Nachrichten», Münster

«,. . . Reding scheint einer der wenigen zu sein, die die Story Deutschland als echte Kunstform gewinnen können . . .»

Inge Meidinger-Geise in «Perspektiven deutscher Dichtung»

IM PAULUS-VERLAG RECKLINGHAUSEN

HERDER-BÜCHEREI

BAND 43

Für zwei Millionen Menschen bedeutet Friedland eine Schicksalswende. Dieses Heimkehrer- und Flüchtlingslager ist zum tragischen Symbol des zerrissenen Deutschland geworden. Die Schicksale, die an diesem Ort aus dem Osten zusammengetragen wurden, erschüttern unsagbar. Aber nicht Ausweglosigkeit ist das Kennzeichen Friedlands, sondern: Heimkehr, Hoffen, der Glaube und die selbstlose, liebende Tat vieler helfender Menschen.

Josef Reding hat dieses Buch in den Baracken Friedlands geschrieben. Hunderte von Gesprächen mit Heimkehrern aus Russland, mit Lagerleitern, Ärzten, mit Schwestern und Helfern gingen der Niederschrift dieses Buches voraus. Reding erlebte ein halbes Jahr Transport um Transport. Der Autor hatte nach all dem nicht die Absicht, eine umfassende historische Darstellung zu geben. Aus der persönlichen Betroffenheit heraus hat er das Notwendige und Wesentliche geschildert. Diese echte Subjektivität des Blickpunktes macht die Lebendigkeit des Ganzen aus.

Am Schicksal des Kriegsgefangenen Sebastian Borin im Bergwerk Workuta hinter dem Ural und seiner Kameraden, am Schicksal seiner jungen Frau, die 1945 aus dem russisch besetzten Berlin mit ihrem Säugling in den Westen flüchtet, um sich eine neue Existenz zu schaffen, und am Schicksal vieler Menschen, denen Friedland das Tor zur wiedergewonnenen Freiheit wurde, erleben wir ein Stück Deutschland des Nachkriegsjahrzehnts. Reding hat hier, dem Leben folgend, ein Buch geschrieben, das wir mit Ergriffenheit lesen.

JOSEF REDING

FRIEDLAND

**CHRONIK
DER GROSSEN
HEIMKEHR**

Dieses Buch wurde geschrieben im Winter 1955/56

in der Baracke C 3 des Lagers Friedland



HERDER-BÜCHEREI

Veröffentlicht als Herder-Taschenbuch
mit Genehmigung des PAULUS - VERLAGES, Recklinghausen

Der Umschlag wurde gestaltet
unter Verwendung eines Holzschnittes von
Reinhold Hommes

Porträtfoto: Rosemarie Heermann, Castrop-Rauxel

Eingescannt mit [ABBY Fine Reader](#)

Alle Rechte vorbehalten — Printed in Germany

HERDER BASEL FREIBURG WIEN

Herder Druck Freiburg im Breisgau 1959

IN DANKBARKEIT
MEINEM VATER †

REDEUNTIBUS PATRIAM
PEREGRINANTIBUS PACEM

DEN HEIMKEHRERN DAS VATERLAND
DEN PILGERN DEN FRIEDEN

Einmeisselung in den Eckstein der Friedland-Gedächtniskirche

INHALT

Vorwort.....	9
Drei Männer in einem Kurort.....	11
Entfernung Schlagbaum – Friedland 5,75 km.....	12
Schwester Hedwig und die Gelähmten.....	14
«Wo liegt der Sinn?».....	21
Der Mann, der Pater Leppich heisst.....	26
Soldaten ohne Gesicht.....	28
In Workuta brüllt die Erde.....	32
Stockholms-Tidningen.....	40
Frau Borin und die 80 DM.....	46
«Kriegen wir den Kaplan durch den Winter?».....	50
Ein Monat Leben für den Plennij Borin.....	55
Die Ratten.....	60
Nachwuchs für Workuta.....	64
Ein Stück «Zeep».....	67
Zivilcourage bei Operation Link.....	73
Die Kinder mit der grossen Angst.....	80
Das Vaterunser im Kreml.....	89
Das Siedlungshaus der Berks.....	96
Nachtschicht.....	103
Stalin und der alte Mann.....	109
Das Fenster des Jonas.....	115
Die Plennijs bekommen ihr Gesicht zurück.....	118
Kleines Übergangsbuch der Liebe.....	131
Der Mittelpunkt der Welt.....	135
Ein Schlag gegen das Herz.....	147
Die Kirche der Heimkehrer.....	155
Der letzte Transport – Der letzte Transport?.....	168
Wiedergeboren aus dem Wasser.....	172

VORWORT

Friedland: 1945 einige hundert halbrunde, dunkelgeteerte Wellblechbaracken in nasse Wiesen und auf Ackerboden gestellt, die in ein paar Jahren verrosteten und zusammenbrachen – heute ein Dutzend Holzbaracken von je 12 m Breite und 40 m Länge, umgeben von Blumen, Bäumen und Rasen. Wie ist es möglich, dass dieses Stückchen Erde unweit des Eisernen Vorhanges, dieses unbekanntes Dorf an der Dreiländerecke Niedersachsen, Thüringen und Hessen, dem die Vorsehung einen so verheißungsvollen Namen gegeben hat, zu einem Begriff für unser ganzes Vaterland wurde? Wie kam es, dass dieser Name Friedland wie Zauberklang durch die Mauern des Zentralgefängnisses von Warschau oder der Lubjanka zu Moskau drang; dass er die Herzen unserer Männer und Frauen in den Schachtanlagen von Workuta oder in den Waldlagern von Sibirien ergriff und ihnen Hoffnung brachte; dass er den Weg fand zu unseren verschleppten Volksdeutschen in den Lehmhütten der Salzwüste von Karaganda, hinein in zerstörte Städte und halbverfallene Dörfer Schlesiens und Pommerns; dass er die niedergeschlagenen Auswanderer erreichte im Urwald von Paraguay oder auf den Plantagen Brasiliens?

Es ist nicht nur dadurch geschehen, dass bis zum heutigen Tag fast zwei Millionen Menschen durch das Lager gegangen sind: heimkehrende Kriegsgefangene und Internierte aus Polen, Russland und der Tscheche!, aus England und Belgien, aus dem Zuchthaus von Breda, aus Landsberg und Werl; aus Bautzen, Torgau, Lukau und Hoheneck; Vertriebene, Verjagte aus ostdeutscher Heimat, Umsiedler oder Aussiedler oder wie sie genannt wurden und werden; Evakuierte, vom Kriegsgeschehen Verschlagene, verschleppte Volksdeutsche aus Zentralasien, politische Flüchtlinge aus Polen, Ungarn und anderen Satellitenstaaten; Kinder, die in Waisenhäusern Kroatiens oder Sibiriens ihre Muttersprache verloren haben; streunende Mädchen und Jungen der Landstrassen, Rückwanderer aus Übersee, die an enttäuschten Hoffnungen leer gebrannt sind; Heimatlose, Wanderer auf den verschlungenen Wegen unserer Zeit, die nicht mehr Sinn noch Ziel des Lebens kennen – insgesamt rund zwei Millionen!

Friedland ist nicht nur dadurch zu unserem Friedland von heute geworden, dass hier die Wunden sichtbar wurden, die Kriegs- und Nachkriegszeit unserem Volke schlugen; auch nicht dadurch, dass der glühende Hauch einer Welt ohne Gott uns entgegenschlug, einer Welt, die nicht mehr Menschenwürde und nicht mehr den Adel der Seele kennt, ei-

ner Welt, deren satanischer Vernichtungswille den Blick des Mannes stur, trübe und dumpf werden liess, die das Angesicht unserer Mädchen und Frauen verwüstete und deren Angst aus flackernden Kinderaugen bricht.

Und dann gab ein ganzes Volk die Antwort auf die immer neue Not, als Transport auf Transport in Friedland eintraf. Die Liebe der Heimat füllte hier die Hände derer, die im Lager als Boten ihrer Liebe standen. Gestammelte Worte des Dankes, stummer Händedruck einer schwierigen Hand, leuchtende Augen eines Kindes – Welch ein Gefühl der Freude durchflutet da unser eigenes Herz! Freude, die allem neuen Leid gegenüber neuen Mut gab und die die Härte des Lagerlebens ertragen liess.

Es strömten die Gaben des Auslandes für deutsche Heimkehrer und Flüchtlinge ins Lager hinein, reiche Gaben bis auf den heutigen Tag. Mehr noch: unsere «Feinde» kamen selbst! Sie kamen nicht, um die Besiegten am Boden liegen zu sehen. Sie kamen zum Helfen! Es kamen und kommen junge Holländer, Belgier und Franzosen. Sie bauen Häuser für deutsche Flüchtlinge und schufen das Fundament der Heimkehrerkirche.

Heilige Berufung und Aufgabe ist Friedland uns geworden: uns allen, dem Lagerleiter, den Angestellten und Arbeitern, Priestern und Ordensschwestern, Helfern und Helferinnen der karitativen Verbände. Boten der Liebe durften und dürfen wir sein, Handlanger Gottes zum Bau einer Welt des Ewigen, die Hass und Rache überwindet, in der jene Kräfte zusammengetragen werden, die stärker und mächtiger sind als Tanks und Atombomben.

Friedland konnte so den Heimkehrern und Flüchtlingen zum beglückenden Erlebnis werden. «Tor zur Freiheit» wird das Lager genannt – «Beginn eines neuen Lebens», «Land des Friedens». Heimat, Geborgenheit, Ruhe und Frieden – sie bleiben nicht Worte, hier werden sie zur Wirklichkeit. Müde und mürrisch gewordene Männer recken sich auf, bekommen Mut und neue Hoffnung. Frauen, die zertreten waren, finden zu sich zurück und zu der Aufgabe, die der Schöpfer ihnen gab. Das Kind wird froh und will das Lager nicht mehr verlassen: «Haltet mich doch bei euch! Hier ist alles so lieb und gut.» Liebe ist zur Tat geworden, Liebe verwandelt, Liebe schafft neu.

«Die Chronik der grossen Heimkehr» zeigt uns, was Friedland war und ist. Sie zeigt uns auch, dass Friedland selbst eine Station sein wird auf dem Weg des Menschen, der da Wanderer ist zur ewigen Heimat!

«Heimat ist dort, wo Gott ist;
Gott ist dort, wo die Liebe ist.»

Drei Männer in einem Kurort

Drei Männer sitzen zusammen. In einem Kurort. Es sind berühmte Männer. Einer von den dreien ist krank. Er wird zwei Monate später sterben.

Der Kranke heisst Franklin D. Roosevelt. Die Gesunden heissen Josef Dschugaschwily Stalin und Winston Churchill.

Der Kranke lächelt tapfer in die Kameras hinein. Die anderen beiden mit ihm.

Auch dem Korpulenten unter den dreien ist nicht wohl bei diesem Lächeln. Aber er quält es sich dennoch ins Gesicht. Und mit dem Zeige- und Mittelfinger macht er – wie so oft schon – ein V. Das heisst Victory. Sieg.

Um über diesen Sieg zu beraten, sind die drei zusammengekommen. Der Mann mit dem Schnurrbart erzählt wie beiläufig etwas von Grenzlinien. Man hört zu. Die beiden anderen Männer nicken.

Da nickt auch alles, was an Uniformen und Aktenmappenhaltern hinter den Männern steht.

Ein paar Fragen. Drei Männer – Dolmetscher – drei Männer.

Da sagt der Mann mit dem Schnurrbart:

Da!

Und der Kranke:

Yes!

Und der Korpulente:

Yes!

Man lächelt wieder leichthin und kameraverbindlich bei diesen drei Ja.

Es lächeln nicht: 13 Millionen Menschen, die durch dieses Ja wurzellos werden. 13 Millionen Männer, Frauen und Kinder, die in den grossen Treck unserer Zeit geschickt werden. Und durch dieses Ja werden im Vokabular der Zeit einige Worte häufiger als sonst gebraucht: Hunger, Tränen, Schänden, Plündern, Foltern, Flüchten, Leiden. Und Sterben, Sterben, Sterben.

Durch ein Ja, bei dem drei Männer lächeln.

Der Kurort liegt auf der Krim. Er heisst Jalta. Die Menschheit schreibt den 6. Februar 1945.

Ach Gott (und die 13 Millionen Menschen legen viel in diesen Ausruf!), ach Gott, warum konnten die drei Männer nicht anders in diesen Kurort kommen, als Kurgäste. Sie hätten Skat spielen können, die drei. Der entlaufene Novize aus Georgien, der Josef Dschugaschwily hiess, hätte sich vielleicht nebenbei über den Kaviar beschwert, oder er hätte den Krimsekt gelobt. Franklin D. hätte davon berichtet, wie er seine Kinderlähmung überwand. Und Winston, der Humor hat, hätte über sein Ma-

lerhobby oder seinen Eintritt in die Gewerkschaft der englischen Maurer erzählt.

Ach Gott!

Warum rufen wir schon wieder Gott an? Aus Gewohnheit? Aus Gewohnheit! Die drei Männer sind keine Kurgäste. Sie sind Politiker. Sie sprechen nicht über Kaviar und Sekt, Kinderlähmung und Maurer, sondern sie teilen Deutschland. Und sie sagen ja.

Jäh klafft ein abgrundtiefer Riss mitten in diesem Deutschland. Ein Riss, der einige Begriffe sinnlos macht und andere mit neuem Sinn füllt. Ein Riss mit diesseits und jenseits. Jenseits – in Workuta – steht der Sanitärer Borin. Diesseits – in Friedland – ein Priester.

Der Weg von Workuta nach Friedland ist lang.

Elf Jahre ist er.

4'015 Tage.

96'360 Stunden.

Dieses Buch ist ein Bericht über diese Zeitspanne.

Dieses Buch ist ein Bericht über Friedland.

Ein Bericht. Nicht mehr.

Entfernung Schlagbaum — Friedland 5,75 km

Frau Borin ist geflohen. Aus Berlin. Sie weiss nicht, wo ihr Mann jetzt ist. Er war bei der Kurlandarmee. Zuletzt.

Frau Borin ist noch jung. 21 Jahre. Sebastian Borin war Medizinstudent, als sie ihn kennenlernte. Das war vor drei Jahren. Als Sebastian eingezogen wurde, heirateten sie. Zweimal bekam der Mann Urlaub. Dann war das Kind da. Geboren genau am Tage des Zusammenbruchs Berlins: am 2. Mai 1945. Barbara.

Jetzt ist der 20. September 1945. Frau Borin läuft in dieser Minute, nachmittags 16.20 Uhr. Weil der Mann, dem sie 100 Mark für die Grenzführung gegeben hat, es so gesagt hat: «Laufen!»

Sie läuft mit dem Luftwaffenrucksack und dem Säugling, der Barbara heisst. Dem Mann neben ihr fällt es nicht ein, eines von diesen beiden «Gepäckstücken» zu tragen. Jawohl: Gepäckstücke. So hatte der Grenzfürher gesagt, mit bedenklichem Kopfschütteln, als er den Rucksack und das kleine Bündel Mensch sah: «Hm, zwei Gepäckstücke! Wird schwer werden!» Frau Borin bot 20 Mark mehr.

«Gut also, 100 Mark!»

Warum eigentlich geht Frau Borin schwarz über die Grenze? Zu gleicher Zeit strömen am Schlagbaum Besenhausen Tausende von Menschen über die Grenze zwischen Deutschland und Deutschland. Halt. Wir wollen genau sein bei diesem Bericht. Es sind genau 4850 Menschen pro Tag. Tagesdurchschnitt des Jahres 1945.

Und noch einmal: Warum geht Frau Borin nicht auch unter dem Schlagbaum her wie die anderen Menschen?

Frau Borin hat Angst. Das ist alles. Sie war in Berlin, als die Russen kamen. In einem Bunker am Nikolaifriedhof. Als sie gebar, war eine Siebzigjährige Arzt und Hebamme zugleich.

Zwei Stunden war der Säugling alt, der Barbara hiess. Die Mutter giesst einen Rest dünnen Tee in ihren Handteller und spendet ihrem Kind die Nottaufe. Dabei weint sie. Weil alles so elendig ist und sie ihre eigene Taufe aus dem Familienalbum kennt: Brüsseler Spitze, die Paten in grosser Robe, der Domvikar, der das geweihte Wasser über den Kopf der kleinen Elisabeth fliessen lässt.

Doch nicht Elisabeth, sondern Barbara Borin heisst der Säugling, der noch nicht sieht. Der nicht sieht, wie drei Russen in den Bunker taumeln. Einer mit einer grellroten Streifschussnarbe über dem rechten Backenknochen. Das Narbengesicht beugt sich über die Mutter, reisst die Reisedecke von ihrem Körper. Die Mutter schreit nicht, sie hat nicht die Kraft dazu. Aber der Russe schreit auf. Kurz und heiser. Er hat nicht erwartet, eine Kreissende unter der Decke zu finden. Der Blick auf die blutende Frau lässt ihn zurückprallen. Zwei Schritte, drei. Dann fällt der Mann über eine Luftwaffenhelferin, die sich in ihrer Angst in den Beton zu krallen versucht. Mit einem harten Griff reisst das Narbengesicht den Körper des Mädchens herum.

Die Siebzigjährige schreit. Das Mädchen in der graublauen Uniform wimmert erstickt unter dem zerspaltenen Gesicht des Betrunkenen.

Der Lärm lockt weitere Russen in den Bunker. Acht. Frau Borin sieht sie alle, weil jeder an ihr Feldebett tritt und dann zurücktaumelt, ohne sie berührt zu haben.

Aber als der Bunker wieder leer wird, nach eineinhalb Stunden, liegt eine tote Luftwaffenhelferin auf dem Betonfussboden. Zerdrückt von betrunkenener Lust, erwürgt, von Tieren zerbissen. Und aus der Siebzigjährigen ist eine Irre geworden.

Elisabeth Borin drückt den inzwischen dreieinhalb Stunden alten Säugling so fest an sich, dass sie glaubt, er sei wieder in ihrem Leibe. Frau Borin ist in einen Abgrund der Angst geschleudert worden, der nie mehr überbrückt werden kann. Seit dem 2. Mai 1945.

Darum meidet die Frau alle Kontrollpunkte und Schlagbäume, an denen Russen stehen. Die Angst packt sie dann immer derart, dass sie sich erbrechen muss.

«Laufen!» hatte der Mann neben ihr gesagt.

Elisabeth Borin läuft. Sie rennt keuchend. Der Säugling schreit. Einen Atemzug lang presst die Mutter ihre Lippen auf den Mund des winzigen Mädchens. Das Schreien hört nicht auf.

«Laufen!» ruft der Mann noch einmal. Das Laufen fällt schwer. Jeder Schlag mit dem Rucksack zieht durch das Rückgrat als riesiger Schmerz. Zudem geht es bergan. Pferdeberg heisst der Hügel, über den die Mutter hetzt. 274 m hoch. Über die Kuppe hinweg verläuft die Zonengrenze.

Fichtenzweige peitschen durch das Gesicht der Frau. Ein Blutstropfen löst sich vom Nasenflügel und zieht eine unregelmässige Rinne bis in den Halsausschnitt.

«Wir können langsamer gehen!» keucht der Mann. «Wir sind in Deckung!»

Die Frau setzt sich eine Minute. Sie atmet hart. Der Mann steht dabei.

«Na ja!» sagt er schliesslich. «Kommen Sie, ich nehme Ihnen das Kind ab!»

«Den Rucksack, bitte!» sagt Frau Borin.

«Geben Sie her!»

Die Frau klingt den Karabinerhaken los und empfindet das Nachlassen des Riemendrucks schon als eine Wohltat.

«Und weiter!» sagt der Mann.

Frau Borin steht gehorsam auf. Dabei springt der Knöchelriemen an ihrem Schuh auf. Sie nimmt den Schuh und steckt ihn in die Tasche des Marinekulanis, den sie trägt. Weiter.

«Grenze!» sagt der Mann. «Hier!»

Er gibt der Frau den Rucksack zurück.

«Danke!» sagt die Frau und weiss nicht, ob sie dem Mann die Hand geben soll. Doch dazu müsste sie erst den Rucksack wieder absetzen. So nickt sie dem Grenzfürer nur zu und geht dann den Pferdeberg hinunter.

«Ungefähr fünfeinhalb Kilometer!» ruft der Mann ihr noch nach.

«Dann sind Sie in Friedland!» Und nach kurzer Pause: «Viel Glück zum Start im Westen!»

Die Frau hört es schon nicht mehr. Sie ist schon zu weit weg. Der Mann schaut noch eine Weile hinter ihr her. Jetzt dreht auch er sich um. Er will heute noch mehr Geld verdienen.

Der Mann heisst Kulmbach. Ferdinand Kulmbach und ist 37 Jahre alt. Ein Jahr später stiehlt er die ersten Gepäckstücke der Grenzgänger. Er will schnell reich werden. Und abermals ein halbes Jahr später verhaftet man den Kulmbach in einer Wirtschaft in Kirchengandern. Der Mann hat zwei Frauen ermordet.

Jetzt hat sich Kulmbach noch mit 100 Mark zufriedengegeben. Frau Borin hatte Glück.

Schwester Hedwig und die Gelähmten

Im März 1945 macht Schwester Hedwig in Berlin ihr Examen. Fürsorgerin. Sie wartet danach. Ihre Familienangehörigen will sie treffen, die aus Allenstein geflüchtet sind. Doch dann zwingt man Schwester Hedwig, Berlin zu verlassen. Sie kommt in das Allgäu. Fragen, Schreiben, Gesuche. Jemand schreibt an den Bischof von Hildesheim, Josef Godehard Machens. Schwester Hedwig wird nach Hildesheim gebeten.

Der Caritas-Direktor von Hildesheim:

«Wollen Sie im Lager Friedland Fürsorgerin werden?»

«Ja!» sagt Schwester Hedwig. Sie weiss nicht, was es ist, dieses Lager Friedland. Aber sie sagt ja.

Friedland.

Schwester Hedwig sieht: Menschen im knietiefen Dreck. Wellblechbaracken, die in den Sumpfwiesen des Versuchsgutes der Göttinger Universität stehen. Im Mastschweinestall ist Essenausgabe und Massenquartier. Im zweiten Stall die Unterkunft für alte Leute und die Ambulanz. Das ist alles.

Das andere Friedland ist das Dorf. Ein paar Bauernhäuser, zwei Gastwirtschaften, eine Ziegelei, eine Postzweigstelle, eine Gendarmerie, ein Bahnhof.

Dieser Bahnhof – erster Anschluss jenseits der Zonengrenze an das Gleisnetz Westdeutschlands – peitscht die Menschen in das Lager hinein.

Hat das andere Friedland etwas mit dem Lager Friedland zu tun?

Man schreibt 1945. An den Bauernhäusern sind viele Türen verschlossen. Das ist die Wahrheit.

«Bitte, geben Sie mir Wasser, Schwester!»

Schwester Hedwig zuckt zusammen. Ein alter Mann hat die Armbinde gesehen, auf der «Caritas» steht. Die erste Bitte im Lager Friedland wird an Schwester Hedwig gerichtet.

«Wasser, bitte!» sagen nun auch einige andere zittrige Stimmen.

«Ja!» sagt Schwester Hedwig. «Sofort!»

Schwester Hedwig läuft, dass der Schmutz um ihre Schuhe spritzt. Sie klopft an sechs Häuser im Dorf. Nichts rührt sich. Doch, da! Eine Gardine bewegt sich. Aber sie ist sofort wieder reglos.

Im siebten Haus wohnt die Familie Trölsch. Die Türen der Familie Trölsch sind offen.

«Wasser, bitte!» sagt Schwester Hedwig. «Für die Alten! Die verdursteten!»

Flaschen unter dem Arm, erreicht Schwester Hedwig wieder den Schweinestall.

«Dank!» flüstert der alte Mann, der zuerst um das Wasser gebeten hat. Der Mann beschlabbert sich in der Gier des Trinkens. Schwester Hedwig hilft ihm.

Schwester Hedwig fragt nicht, wo sie heute Nacht schlafen soll oder welche Formalitäten sie beim Antritt ihrer Stellung als Lagerfürsorgerin erfüllen muss. Sie hilft einfach. Zu viele Hände strecken sich entgegen. Leere Hände.

*

Frau Borin hat wieder eine Strasse unter den Füßen. Die Strasse nach Reckershausen. Dort nährt sie den Säugling. Frau Borin geht weiter. Ihren Schuh hat sie wieder an. Eine alte Haarschleife hat sie um den Spann gewickelt, damit er hält.

Die restlichen zwei Kilometer bis ins Lager fallen der Frau leicht. Sie ist ja so viele Kilometer marschiert.

Im Lager braucht sie nicht viel zu fragen. Eine Schlange steht dort. Eine Schlange von Leuten, die Gepäck bei sich haben. Frau Borin stellt sich an. Ein Jeep fährt vorbei. Der Beifahrer wirft dem deutschen Lagerangestellten einen Päckchen Papier in den Arm. Die Männer im Jeep sind Engländer.

Sorgfältig nestelt der Lagerangestellte den Knoten an der Kordel los, die um das Papier gewunden ist.

Die Menschen in der Schlange beobachten den Mann. Was wird er mit der Schnur machen? Wenn er sie wegwirft...!

Doch der Mann wickelt das Stück Band um seine Hand, schlingt es zusammen und steckt es in die Tasche. Auch seine Kinder brauchen neue Schnürsenkel.

Dann verteilt der Lagerangestellte die Zettel, die im Papier sind. Auch Frau Borin bekommt so ein Blatt. Darauf steht:

FÜR ANKOMMENDE FLÜCHTLINGE!

Sie befinden sich jetzt in der britisch besetzten Zone Deutschlands. Helfen Sie den Behörden durch Befolgen der Anordnungen, damit Ihnen geholfen werden kann. Sie werden zunächst registriert, ärztlich untersucht und desinfiziert. Sie werden dann gepflegt und durch Sonderzüge oder Autobusse in den Kreis gebracht, welcher Sie aufnimmt. Nach Ankunft in Ihrer neuen Heimat müssen Sie sich melden beim

*Wohnungsamt,
Polizeibehörde,
Arbeits- und Ernährungsamt.*

Ohne Befolgung dieser Anordnungen können Sie keine Lebensmittelkarten erhalten. Gehen Sie deshalb sorgfältig mit Ihrer Registrierungskarte um. Versuchen Sie nicht, den Zug oder Autobus zu verlassen, bevor Sie das Endziel, welches Ihnen bestimmt ist, erreicht haben. In der Britischen Zone besteht ein Verbot des Wohnungswechsels ohne Genehmigung der Behörden. Verletzung dieses Gesetzes wird empfindlich bestraft. Wenn Sie wünschen, Ihren Wohnsitz zu wechseln, tragen Sie Ihren Wunsch den zuständigen Behörden vor, die dann Ihren Fall berücksichtigen werden.

Denken Sie immer daran, dass viele andere in der gleichen schlechten Lage sind wie Sie selbst. Irgendwelche Schwierigkeiten von Ihrer Seite können die Pläne umwerfen, die für Sie alle gemacht wurden und allen Teilen Schwierigkeiten bringen.

Die Lagerleitung

«Das Endziel, welches Ihnen bestimmt ist!» Frau Borin sagt diesen Satz aus dem Zettel noch einmal vor sich hin. «Endziel?»

«Sie sind dran, Mutti!» – Der Ton ist um diese Zeit modern.

«Heissen?»

«Borin, Elisabeth, mit Kind Barbara!»

«Kommen aus?»

«Berlin.»

«Wollen nach?»

«Castrop-Rauxel!»

«Buchstabieren Sie mal – so. Und wo ist das?»

«In der Britischen Zone. Ein Bruder wohnt da. Chemiker!»

«Gut. Hier Ihre Registrierungskarte! Komischer Name: Castrop-Rei – nee, Rauxel! Na ja: der Nächste?»

Frau Borin geht weiter. In der Schlange. Zur Entlassung in die Ambulanz. Ausziehen. Ein kurzer Blick des Arztes auf die mageren Körper. Ein Raum weiter. Der Desinfektionspulver hüllt den Leib ein. Frau Borin kommt sich wie in einer Staubwolke vor. Wieder anziehen. Draussen atmet Frau Borin auf. Sie hat drei Papiere in der Hand. Drei wichtige Papiere. Sie freut sich.

*

Schwester Hedwig hat die alten Leute mit Wasser versorgt und weint jetzt. Sie denkt an ihre Eltern. Ob die jetzt auch irgendwo auf der Erde liegen und um einen Trunk Wasser flehen? Der englische Lagerkommandant, ein Captain, spricht die helfende Schwester an:

«Sie sind neu hier? Allright! Gehen Sie gleich zum Zug. Der läuft jetzt ein!»

Schwester Hedwig läuft zum Bahnhof Friedland hinunter. Und so sieht in diesen Tagen ein Zug aus: Menschen in den Gepäcknetzen, auf den Puffern, auf den Dächern der Waggons. Greisinnen sieht die Schwester. Und sie fragt sich, wie die auf das Waggondach gekommen sind und sich während der ganzen Fahrt dort anklammern konnten. Schwester Hedwig hebt eine alte Frau vom Puffer, die sich ihren zerfledderten Pappkoffer um den Fussknöchel gebunden hat. Die Frau kann nicht laufen. Sie ist wie erstarrt.

«Wir werden helfen!»

Die Stimmen gehören Mr. Jahn und Mr. David. Quäker aus Yorkshire und Canterbury. Die beiden Männer tragen die deutschen Greise und Kinder.

Nicht, dass der Captain und Lagerkommandant es nicht möchte. Aber er versteht es nicht, dass Angehörige seiner Nation sich dazu hergeben, Deutsche auf den Armen zu tragen. Deutsche, die noch vor acht Monaten am liebsten auch das letzte englische Haus zerstört hätten. Deutsche, mit Recht Besiegte und für das von ihnen begangene Unrecht Büssende. Warum soll man ihnen die von Gott auferlegte Busse erleichtern? – Hätten die Germans auch alte Engländer auf den Bahnhöfen von Wakefield oder Kings-Cross in London getragen? Sie hätten es bestimmt nicht getan! glaubt der Captain zu wissen. Aber wir? Wir sind solche Idioten und beu-

gen uns nieder und machen den Leuten den Dreck weg, die unser Land kassieren wollten! Yes, den Dreck machen wir ihnen weg im wahrsten Sinne des Wortes, wie jetzt der Mr. David, der sich nicht scheut, dem kleinen Jungen da die Hose sauberzumachen, die das Kind, auf den mah-lenden Puffern stehend und vor Angst, sich während der Fahrt vollge-macht hat.

«It's awful!» sagt der Captain. Es ist schrecklich. Und er sagt noch «Bah!» und geht dann weiter, die kurze Reitgerte in die Achselhöhle geklemmt.

Auch für Schwester Hedwig ist das Bild ungewöhnlich. Sie hat bisher die Besatzungstruppen nicht gerade als Ausgeburten der Hölle kennen-gelernt. Sie waren aber auch keine Engel. Sie konnten ganz gut mit den Kolben ihrer Karabiner zustossen und «Come on!» brüllen und «mak snell!» befehlen.

Aber dass sie nur sagen «Wir werden helfen!» und dann die Gebrech-lichen in ihren Armen tragen, zart und vorsichtig, das hat Schwester Hed-wig noch nicht erlebt.

Und sie freut sich so, dass sie auf die Quäker zugeht und «Danke schön!» sagt. Glück leuchtet ihr aus den Augen.

«Was ist da zu danken?» fragt Mr. Jahn. «Wir stehen alle in einer Li-nie, nicht wahr?»

«Ja», sagt Schwester Hedwig. Und sie denkt: Hier in Friedland stehen sie wirklich alle in einer Linie: die Arbeiterwohlfahrt, die Caritas und die Quäker, die Heilsarmee und die Innere Mission, der YMCA und das Rote Kreuz, alle, alle, alle. Sie frieren in den gleichen Wellblechbaracken und stehen vor der gleichen Not.

Schwester Hedwig nimmt das kleine Mädchen, das nach seiner Mutter schreit, auf den Arm und trägt es ins Lager.

Wieder kommt der Kommandant:

«Im Schweinestall liegen die Leute, die mit dem Zuge in den Uesten fahren! Schauen Sie zu, dass sie alle am Bahnhof sind. Der Zug geht in einer Stunde!»

Als Schwester Hedwig in den Schweinestall hineinruft:

«Bitte zum Bahnhof gehen! Der Zug fährt in einer Stunde!» da bleiben sechs Menschen liegen. Gelähmte. Amputierte.

Die sechs recken nur die Arme hoch und rufen:

«Wir wollen auch mit!»

Schwester Hedwig besorgt sich eine Karre. Sie bekommt sie bei der Heilsarmee. Es ist ein Wägelchen, in dem sich wohl einmal Kinder ge-fahren haben. Jetzt muss es zum Transport der Kranken dienen.

Sie hebt den ersten Mann an und in den Wagen hinein. Der Mann ist schwer, obgleich ihm beide Beine bis zu den Oberschenkeln fehlen. Um-sichtig bettet die Schwester den Amputierten und geht los, zum Bahnhof hinunter.

Die Karre rumpelt hart bergab. Einige Male zieht der Mann die Luft scharf durch die Zähne. Aber er sagt nichts.

Im Wartesaal legt die Schwester den Mann auf die Bank, die sofort frei gemacht wird. Für eine Sekunde lagen dabei die Arme des Amputierten um den Hals der Schwester. Als der Mann liegt, lässt er die Hände streichelnd von dem Hals heruntergleiten. Das war sein Dankeschön. Er schämt sich, der Krüppel, dass er so getragen werden muss.

Noch fünfmal bollert der Wagen über die von der Sonne ausgelaugte Tonerde Friedlands. Dann hat Schwester Hedwig die sechs Menschen im Wartesaal. Damit ist auch die eine Stunde herum. Der Zug kommt noch nicht.

*

Die sechs Menschen, die sich ohne fremde Hilfe nicht fortbewegen können, kommen an diesem Tage nicht mehr aus dem Wartesaal des Bahnhofs von Friedland heraus. Als der Zug kommt, hängen zwei Minuten später Trauben von Menschen an ihm. Aus dem Innern der Abteile kommen Schreie. Man drängt, tritt. Und ein Lagerkommandant gibt seine Befehle: «Away with the baggage!» ruft er zu seinen 30 Soldaten. Jemand dolmetscht: «Gepäck! Es darf kein Gepäck in den Zug. Nur Reisende. Befehl!»

Dumpfes Brodeln der Stimmen. Dann fliegen einzelne Stücke auf den Bahnsteig: drei Koffer, ein Handkarren, zwei Ballen.

«All the baggage!» ruft der Captain wieder. Und die deutsche Stimme, die das Schreien des Kommandanten etwas abzumildern versucht, sagt:

«Alles Gepäck! Sie müssen alle Gepäckstücke hierlassen! Es wird kontrolliert. Bitte, seien Sie vernünftig!»

Aber wer ist schon vernünftig, wenn er den letzten Karton mit Wäsche, dem Familienalbum und dem gefütterten Wintermantel von dem gefallenen Onkel Rudolf auf den Bahnsteig werfen soll? Da befiehlt der Captain:

«Go through the compartments!»

Die Jungen aus England durchkämmen die Abteile und tun die Arbeit, die von den Deutschen selbst nicht gemacht wird: die Gepäckstücke fliegen herunter. Einige der Soldaten in Khaki sagen: «Es tut uns leid!» – Es tut ihnen wirklich leid. Es ist verständlich, dass die Leute im Zuge sich nicht von ihrem Hab und Gut trennen wollen. Aber der Befehl ist klar und eindeutig. Die Menschen müssen heraus aus Friedland, aus diesem verstopften Eingangstunnel zum Westen. Die Menschen! – Was sind da ein paar Gepäckstücke? – Wer kümmert sich um die Gepäckstücke, wenn der Typhus im Lager wütet und die Eigentümer der wenigen Habseligkeiten zu Toten macht? Der Lagerkommandant ärgert sich. Dann gibt es internationale Kommissionen und Verwicklungen, und dieser Victor Gollancz, dieser Verleger in London, schreibt ein neues Buch darüber, dass man die Deutschen anständig und menschlich behandeln soll. Dann braucht man einen Sündenbock, und ich kann auf meine Beförderung

zum Major noch ein paar Jahre warten. Nein, sagt sich der Captain. Kein Typhus in meinem Lager wegen der paar Koffer und der Säcke. Also: weg mit dem Zeug! Schwester Hedwig, Mr. Jahn und Mr. David wissen nicht, was sie in diesem Durcheinander tun sollen. Die Gelähmten noch in diesen Wirrwarr hineinzubringen, wäre sinnlos.

Die Lokomotive pfeift.

Da fliegt Schwester Hedwig einer der letzten Rucksäcke vor die Füße. Ein Luftwaffenrucksack mit einem braunen aufgesetzten Flicker. Die Frau, die vorhin am Eingang sass, hatte denselben.

Und Schwester Hedwig sieht das Gesicht der Frau durch die leere Fensterhöhle des Abteils schimmern. Der Zug fährt schon sehr rasch. Am letzten Wagen gibt es einen Schrei. Jemand muss keinen guten Halt gehabt haben und heruntergefallen sein. Die Aufmerksamkeit des Kommandanten und seiner Soldaten ist abgelenkt. Mit einem Griff hat Schwester Hedwig den Rucksack hochgezerrt und ihn durch das Fenster gedrückt.

«Danke!» ruft Frau Borin. Aber das Stuckern der Räder über die vernachlässigten Weichenansätze zerfetzt das Wort.

Mr. Jahn und Mr. David haben die Handlung der Schwester gesehen. Einen Herzschlag lang erschrickt Schwester Hedwig. Da lachen die beiden Männer aus England.

Schwester Hedwig lacht zurück.

Vier Soldaten des Captains lachen ebenfalls. Sie haben einige Koffer und Säcke nicht hinausgeworfen. Einfach, weil sie es nicht gekonnt haben, als sie in die erschrockenen Gesichter der Menschen schauten. So haben sie das Gepäck übersehen und nur gehofft, dass der Captain nicht selbst auftauchen würde. Aber er ist nicht aufgetaucht. Darum lachen auch die vier Soldaten.

Was wissen sie von den Sorgen ihres Kommandanten?

*

Das ist Schwester Hedwigs erster Transport. 550 Menschen stecken in und kleben an diesem Zug. 550 Umsiedler, Flüchtlinge, Vertriebene.

Keine Kamera nimmt zu dieser Zeit den Elendszug auf. Keine Kamera der Welt. Der Journalist der grossen Blätter von 1945 hat bessere, fotogene Themen.

Spät abends geht Schwester Hedwig noch einmal durch das Lager Friedland, das jetzt ihr Arbeitsplatz ist.

Es ist ruhig geworden in den Schweineställen und um die Wellbleche. Selbst das Elend schläft einmal.

Schwester Hedwig geht wieder zu der Familie mit der offenen Tür. Zu Trölschs. «Sie können in der Kammer schlafen!» hat man der Schwester gesagt, als sie Wasser holen kam. Das kleine Geviert – eineinhalb mal eineinhalb Meter – ist leer.

Als Schwester Hedwig sich diagonal in der Zelle auf einen Haufen Stroh legt, schläft sie sofort.

Es schlafen nicht einige Nachtredakteure in Städten, in denen man den Namen Friedland noch nicht kennt. Und es schlafen nicht die grossen Rotationen. Und das Buchstabenband um den «Times»-Turm am Broadway schläft nicht.

Die Zeitungen sagen an diesem Abend des Oktober 1945: In Chicago die «Chicago Daily Tribune»: «Hat Franklin D. Roosevelt Fehler gemacht?» In London: «Krupp lässt Haare!» In Tokio: «MacArthur ist kein Japanerfresser.» Und in Moskau: «Kohlenförderung in der UdSSR steigt!»

Unter den Titelzeilen stehen statistische Angaben, Kommentare, Fotos. In der Prawda kommt in dem Artikel über die Kohleförderung häufig der Name Workuta vor. Das also ist die Nacht vom 22. zum 23. Oktober 1945:

Schwester Hedwig schläft bei Trölsch in der Kammer.

Frau Borin sitzt mit dem Säugling auf dem Rucksack, den sie behalten durfte.

Der Lagerkommandant schläft sehr ruhig im Schlosse des Barons von Schnellen. Das Lager des Captains wird vom Typhus frei bleiben.

Und in Workuta füllt der ehemalige Sanitätsunteroffizier Borin die vierte Lore mit Kohle. Der Plennij Borin.

«Wo liegt der Sinn?»

Es ist die achte Stunde im zwölfstündigen Arbeitstag des Plennij Borin. Vor dem Deutschen beugen sich die Schultern einer Russin auf und ab. In einem langsamen, aber genauen Rhythmus. Mit einer breiten Schaufel schiebt sie die Kohle hinter sich, die Borin in die Lore karrt. Vor Ort rattert ein Abbauhammer. Die Schulter eines weiteren Plennij s stemmt sich gegen den Griff dieses Arbeitsgeräts. Der Mann am Hammer heisst Lewerenz.

Der Oberkörper der Russin ist entblösst. Nur das graue Gemisch aus Schweiss und Kohlenstaub hat sich in grossen Placken auf der Haut abgesetzt.

Niemand empfindet im Schacht von Workuta, dass die Russin halbnackt vor der Kohle kniet. Die Plennijs im Schacht sind ohne Geschlecht. Normales Empfinden ist entweder völlig verkümmert oder ins Masslose übersteigert. So ist der Hunger zu einer Gier geworden.

Die Russin dreht sich herum.

«Pause!» sagt sie und lächelt unter der Schmutzkruste ihres Gesichts. Sie hat das deutsche Wort gelernt unter vielen anderen, so wie die Plennijs Russisch lernten. Die Russin spricht sogar bergmännische Fachaus-

drücke. Sie sagt «Kumpel» und «Glück auf!» und «Gezähe» und «Hunde».

«Fuffzehn!» sagt die russische Studentin, die Alja Katajew heisst. Sie stösst Lewerenz an. Von dem weiss sie diese Worte. Lewerenz war Bergmann in Datteln, bevor er Soldat wurde und bevor er ein Geistesgestörter wurde.

«Lass, Alja! Soll!»

«Komm, Freundchen Bruno! Brot!»

«Ah, Brot! Brot!»

Lewerenz wirft sich herum und reisst der Frau die Kruste aus der Hand

«Iss langsam», warnt Borin. «Nachher krümmst du dich wieder!» Lewerenz macht eine Fratze, wie immer in den letzten Monaten, wenn er böse ist. Er fasst sich an die Nase und zieht sie nach links. Dazu streckt er die Zunge heraus.

Auch daran sind Alja Katajew und Borin gewöhnt. So wie Lewerenz seine lichten Momente hat, so hat er auch diese Anfälle von Idiotie.

Mal ist er ein Tier, mal ein Mensch, ein grosser Mensch, denkt Borin. Klare Schizophrenie. Hatten wir im zweiten klinischen Semester. Damals mussten wir in die Nervenklinik, um das zu studieren. Heute brauche ich mich nur umzusehen, wo ich geh und steh.

Die Russin streichelt Lewerenz über das Gesicht. Es soll sich glätten. Und wirklich hört das Zucken auf.

«Gesicht wieder gutt!» sagt Alja.

«Du hast es wieder gut gemacht», nickt Borin.

«Ja, Alja macht vieles wieder gut», setzt nun Lewerenz hinzu. Er ist wieder klar. Er kaut langsamer und reisst schon vorher das Brot in kleine Fetzen, damit die wenigen Zähne, die ihm verblieben sind bei den Verhören, nicht so lange zu kauen brauchen.

«Aber Bruno hat guttes Gesicht», sagt die Russin.

«Das hat er», bestätigt Borin.

«Verbrechergesicht!» stösst Lewerenz hervor.

«Na, na!» beschwichtigt Borin.

«Wir alle Verbrechergesicht», sagt Alja ruhig und streicht sich mit einem kleinen dunkelroten Tuch den Schmutz von den Brüsten. «Alle verurteilt, alle Verbrecher!»

«Ihr seid keine! Aber ich bin einer!» sagt Lewerenz leise. Borin sagt nichts. Lewerenz ist wirklich ein Verbrecher. Borin selbst hat es ihm ins Gesicht geschrien, als Lewerenz auf der Strasse nach Kriwoj Rog die Maschinenpistole in einen Haufen Zivilisten hineinbelfern liess. In kalter Wut. Die Gruppe hatte wenige Minuten vorher einen alten Stabsgefreiten auf zwei Sandsäcken gefunden. Einen toten Stabsgefreiten, dem die Kehle durchgeschnitten war und dem Blut durch die Hose sickerte.

Alle hatten rasend geschossen, als aus dem Wäldchen die russischen Soldaten kamen, die die Hände hochhielten. Borin, Lewerenz, alle. Diese

Schändung eines Kameraden liess keinen anderen Gedanken auf kommen als den der Vergeltung. Als die russischen Soldaten nur noch dunkle Punkte im Schnee waren, ebte der rote Rausch zurück.

Nur Lewerenz schoss noch. Auf die Leichen im Schnee. Und als er des Haufens der Greise, Frauen und Kinder ansichtig wurde, steckte er einfach einen neuen Rahmen Munition in die Maschinenpistole und liess eben diese Greise, Frauen und Kinder in den Schnee sinken. Vier Männer über achtzig, acht Frauen, fünf Kinder. Die Sowjets hatten die genaue Zahl später aus Lewerenz herausgeholt. Aber sie hatten hier einen gefoltert, der wirklich gemordet hatte.

«Verbrecher!» hatte Borin damals an der Strasse nach Kriwoj Rog gerufen. Er sah das Kind, das Blut erbrach in den Schnee hinein, bevor es still war, und er schlug Lewerenz den Lauf der Maschinenpistole herunter und ihm die Faust ins Gesicht: «Du bist kein Soldat mehr, sondern ein schweinisher Verbrecher!»

Wegen Lewerenz und der wenigen, die gleich ihm waren, gingen die Überlebenden der Einheit ins Straflager. Deswegen muss ich hier Kohle aus der Erde kratzen, denkt Borin. Deswegen kaue ich manchmal nachts an einem Lederriemen, um den Speichelfluss anzureizen, damit er meinen Magenwänden eine Illusion verschafft. Deswegen hat man mir mit dem Gewehrkolben zwei Rippen gebrochen und den Arm ausgerenkt. Deswegen weiss ich nichts von meiner Frau und dem Kind. Deswegen werde ich hier sterben.

Borin sagt nicht laut, was er denkt. Weil er genau weiss, dass es anders ist. Denn der Gedanke in seinem Hirn ist alt. Seit tausend Jahren muss er schon darin herumschweben. Der Gedanke, dem anderen die Schuld zu geben. Fing das Verbrechen nicht schon da an, als wir die Überläufer aus dem Wäldchen erschossen? Wie kam ich eigentlich damals dazu, dem Lewerenz das Wort Verbrecher ins Gesicht zu schreien? In mich selbst hätte ich es hineinbrüllen müssen, bis ich daran erstickt wäre!

Jetzt bin ich wieder beim mea culpa, denkt Borin und lächelt ein wenig verächtlich. Bei jeder Schicht dasselbe: Anklage, Rechtfertigung, Schuldbekennnis.

Wenn man hier doch bloss an etwas anderes denken könnte! Zwingen muss man sich dazu, wirklich zwingen. Oh, das kann man!

Borin hält das letzte Klümpchen Brot zwischen den Zähnen und lässt es zergehen. Wie ein Pfefferminzplättchen. Ja, jetzt spürt er deutlich den fad-süssen Geschmack. Nein, erst schmeckt so ein Pfefferminzstückchen scharf. Und dann fade.

Jetzt bin ich richtig dabei, mich zu neuen Gedankenbildern zu zwingen! denkt Borin und freut sich. Pfefferminz, spinnt er weiter. Pfefferminz an der Theaterkasse. Elisabeth und ich. Zweimal Parkett. Das Fräulein an der Kasse – oh, es ist ein hübsches Fräulein, in einem schwarzen Kleid mit weissem Krägelchen – gibt mir zwanzig Pfennig heraus. Zwei Groschen. Da ist vorne eine Zehn aufgestanzt. Und hinten? Ja, was war

denn noch hinten auf den Groschen? Zehntausendmal zwischen den Fingern gehabt und jetzt weiss man es nicht mehr! Ist ja auch egal! Durch das Foyer in das Kino. War ich eigentlich beim Kino oder im Theater? Na, nimm mal Theater, Borin. Ich gehe also mit Elisabeth ins Theater. Was wird gegeben? Etwas Lustiges natürlich! Elisabeth lachte doch so gern und so wunderbar! Etwas Lustiges! Ja, was haben wir denn da? Ah, eine Posse! Eine Posse von Nestroy! Natürlich! Da nehmen wir den «Talisman»! Diese nette Perückensache, in der ein Vagabund mit dem knallroten Haar – schön war die Konstanzer Aufführung im Grenzlandtheater. Die hatten vielleicht Perücken! – der die vielen Witwen heiraten soll und erst bei...

Ein schweres Kohlestück fliegt Borin gegen den Arm. «Dawai!» Der Brigadier. Schon kniet die Russin wieder vor der Kohle. Lewerenz, Kumpel aus Datteln und jetzt Kriegsverbrecher, lässt den Abbauhammer tuckern.

Gut, dass der Hammer wieder rattert! denkt Borin. Der zerrattert alles, was an Gedanken im Kopf sich stapelt und mich verrückt macht! Rattere, lieber Bohrer! Rattere los.

Die erste Schaufel Kohle nach der Pause fängt sich ein wenig trübes Licht von der Lampe weg. Einmal blitzt es. Dann kippt das Geblitze in die Lore hinein und wird zu blossem Dreck.

Borin schaufelt.

*

«Sebastian?»

«Was ist?» fragt Borin.

«Du hast vorhin gedacht!» sagt Alja, ohne in ihrer Arbeit innezuhalten.

«Ja», sagt Borin.

«An Zuhause!»

«Ja!»

«An dein Mädchen?»

«An meine Frau!»

«Lebt sie noch?»

«Ich weiss nicht», zögert Borin. Dann sagt er rasch hinterher: «Doch sie lebt. Ich weiss es.»

«Hast du Nachricht?»

«Nein, aber ich weiss es.»

«Das ist schön!» sagt die Russin.

«Ach, Alja! Ich rede mir das ein, dass Elisabeth lebt! Wer weiss, was mit ihr ist und wo sie ist! Ich weiss nicht einmal, ob wir hier leben. Denn wir leben doch hier nicht!»

«Doch.»

«Lebst du denn noch?»

«Ja.»

«In diesem Dreckloch und Höllenschlund?»

«Ja.»

«Dann sage mir ...!»

Der Abbauhammer von Lewerenz erwürgt wieder alles, was Borin fragen möchte. Der Hammer rattert gross und stark. Eine Kohlewand fällt hinunter, sackt in sich zusammen. Kohlenstaub wird in den Schacht gepresst. Grell lacht Lewerenz dazwischen. Singt ein paar Marschlieder. Rattatatatatata! meckert der Hammer.

«... denn grau wie die Erde, ist uhuhunser Kleid tarn tarn tarn, graue Soldaten im Sturm schwerer Zeit.. . ein starker ...»

Rattatatatatata!

«... meine süsse kleine Gerda, Gerda, Ursula, Marie, Maaarie jajaja Gerda hoi Gerda Ursula Marie!»

Rattatatatatata!

«... ja so wie du gebaut bist Heidemarie, Mariechen, wenn wir am Rhein marschieren, Heidemarie, Mariechen, wenn wir den Wein.. .»

Rattatatatatata...!

*

«Sebastian, der Fuss! Guck doch mal nach! Da ist mir vorhin 'ne Bohle draufgeknallt, dass ich vor Freude aus den Fusslappen gehopst bin!»

«Frost in der Hand!»

«Die Schaufelkante ist mir in die Ellenbeuge gesaut!»

Sebastian Borin, ehemaliger Sanitätsunteroffizier und Medizinstudent, verbindet, streicht Salben, gibt Ratschläge.

Jetzt kommen die Russen. Die sagen meist nichts, sondern halten nur die Glieder hin oder zeigen auf die Stelle, an der es schmerzt.

Fast eine Stunde dauert dieses Helfen.

Dann isst Borin noch die paar Sachen, die man ihm als «Honorar» für seine Behandlung gezahlt hat: zwei Möhren, eine Handvoll Maiskörner, einen Becher voll Grütze, drei kleine Fische.

Seine Ration – die Kappussuppe – bekommt Lewerenz.

«Ins Bett!» sagt Borin.

«Jau!» ist Lewerenz einverstanden.

Borin und Lewerenz schlafen bei den Banditen. Eine Gunst. Borin hat sich diesen Vorteil mit seinem Kameraden verschafft, als er den Häuptling durch eine Pferdekur von einer Blutvergiftung geheilt hatte.

Als der Häuptling – Fjodor Denikin hiess er – nach zwei Tagen wieder aufstehen konnte und die Schwellungen der Leistendrüsen zurückgegangen waren, da war er in die Ecke der Banditenbaracke gegangen, hatte mit Sandstein ein Viereck gemacht und gesagt:

«Das dein Kreml!»

Die Banditen hatten den «Kreml» Sebastian Borins respektiert, auch als dem Fjodor Denikin unglücklicherweise eine Last Ziegel auf den Kopf gefallen war und Michalow Goroschew die Stelle des toten Häuptlings übernahm.

Sebastian Borin hatte Platz in diesem Viereck. Er hatte einen Platz dort für die Pritsche, auf der Lewerenz mit ihm schlief, und für die Kiste mit den paar Tuchfetzen und Pinzetten und Salben.

Der gewaltige Vorteil war, dass Borins Eigentum – ein wenig Kram, den in der Freiheit niemand vom Boden aufheben würde, der aber hier wertvoller war als eine Wohnungseinrichtung – in diesem Viereck für die Banditen tabu war.

Für diesen Vorteil aber lebten Borin und Lewerenz inmitten einer Hölle, im Zentrum des Wahnsinns.

Die Männer mit den tätowierten Adlern auf der Brust waren Schlichter. Zehn-, zwölffache Mörder darunter. Sie hatten nichts mehr zu verlieren.

Nichts mehr? – Doch! einen zerbeulten Aluminiumbecher vielleicht oder das Leben. Ein Unterschied zwischen den zwei Dingen bestand nicht.

Was hat das alles für einen Sinn? Wo liegt der Sinn?

Herrgott, bitte, wo ist der Sinn dessen, dass ich hier bin. Ich, Sebastian Borin, in Workuta? Herrgott, bitte!

Der Mann, der Pater Leppich heisst

1955 steht im aktuellen Lexikon eines deutschen Verlages: Leppich, Johannes, Jesuit. Geb. 1916 in Ratibor; 1946 wurde Leppich Pfarrer im Flüchtlingslager Friedland. Seit 1948 versucht er in Massenversammlungen in der BRD, die Menschen zur Kirche zu führen.

Ein Satz nur über Leppichs Tätigkeit in Friedland.

Ein Satz, der ein Rahmen ist für dieses Bild:

Pfingsten 1946 stellt sich ein Jesuitenpater bei Schwester Hedwig vor, ein Jesuitenpater mit wenig Gepäck und einer langen Konzertflöte.

Leppich fragt: «Haben Sie hier einen Raum für die Messfeier?»

«Nein!» muss Schwester Hedwig sagen.

Der Pater geht mit Schwester Hedwig durch das Lager. Da ist die Waschbaracke, eine Wellblechhütte, in der die sechshundert Blechdosen für das Essen gewaschen werden.

«Hier haben wir unsere Kirche!» sagt Leppich.

Am anderen Morgen um fünf Uhr geht der Pater durch das Lager. Er setzt seine Konzertflöte an den Mund und spielt:

«Lobe den Herren, den mächtigen König ...!»

So wird er es von nun an jeden Tag machen. Ein neues Glockengeläute zum Gottesdienst.

Und mit dem Flöten des Paters huscht ein erstes Lächeln über verstörte Gesichter. Die Weise klingt gut. Sie ist besser als Rufen und Rasseln und Befehlen.

Jetzt muss es besser werden, denkt Schwester Hedwig. Jetzt haben wir einen Priester im Lager. Und einige Streifen Wellblech, die sich zum Schutze um das Sanctissimum krümmen.

Leppich besorgt. Er stellt den Altar auf Konservenbüchsen – was man in diesen Jahren nicht alles aus Konservenbüchsen macht! – legt ein Bettlaken über den Altar und bekommt nach seiner ersten Predigt einen Handwagen voll Rüben für die Flüchtlinge. Wohin mit diesen Gaben? In eine Ecke der Wellblechkirche. Die «Gemüseecke» gehört nun für viele Monate zu dem armseligen Kirchlein hinzu. Sie füllt sich immer neu und speist Hunderte.

Zwei Flüchtlinge unterhalten sich:

«Ob es das sonst wohl noch auf der Welt gibt, so einen Rübenverschlag in einer Kirche!»

«Nee!» sagt der andere und zerschneidet eine Möhre, kratzt das Wurmstichige heraus und kaut dann mit Behaglichkeit.

«Vielleicht bei den ersten Christen», sagt der erste wieder.

«Wir sind immer die ersten Christen», sagt der andere.

Pater Leppich wütet in der Arbeit. Er hält bis 24 Uhr Vorträge und hört bis um 1 Uhr Beichte in der Hütte, in der es nach Rüben duftet.

Dann eilt er – oft schon im Morgengrauen – in das 14 km entfernte Göttingen. Auch dort betreut er die Jugend, die Flüchtlinge, die Entwurzelten. Und wieder zurück nach Friedland: hinten auf einem Leiterwagen, in einem Jeep der Besatzungsmächte, zu Fuss.

Einige Ordensschwwestern sind zur Hilfe ins Lager gekommen. Auch sie schleppen Koffer und wuchten Möbelstücke hoch, die einzelne Flüchtlinge bereits mitbringen.

Pater Leppich bekommt einen Messkoffer geschenkt. Zum erstenmal hat das Lager einen richtigen Kelch, ein Messgewand für seinen Priester.

Ein alter Mann tritt an Pater Leppich heran:

«Ich möchte etwas für die Kirche tun.»

«Das dürfen Sie gern», sagt der Pater und denkt, er bekommt wieder einige Rüben.

«Ich möchte die Mutter Gottes malen!» sagt der Mann. Der Flüchtling malt. Mit Tarnanstrichfarbe und Rostschutzlack, mit Mennige und Wasserfarben schafft er die Madonna der Zeit: eine flüchtende Mutter, die einen Handwagen mit einem Kind darin hinter sich herzieht. Rotkarierte Kissen leuchten heraus.

«Die Madonna ist schön!» sagt ein Kind. «Sie sieht aus wie du, Mutter!»

Der Maler hört es. Dieser Satz eines Kindes ist für ihn das höchste Lob.

Schwester Hedwig näht in diesen Tagen. Sie macht aus Scheuertüchern einen Teppich, mit dem sie die Erde vor dem Altar bedeckt.

Aber die Gemüsecke in der Kirche wird wieder leer.

«Schwester Hedwig, ich habe einen Plan!» sagt da der Pater.

Pater Leppich geht über das Land. Er predigt im Eichsfeld, bei Duderstadt.

Wer in diesen Tagen einen Bauern dazu bringt, einen halben Zentner Getreide für die Flüchtlinge abzugeben, der muss den Menschen mit seiner Rede das Herz aus der Brust reissen können.

Pater Leppich kann das. Er wundert sich selbst darüber.

Er erkennt seine Berufung bei dieser Bettelfahrt durch das Land. Er redet, schuftet, hilft!

Und bricht im November 1946 zusammen. Besinnungslos. Krank.

Soldaten ohne Gesicht

Schwester Hedwig lässt sich die Nachricht noch einmal sagen. Sie kann noch nicht daran glauben.

Der Russe will Kriegsgefangene in grossen Transporten nach Deutschland entlassen.

August 1946. Bisher sind entlassene und geflohene Kriegsgefangene vereinzelt oder in Gruppen gekommen.

Jetzt sollen Hunderte auf einmal kommen!

Der Captain läuft durch das Lager. Er telefoniert aufgeregt mit seiner vorgesetzten Dienststelle.

Aber man bestätigt ihm vorläufig nichts. Nur hat er sich durch diese Anrufe einen Colonel zur Inspektion des Lagers auf den Hals geladen.

Inspektionen haben immer etwas zu bedeuten. Aber der Kommandant des Lagers Friedland hat ein gutes Gewissen. Er hat neue Baracken bauen lassen, hat dem tüchtigen deutschen Lagerarzt Dr. Kessler eine ordentliche Ambulanz verschafft und hat sogar Schwester Hedwig ein paarmal geholfen, bei den Flüchtlingstransporten Kranke zu tragen. Das Beispiel von Mr. David und Mr. Jahn hat Schule gemacht. Das Fraternalisierungsverbot ist gelockert. Man darf wieder mit Deutschen sprechen, mit ihnen lachen und mit ihnen zusammen eine Zigarette rauchen.

Doch diese grossen Haufen von entlassenen Kriegsgefangenen aus Russland! – Man weiss nicht, wie man sich da verhalten soll, denkt der Captain. Auf jeden Fall brauche ich eine Menge Soldaten für diese Aktion. Soldaten sind immer gut. Wer weiss, was passiert. Auch werden unsere russischen Waffenbrüder in den letzten Wochen so seltsam!

Der Captain bekommt seine Soldiers. 120 Mann. Auch neue Vorräte von Munition und Waffen.

Jetzt können sie kommen, denkt der Captain. Meuterei, Auf stand, Ungehorsam! – Ich bin bereit!

*

Ach, dieses Theater! Worte, wie Meuterei, Auf stand und Ungehorsam stehen nicht mehr im Wörterbuch der Soldaten, die in diesem Sommer 1946 unter dem Schlagbaum einhergehen dürfen.

Schwester Hedwig hatte auch einmal die Geschichte der Römer ge-

lernt. Sub jugum mittere! Unter das Joch schicken! – Sie hat dieses Wort wieder vor Augen, als sie die Kolonne kahlgeschorener, an Zeug und Leib zeretzter Männer herantritt sieht.

Unter das Joch schicken! – Hatte sich ein gegnerischer Trupp irgendwo in Gallien, Britannien oder Germanien ergeben, dann wurden die feindlichen Soldaten durch ein aus drei Lanzen gebildetes Tor geschickt. Sie mussten vorher ihre Waffen ablegen und sich tief beugen, wenn sie durch dieses niedrige Joch wollten.

In dem Geschichtsbuch von Schwester Hedwig war eine Zeichnung, die dieses Geschehen illustrierte.

Hier gingen auch Menschen durch das Joch. Zerbrochene Menschen. Gesichter aus Knochen. Lumpen um Brust, Bauch und Bein. Menschen, die wankten. Menschen ohne Gesicht!

Selbst der Captain erschrickt. Das hat er nicht erwartet. Das ist ja entsetzlich! Man sieht kein Gesicht von den Heimkehrern. Alle senken den Kopf tief auf die Brust. Den grossen, mageren, kahlgeschorenen Kopf. Als ob sie zum Schafott müssten, die Männer.

Der Captain schämt sich, dass er so viele Soldaten bestellt hat, um diese Wracks zu eskortieren. Seine Soldaten kommen sich sehr dumm vor, dass sie diese Gerippe selbst dann noch bewachen, wenn die Männer aus Russland an den Strassenrand gehen müssen.

Scham und Schmerz brennen in allen Menschen, die am 10. August 1946 diesen ersten grossen Transport deutscher Kriegsgefangener aus Russland sehen.

Und wieder denkt Schwester Hedwig an die Römer: Finis Germaniae!

*

Grosses Geheimnis Zahl! Magische Mathematik!

In Oberprima sitzt ein Schüler, der kein Verhältnis zur Zahl zu haben glaubt. Er bewundert seine Klassenkameraden, die mit trigonometrischen Figuren operieren, die Zahlengebäude aufstellen und sie zu Wolkenkratzern des Denkens türmen.

Der gleiche Schüler braucht die nackte, klare Zahl einige Jahre später dringend, weil das Wort nicht ausreicht. Er braucht sie zur Untermauerung des Wortes. Er braucht sie, um das, was er schreibt, glaubwürdig zu machen.

So sieht der Mensch aus, der im Sommer 1946 heimkehrt. Nicht einer nur, sondern *der* Heimkehrer. Der Lagerangestellte Hirsch klebt das Foto eines entkleideten Mannes in die Chronik des Lagers Friedland und schreibt darunter:

Plöger, Karl, geb. 22.1.1900, Zimmerpolier aus Soest, Feldwebel, 1. Kraftf.-Kp., Versorg.-Btl. Breslau, gefangen 6.5.45 in Breslau.

17 Monate in sowjetischer Gefangenschaft im Lager K 6 in Kiew. Waldarbeit.

Grösse 1,80 m, Gewicht 50 kg.

Verpflegung: Sehr schlecht, nur reine Wasser- oder Gurkensuppe. Nicht eine Kartoffel seit 1½ Jahren! Brot klitschig, zu frisch.

Behandlung: Sehr schlecht. Viel Schläge durch die Russen. Als ich total dicke Beine hatte, kam ich trotzdem nicht zum Arzt. Die Füße platzten, so dass ich ins Lazarett kam, wo ich bis zur Entlassung lag. Wir mussten die Waldarbeit in Holzpantinen oder barfuss verrichten.

Sterbefälle: Etwa 30 Mann in drei Monaten, bei einer Belegschaft von 400 Mann.

Es ist der Mensch, der so heimkehrt. Wir müssen es noch einmal sagen. Nicht der Mann nur, sondern auch die Frau.

Funk, Maria, Grösse 1,70 m, gefangen in Bukarest als Zivilangestellte beim Art.-Arsenal.

25 Monate in sowjetischer Gefangenschaft, Lg. 1056 Stalino, Schachtarbeit über und unter Tage.

Verpflegung: Schlecht und wenig. Sehr dünne Krautsuppe mit Zusatz von zwei Löffeln Kasch, 800 g Brot, keine Kartoffeln.

Behandlung: Keine Belästigung. Offiziere Hass. Arbeit ohne Rücksicht auf Kleidung. Bevölkerung anständig und nett, aber die Jugend verhetzt. Teilweise von Russen geschlagen. Im Lager mit Männern zusammen.

Sterbefälle: In $\frac{3}{4}$ Jahr von 240 Insassen 135 gestorben.

Das sind die Tatsachen des Jahres 1946.

Schwester Hedwig hat einen Transport zu begleiten. In die Dortmunder Gegend. Ein paar alte Menschen, die in ihr zertrümmertes Zuhause zurückwollen.

In Bünde sitzt Schwester Hedwig auf dem Bahnsteig. Es gibt wieder einen Fahrplan, der genau eingehalten wird. Die Ausländer, die als Touristen das abgewrackte Deutschland bereisen, wundern sich über die Exaktheit, mit der in diesem Lande wieder Pläne gemacht und eingehalten werden.

Schwester Hedwig hat die Wahl zwischen einem Personenzug nach Hannover und einem D-Zug, der erst in einer Stunde fährt.

Was man hat, das hat man! denkt die Schwester, und begibt sich in den Personenzug. Dummes Gefühl, was habe ich heute denn nur?

Unruhig geht die Schwester durch den Gang bis ans Ende des Zuges. Sie schaut in ein Abteil. Sieht eine alte, kleine Frau mit einer braunen Pelzmütze. Diese Pelzmütze ..

«Mutter!» schreit Schwester Hedwig.

Die alte Frau dreht sich um und schluchzt.

«Hedwig!» sagt sie nur. Aber ganz leise. Und streichelt ihrer Tochter über das Haar.

Es ist der 12. November 1946.

«Wo ist Vater?» fragt die alte Frau nach einer Weile, als sie wieder sehen kann.

«Bei mir», sagt Schwester Hedwig, die nach allem Elend und aller Furchtbarkeit nun wieder zum Kind wird. «Bei mir in Friedland!»

«Bei dir in Friedland.»

Die Mutter von Schwester Hedwig kommt aus dem Internierungslager von Dänemark. Mit einer ihrer Töchter. Jetzt hat sie auch die andere wieder und den Mann.

Der Mann hilft im Lager Friedland.

Für die Mutter von Schwester Hedwig bekommt das Wort Friedland mit einem Male einen besonderen Klang.

Und es sind Tausende, die sich fragen, warum der Ort an der Zonengrenze, der Frieden und Freiheit bedeutet, diesen symbolhaften Namen trägt.

Friedland!

Der Lehrer der Dorfschule steht am Fenster. Draussen ziehen die Menschen vorbei. Da geht Schwester Hedwig mit ihrer Mutter und leiblichen Schwester.

Hier drinnen sitzen die Kinder und lauschen.

«Vredelant, so heisst die Befestigung, die Albrecht der Grosse 1274 an der Leine erbauen liess. Man brauchte diese Befestigung gegen Hessen und Mainz. 1279 stirbt Albrecht. Friedland bekommt einen Verwalter, einen Vogt. Wir kennen noch die Namen dieser Vögte. Hermann von Stockhausen hiess einer und ein anderer Johann von Rengelderode. So kann man es im Lehnbuch von 1318 nachlesen. Friedland schützte den Hellweg, die grosse Kaufmanns- und Heeresstrasse, die sich von Witzhausen und weit aus Süddeutschland her an der Burg vorbeikrümmt.

Elwira, sprich nicht!

Ich habe euch hier ein Bild mitgebracht. Einen Kupferstich nennt man das. So sah die Burg Friedland um 1650 aus. Sie brachte wirklich Frieden für das Land, das sie beschützte. Jahrhundertlang kam kein Heerhaufen an dieser Feste vorbei.»

«Wie viele Leute lebten denn damals in Friedland, Herr Lehrer?»

«Das weiss ich sogar genau, Klaus. Es waren 315! Später siedelten sich noch mehr Menschen im Schutz der Burg an. Auch wurde die Feste durch neue Wälle und Anbauten erweitert. Dann wird Friedland – 1406 ist es – ein Geschenk. Herzog Otto schenkt es seiner Gattin Agnes von Hessen. Diese Morgengabe tritt man später als Pfand ab. Die Stadt Göttingen überlässt die Burg einem Ritter, der Gunzel von Grone heisst. Im Dreissigjährigen Krieg aber beschiesst Tilly mit vier Falkonetten die Burg. Für die Feuerwaffen sind die Mauern zu dünn!»

«Waren das Flammenwerfer, diese Feuerwaffen?»

«Nein, Peter. Feuerwaffen hiessen damals die Musketen und kleinen und grossen Kanonen. Flammenwerfer gab es damals noch nicht!»

«Mein Papa ist im Flammenwerferstrahl verbrannt! Das hat Mutti mir erzählt!»

Der Lehrer schweigt betroffen.

Dann sagt er leise:

«Das gab es damals noch nicht, Kind. Gott sei dafür gedankt!» Was soll ich euch anderes sagen, denkt der Lehrer.

Er fährt fort:

«Danach hat Friedland keinen Krieg mehr erlebt, nicht mehr unmittelbar. Ein friedliches Dörfchen mit 391 Einwohnern.»

«Aber die Tiefflieger ...?» fragt ein Kind.

«Ach ja!» sagt der Lehrer schnell. «In den letzten Tagen des letzten Krieges haben doch noch Tiefflieger das Dorf beschossen. Am 7. April 1945. Ein Mann und zwei Kinder sind dabei umgekommen.»

«Friedel und Karlheinz! Die Hoffmanns waren es!» ruft ein Kind. Es ruft so wissensfroh wie: 1492 entdeckte Kolumbus Amerika!

«Und am 8. April schossen die Kanonen ins Versuchsgut! Da war der Herr Klie von tot!» sagt ein Junge barsch.

«Ja, das war der Krieg, der ganz zuletzt doch noch Friedland aufgestöbert hat.»

Der Lehrer denkt weiter: Eigentlich hat der Krieg dieses Friedland immer aufgestöbert. Ich müsste den Kindern noch von den Gefallenen erzählen, dem Blutzoll, den dieses Dörfchen wie jede andere deutsche Ortschaft in jedem Krieg gezahlt hat. Aber warum soll ich Christa und Erwin und Renate an ihre gefallenen Väter erinnern?

«Und die Toten auf dem Flüchtlingsfriedhof?» fragt da Wolf. «Gehören die auch noch zum Krieg? Der Mann, den man aus der Leine gefischt hat und der so grün im Gesicht war, und die beiden alten Frauen auf dem Acker und die andern?»

Ja, gehören diese Menschen, diese Toten des grossen Trecks auch noch zum Krieg?

Da sagt der Lehrer sehr bestimmt: «Ja!» Er wiederholt es: «Ja! diese Toten gehören noch zum grossen Krieg!»

Es ist immer noch Krieg, denkt der Lehrer dabei und dreht sich wieder dem Fenster zu. Ich brauche nur hinauszuschauen und die Menschen in ihrem Elend vorbeiziehen zu sehen.

Immer noch Krieg. 1946!

Der Krieg spült mit letzten Ausläufern sein Strandgut in den Ort hinein, der Friedland heisst.

In Workuta brüllt die Erde

Borin stolpert über die Spitzhacke und schlägt hin.

«Mach keinen Unsinn!» murt Lewerenz und hilft ihm auf.

Dieses Aufhelfen ist nötig. Hier im Schacht kann ein Hinfallen das Niewiederaufstehen bedeuten.

«Als ich auf der Erde gelegen habe, hörte es sich so an, als ob die Kohle seufzte!» sagt Borin und spürt, wie der schwarze Schleier vor sei-

nen Augen von roten Punkten durchlöchert wird und schliesslich ganz verschwunden ist.

«Die Erde seufzt hier in Workuta nicht», sagt Lewerenz und klickt einen neuen Einsatz in den Bohrer. «Die Erde brüllt vor Schmerz in Workuta!»

Lewerenz hat das beschwörend gesagt und dabei die Augen weit aufgerissen. Es sieht gespenstisch aus: der hagere Kopf, die Tränensäcke unter den weissen Augen, der weitgeöffnete Mund über der heruntergeklappten Kinnlade.

Alja steht wieder zwischen den Männern:

«Workuta ist Katakombe», sagt sie.

«Was ist das?» fragt Lewerenz unwillig.

«Die Zuflucht der römischen Christen in der Verfolgung. Unterirdisches Netz von Gängen, gleichzeitig Grabkammern», erklärt Borin.

«Na ja! Das kommt hin. Grabkammern ist richtig. Hier wird verreckt. Im Bauch der Erde. Und oben am Förderturm kräht kein Hahn nach dir!» Lewerenz spricht es dumpf vor sich hin. «Wenn auf König Ludwig was passierte, Strebruch oder so, dann war das oben gleich bekannt, und die Frauleute standen ängstlich an der Pfortnerei und riefen deinen Namen. Da warste doch noch jemand, auf König Ludwig. Aber hier wirste immer weniger und spuchtiger und machst auf dem Donnerbalken schon Blut und bist bald einfach nicht mehr da – ach, Mist! Weitermachen, immer weitermachen!»

Borin hat bei dieser Schicht zwei Dinge, mit denen er fertig werden muss. Zwei Gedanken. Den einen will er gleich verarbeiten.

Und er fragte auf die Schultern der Russin zu:

«Woher weisst du das eigentlich mit den Katakomben, Alja?»

«Das hat der Bischof uns erzählt.»

«Der Bischof?»

«Alja hat gesagt: der Bischof!» sagt die Russin, dreht sich in den Hüften zu Borin herum und hat ein schönes, tiefes Lächeln im Antlitz.

Es ist jetzt wirklich ein Antlitz, das Gesicht des weiblichen Roboters da vor mir. Gesicht kann man da nicht sagen. Das ist zu blass, zu farblos, denkt Borin.

Alja sagt:

«Ich Verbrecher, du Verbrecher, Lewerenz Verbrecher. Darum kann ich dir sagen: bevor ihr da wart, war ein litauischer Bischof hier unten. Hat die heilige Messe gefeiert mit uns. Wir haben ihm eine Stola gestickt, heimlich. Ich habe noch ein paar Fäden aus meiner Bluse gezogen, damit wir genug Stickgarn hatten. Der Bischof hat die Stola geweiht, hier unten im Schacht. Hat auch die Fäden aus Aljas Bluse geweiht. Und dann hat der Bischof – er war nur mit Wattejacke wie alle, aber man sah doch: Bischof! – gepredigt, über die Katakomben.»

«Ja gibt es dann noch Religion hier, einen richtigen Glauben, Alja?»

«Doch», sagt das russische Mädchen. «Es gibt noch einen Glauben in Russland. Aber der muss sich ganz tief in die Erde verkriechen. Ganz tief in den Schoss des uralten Mütterchens Russland. Da wird er eines Tages wieder herauswachsen. Und er wird stark sein und gross, dieser Glaube, diese Religion, weil die Wurzeln so tief reichten.»

«Aber Mädchen», sagt Borin, und ein Bedauern schwingt in seiner Stimme mit.

Das Mädchen hat diesen Unterton deutlich herausgespürt, und sein Lächeln wird schwerer und trauriger:

«Ich weiss, was du sagen willst, Sebastian. Du denkst: Alja schnappt über, wie ihr immer sagt in Deutschland. Aber Alja hat es auch viel leichter als du und Bruno Lewerenz. Alja hat es leicht, zu glauben, denn Alja weiss! Ich weiss, dass Christus hier unten auf der zwölften Sohle von Workuta ist!»

«Wieso weisst du das?»

«Weil ich ihn hier empfangen habe!»

Borin erschrickt.

«Du hast hier kommuniziert?»

«Da!» sagt Alja.

«Und mit dir noch viele Russen?»

«Sehr viele. Und Litauer, ein paar Polen, zwei Chinesen.»

Borin schweigt und grübelt.

Die Russin dreht sich wieder um und kratzt Borin die Kohle hin. Was ist denn jetzt los? denkt Sebastian Borin. Muss ich nach Workuta kommen, um ein neues Christentum zu erleben? Ausgerechnet in den letzten Winkel der Sowjetunion, um da auf eine Christin zu stossen, wie ich sie sonst nur aus der Bibel kenne?

«Au!» Ein kantiges Kohlestück schabt an Borins Schienbein vorbei und legt unter der Haut sofort ein wenig vom Knochen bloss; so dünn ist das Zellgewebe.

«In Workuta verrecken, wo die Erde brüllt!» sagt Lewerenz in sein Gebohre hinein. «Gute Zeche König Ludwig, tirallala, zwei, drei, vier, jeder brave Musketier ...!»

Lewerenz singt schon wieder. Jetzt hat er mir meinen Gedanken mit dem Christentum ganz zur Seite gedrückt. Durch dieses blöde Summen vom Verrecken.

Wenn er noch sterben gesagt hätte! Aber das ist auch wirklich kein Sterben hier. Da muss man wohl krepieren oder verrecken sagen, zu diesem seltsamen Tod, der jeden Tag kommt und sich ein neues Quentchen Fleisch und ein Stück Sehne und Haut und Herz mitnimmt. Dieser Schleicher Tod, dem es gar nichts ausmacht, wenn hunderttausend Menschen in Workuta einen Todeskampf haben, der drei Jahre dauert.

Und dann das mit den Frauen, die bei der Zeche König Ludwig auf ihre Männer warten.

Warum schreibt Elisabeth nicht? – Ich habe die fünfte Karte nach Berlin geschickt. Lebt Elisabeth noch?

Katakomben! hat Alja gesagt. Wie die ersten Christen, spinnt Borin seinen Gedankenfaden weiter, der so vieles wiederholt. Wie die Märtyrer.

Halt! denkt Borin. Das ist ein Kurzschluss in deinem Gehirn, mein lieber Sebastian. Es funktioniert wohl nicht mehr recht. Zum Martyrium gehört die Überzeugung, der Glaube, der das Leiden und selbst das Hingemetzeltwerden verkärt. Ob das wirklich so ein schlimmer Tod war, in der Arena vor den Römern zu sterben? – Da stand man und sang ein starkes Lied oder sprach mit Gott, und wenn die Bestien kamen, dann war es ein kurzer, gnadenreicher Tod. Und man bekam noch den Applaus der Zenturionen, wenn man in guter Haltung im Sande des Kolosseums blieb.

Aber hier? Applaus? Hä! Wer hört und sieht etwas von uns? Wer weiss überhaupt, dass ich hier bin? – Na? Da ist Bruno Lewerenz und die Studentin Alja Katajew aus Moskau. Die kennen mich. Aber die werden mit mir hier zugrunde gehen. Wir sind schon auf dem Grunde. Kennt mich der Brigadier? – Gewiss nicht mit Namen. Wenn der Brigadier gleich kommt und tritt mir seinen Stiefel ins Gedärm und ich bleibe liegen und sage «quack!», dann bin ich weg, und oben ist wie sonst Appell, und in meinen «Kreml» holt sich Lewerenz einen anderen, und niemand weint um mich, und niemand kann sagen: «Der Borin, der ist in guter Haltung gestorben, ein richtiger Märtyrer!» Und niemand klatscht.

«... der Heller ward zu Wasser, der Batzen ward zu Wein, ja Wein, der Heller ward zu Waaaaasser... verflixte Kohle, ich werde dir ein Loch in den Hintern bohren, und wenn du noch so hart bist... der Baaatzen ward zu Wein. Heidiheidoheida...!» schmettert und wettet Lewerenz.

Und niemand klatscht! denkt Borin. Hat sich was mit Katakomben und römischer Arena. Hier ist was anderes. Hier ist der grosse Ausverkauf des Menschen in Josef Stalins roter Bude! Hier wird Kohle gekratzt für zwei Liter Kappeswasser, und hier wird Blut gekotzt, und hier wird abgetreten, wenn Schluss ist! – Borin fällt in sich zusammen. Er schaufelt seine Kohlebrocken, aber innerlich kippt er ab.

Ach Alja! Du hast es wirklich leichter, denkt Borin und lässt seinen heissen Kopf für einen Schaufelstoss am Stahl der Lore ausruhen. Du weisst, dass Christus hier ist.

Ich armer Hund, ich, der Sebastian Borin, weiss es nicht! Aber ich habe es wohl noch nie ganz richtig gewusst! Borin schlägt den Klotz vom Rade weg und schiebt die Lore an. Es kostet viel Energie, und ihm bleibt kein Spielraum mehr zum Denken.

Nun kommt Borin zurück. Das Denken setzt wieder ein. Er läuft gleichsam an:

Vielleicht habe ich mir den Christus selbst verschüttet! Damals, als ich mir «Begriffe» klärte. Wie ging das doch noch? – Ah, so: Leben bedeutet das Zusammenspiel und die Abfolge angeborener und bedingter Reaktionen. Der Einwand, dass das Leben mehr sein muss als ein Zusammenspiel von Reaktionen, zeigt, dass der Einwendende nicht weiss um die Vielfalt der Funktionen, die in der Gehirns substanz durch Anziehen und Abstossen kleinster Stoffteilchen Denkvorgänge erregen und Bewegungen auslösen. Dieser Einwand lässt sogar vermuten, dass der Betreffende nicht gewillt ist, die Mühe einer Analyse seines Verhaltens auf sich zu nehmen, um so seinen Begriff Leben zu berichtigen und brauchbar zu machen.

Das war die Begriffsdefinition «Leben». Hilft sie dir heute, Sebastian Borin, Plennij Borin?

Nein! sagt sich Borin ehrlich.

Aber vielleicht kommt das Gelernte vom Sterben hin. Ich muss es doch noch können! Genauso gut, wie ich den Satz vom Kolbenhalsumfassen beim Karabiner noch auswendig kann. Wie also habe ich damals den Tod gesehen?

Die Gedanken Borins klirren ab wie ein Automat, der seine Münze geschluckt hat:

Folgendes ist empirisch gesichert: Ein Weiterleben in irgendeiner nur entfernt ähnlichen Art, wie wir hier auf Erden leben, gibt es nicht. Es gibt keine Wahrnehmung ohne Sinnesorgane, keine Gedanken ohne Muskelbewegungen, kein Gefühl ohne Blutgefässveränderungen. Und es gibt keine Reaktion der Sinnesorgane, keine Muskel- und Sprechbewegungen, keine Blutgefässveränderungen ohne Nervensystem. Das Nervensystem geht aber genauso wie unsere Sinnesorgane, unsere Muskeln, unsere Sprechwerkzeuge und unsere Blutgefässe im Augenblick des Todes zugrunde. Der menschliche Mechanismus steht still, er funktioniert nicht mehr. Der Tote nimmt nichts mehr wahr, denkt nichts mehr, fühlt nichts mehr, kann nichts mehr tun. Er ist nicht mehr.

Ist das denn noch richtig? fragt sich Borin. Hat das hier unten seinen Sinn?

Ich glaube, ich muss da weiter durchstossen. Zu einfacheren Sachen, zu Grundgedanken.

In Borin taucht ein Bild hoch:

Der kleine Sebastian Borin im Religionsunterricht.

Der Lehrer:

«Wozu sind wir auf Erden?»

Borin:

«Um den Willen Gottes zu erfüllen und dadurch in den Himmel zu kommen!»

«Gut, Bastian!» hatte da der Lehrer gesagt und ihm ein Heiligenbildchen geschenkt, worauf stand: «Dem fleissigen Kinde.»

Also! holt Borin sich in die Realität zurück – und das fällt nicht schwer, weil Lewerenz wieder gröhlt – Also: Um den Willen Gottes zu

tun. Ganz einfach, nicht? Aber da ist schon der Kurzschluss. Denn wie kann das hier der Wille Gottes sein? Wie kann das der Wille Gottes sein, dass wir Menschen in Workuta roboten und dabei vor die Hunde gehen?

Und laut fragt Borin:

«Alja, ich komme nicht mehr zurecht! Warum nicht?»

«Mit dem Schaufeln?»

«Nein, mit meinem Denken. Du, kann das der Wille Gottes sein, dass wir alle hier eingehen?»

«Vielleicht!» sagt die Russin und hält die Schultern still.

«Was, vielleicht! Versündige dich doch nicht, Alja! Da musst du doch ganz einfach ‚nein‘ schreien, auf diese Frage!»

«Weisst du, Sebastian, was Gott mit uns vorhat, gerade hier?» fragt das Russenmädchen.

«Der Bohrer tut's nicht mehr!» Lewerenz reisst das Gerät mit Wucht aus dem Bohrloch, das nicht tiefer werden will. «Wir müssen sprengen!»

Lewerenz stapft nach hinten, zum Brigadier. Er nimmt die Grubenlampe mit. Es gibt nur eine hier vorn.

Borin und Alja sind im Dunkeln. Sie setzen sich auf die Kohle.

Sebastian Borin möchte viel sagen. Aber es ist zuviel, darum sagt er gar nichts.

Dieses verdammte Grübeln macht einen noch kaputt! denkt er wütend. Man müsste einfach abschalten können. Klick – aus! So müsste das gehen.

Aber dann fragt Borin doch in das kohlenstaubige Dunkel hinein:

«Kann man denn einmal an der Messe teilnehmen, hier im Schacht? Davon habe ich gar nichts gewusst!»

«Wir haben keine Messe mehr!» sagt es aus dem Schwarz des Strebs zurück. «Man hat den Bischof erwürgt. Mit blossen Händen erwürgt.»

«Oh!» sagt Borin nur und legt seine Hand dem Russenmädchen auf die Schulter, und er spürt, wie Alja leise weint. Es ist das erste Mal, dass er sie so kennt. Als Frau. Als Frau jetzt, da sie weint.

Lewerenz trägt die Lichtkugel vor sich her. In der Linken hat er Sprengpatronen. Sie sind abgezählt, und er hat einen Wisch dafür unterschrieben. Etwas von dem Sprengstoff nach oben zu schmuggeln, ist bisher noch nicht gelungen. Schon der Versuch ist Sabotage und bringt einem den Hungerkarzer ein. Lewerenz war einmal drin: nackt, im Waserkeller, im Unrat der Vorgänger. Sein Irrsinn kam damals auf den Höhepunkt.

Der einstige Kumpel aus Datteln beherrscht sein Metier noch so gut wie damals auf König Ludwig. Er ist sein eigener Feuerwerker, der Lewerenz.

Sorgfältig die Patronen in die mit Wasser ausgespülten Bohrlöcher. Jetzt mit Lehm verpappen. Schiessdraht daran. «Zurück!» befiehlt Lewerenz.

Gleichmütig stolpern Borin und die Russin nach hinten. Lewerenz kommt nach.

«Alles klar?» fragt Lewerenz. «Ja!» ruft Borin schnell.

«Dann will ich mal...!»

Da geht es wie ein Riss durch die drei Menschen. Wie ein ungeheures Aufreißen rast es durch den Schacht, durch das ganze Workuta.

Brrrruch!

Stempel knacken weg, werden auf die drei Menschen zugeschleudert.

«Hinschmeissen!» brüllt Lewerenz.

«Was ist denn...?» ruft Borin. Aber da kommt mit Wucht die Faust von Lewerenz von irgendwoher und schlägt Borin zu Boden. Borin spürt noch, wie der Körper von Lewerenz auf ihn fällt.

Krrach! Knack knack knack knack!

Knistern und Rieseln. Dreck setzt sich mit ekligem Geknirsche zwischen den Zähnen Borins fest.

Borin speit und fragt mühsam, weil sein Brustkorb eingeeengt ist:

«Hast du falsch gesprengt?»

Lewerenz hebt ein wenig den Kopf:

«Überhaupt nicht gesprengt! Das kommt woanders her!»

Und der Kumpel von König Ludwig lauscht aufmerksam in das Schwarz hinein, das den Schacht ausfüllt. Wenn es jetzt plätschert, können wir wie die Ratten ersaufen! Wenn die Luft in die Nasen beizt, verschmurgeln wir bald im Feuer! Also, watt nu?

Lewerenz lauscht auf das Stöhnen der Erde, horcht auf die Zeichen, die die Kohle dem Eingeweihten gibt. Aber es bleibt still.

Doch ist da nicht ein Wimmern?

«Alja!» sagt Borin. «Wo ist die Russin?»

Lewerenz und Borin taumeln hoch. Die Lampe ist weg.

«Ruhig mal!» verlangt Lewerenz.

Wieder ist das Wimmern da.

Dann sind die beiden Männer bei der Russin. Lewerenz fühlt es: eine Bohle klemmt den Arm Aljas ein, und ein Kohleblock liegt auf den Unterschenkeln.

Nicht so schlimm, weiss Lewerenz.

«Sebastian!» stöhnt die Russin. «Versprich mir... aahh!» Wieder das Wimmern.

Um Gottes willen! denkt Borin. Was soll ich dem Mädchen jetzt versprechen? Alja stirbt jetzt. Ich fühle ja hier das Blut auf ihrer Schulter, die immer vor mir war. Und dann verlangt sie eines der berühmten Sterbebettversprechen von mir, an deren Einhaltung schon mancher zerbrochen ist. Soll ich ihr Versprechen, wieder an Christus zu glauben? Daran, dass er auch hier unten in Workuta ist? – Bitte, nicht so etwas jetzt? Das mag in einen Film hineinpassen oder in ein schlechtes Buch. Aber hier ist Wirklichkeit, und ich kann nicht... !

«Versprich mir, dass du wieder nach Hause kommst, dass du dich durchschlägst, Sebastian. Dass du nicht durchdrehst wie Lewerenz oder die andern!»

Obgleich die mit Staub geschwängerte Luft ihn bald erstickt, atmet Borin mit einemmal tief auf.

«Ja, Alja, das kann ich dir versprechen! Das hatte ich sowieso vor. Wieder nach Hause zu kommen, ungeboren. Zu Elisabeth!»

Hatte ich das wirklich vor? fragt Borin. Aber jetzt habe ich es gesagt. Ich will wieder nach Hause. Wo und wann das auch sein mag.

«Quasselt nicht so daher!» kommt die Stimme von Lewerenz begütigend an beide heran. Mit der Stimme quillt Licht auf; Lewerenz hat die Grubenlampe angesteckt.

«Hoch mit dem Balken! Angepackt, Sebastian!» kommandiert der Kumpel.

Ächzend heben die Männer das Holzstück, das früher einer von ihnen schnell gestemmt hätte, Zentimeter um Zentimeter vom Leib der Russin ab.

«Werfen!» Polternd fliegt die Bohle zur Seite.

«Nun die Kohle! Stemmeisen!»

«Ahh, hm!»

Kurz schreit das Mädchen auf,

«Noch einmal! Druck!»

Alja liegt frei. Ganz zart heben die beiden Männer die Russin auf und tragen sie zum Förderkorb.

Eine Arbeitskameradin, eine Mitgefangene ist verwundet. Das denken Lewerenz und Borin.

Ein Roboter ist beschädigt! So sieht es auf der Liste aus, auf der Aljas Name eingekritzelt ist.

Ein Roboter beschädigt?

Nein, 243 Menschen sind an diesem Tage in Workuta angeschlagen, und 113 sind tot!

«Schweres Grubenunglück in Workuta!» würde in einer freien Presse die Schlagzeile dieses Tages lauten.

Aber Workuta liegt nicht dort, wo es eine freie Presse gibt. Darum erfährt die Welt nicht, dass in Workuta wieder einmal die Erde vor Schmerz gebrüllt hat und dieses Brüllen 113 Menschen verschlang, 113 Sklaven des 20. Jahrhunderts.

«Der Mensch Borin ist heute um einen Schritt weitergekommen!» Diese Schlagzeile würde aber auch nicht in der freiesten Presse der Welt stehen. Und doch wäre sie so wahr wie die erste Überschrift.

Sebastian Borin, der Sanitätsunteroffizier, ist an diesem Tage des Jahres 1946 um einen grossen Schritt weitergekommen.

Und Sebastian Borin weiss es. Trotz allem körperlichen Elend.

Stockholms-Tidningen

Schwester Hedwig läuft in einen Ruf hinein:

«Da ist ein Mann, der sieht so schlecht aus!»

Alle sehen schlecht aus. Wenn es erst betont wird, muss es sehr schlimm um den Mann stehen, denkt Schwester Hedwig und folgt dem Überbringer der Nachricht.

Der Mann, bei dem Schwester Hedwig ankommt, kann nicht mehr gehen. Er schwankt wie ein Betrunkener, als er es versucht. Trunken von Auszehrung, Hunger und Angst.

Wieder muss ein Handwagen heran, der Volkswagen jener Jahre. Schwester Hedwig setzt den Mann vorsichtig hinein und fährt ihn zur Ambulanz.

«Sie bringen mir einen Toten!» sagt der Arzt Dr. Kessler nach kurzer, aber gründlicher Untersuchung. «Ich habe jemanden zur Operation hier. Schwester, sind Sie so liebenswürdig und bringen Sie bitte den Mann in die Leichenhalle? Ich will eben die Personalien auf nehmen. Wissen Sie sie?»

«Der Mann hat seine Registrierungskarte bei sich», sagt Schwester Hedwig. «Hier: Leonhard Kuckelmann, Arbeiter, geb. 6.12.1894 zu Aachen, zuletzt wohnhaft in Eisleben!»

Todesursache: Herzschwäche und Erschöpfung, schreibt Dr. Kessler.

Schwester Hedwig zieht den Handkarren mit dem Toten bergan, zum Friedhof des Dorfes. Die Gemeinde hat neben dem Totenacker für die Einwohner Friedlands einen zweiten Friedhof angelegt, zehn mal fünfzehn Meter, mit Kreuzen, die alle gleich aussehen. Wie ein Soldatenfriedhof.

Schwester Hedwig dreht sich während des Ziehens um. Der Kopf des toten Mannes baumelt über der Kante des Wagens. Die Menschen, die dem profanen Leichenzug begeben, erschrecken bis ins Mark.

Was soll ich tun? fragt sich Schwester Hedwig. Sie legt dem Toten den Hut über das graue Gesicht und zieht den winzigen Todeskarren weiter.

Die kleine Leichenhalle nimmt den Toten auf. Schwester Hedwig verlässt den Friedhof.

*

Aber im Lager steht eine Frau, die Klara Kuckelmann heisst. Sie hat ein Kind an der Hand und fragt nach Leonhard Kuckelmann aus Eisleben.

«Schwester, ich heisse Klara Kuckelmann. Wissen Sie, wo mein Mann sich aufhält? Er muss heute Morgen zum Registrieren gegangen sein!»

Schwester Hedwig hat Angst.

«Wie alt ist denn Ihr Mann?»

«Zweiundfünfzig.»

Das ist er, denkt Schwester Hedwig und weiss nicht, wie sie es der Frau sagen soll.

«Wenn – wenn Sie bitte einmal mitkommen wollen, Frau Kuckelmann? Ihr Mann ist.. . aber vielleicht ist er es nicht.»

«Was ist mit meinem Mann?» sagt die Frau sehr schnell, und ihre Hand zuckt dabei zum Mund.

«Es ist heute einem Mann sehr schlecht geworden. Er ist...!» Schwester Hedwig kann das Wort immer noch nicht sagen.

«Kommen Sie.» Das sagt die Schwester leise und schlicht und fasst eine Hand der Frau. «Ich führe Sie hin!»

Wieder der Pfad zum Friedhof hinauf. Frau Kuckelmann wagt nicht, in die Leichenhalle einzutreten. Sie bleibt in der Tür stehen. Schwester Hedwig zieht die Decke vom Gesicht des Mannes weg.

«Das ist er», sagt die Frau. «Das ist Leonhard.» Kein Schluchzen, kein Erschrecken mehr. Nur Leere.

Das Kind zerrt der Mutter die Hand.

Schwester Hedwig kommt wieder aus der Kapelle heraus. Und da sagt die Frau ganz langsam, aber betont zu der Schwester:

«Ich kann nicht an meinen verstorbenen Mann herangehen. Bitte verstehen Sie das. Aber ich bin jetzt allein mit dem Kind und habe so gut wie kein Gepäck. Würden Sie wohl. ..?»

«Bitte, sprechen Sie nur», sagt Schwester Hedwig, die froh ist, dass die Frau vor ihr nicht zusammenbricht in Fassungslosigkeit.

«Würden Sie wohl meinem Mann den Anzug ausziehen? Das ist jetzt unsere einzige Habe. Ich brauche den Anzug. Für das Kind. Verstehen Sie das bitte!»

Schwester Hedwig versteht. Sie weiss, was heutzutage ein Anzug wert ist. Auch der Anzug eines Toten.

Als Schwester Hedwig den Toten entkleidet, denkt sie an eine Zeitschrift, die ihr einer der englischen Soldaten vor wenigen Tagen geschenkt hat. «Life» stand auf dem Titelblatt. Und im Innern war ein Bericht über die Beerdigung eines farbigen Jazzmusikers. Auch der Name des Beerdigungsinstitutes stand dabei. «Rugleigh-Brothers.» Man hat dem Toten ein Lächeln ins Gesicht geknetet und ihn mit dem schwarzen Abendanzug auf weisse Seide gebettet. Das war sehr eindrucksvoll: das schwarze Gesicht, die schneeweisse Seide.

Schwester Hedwig zieht dem toten Herrn Kuckelmann den grünen Anzug aus. Die Aufschläge der Hose sind zerschissen und verschlamm. Als die Frau den Anzug ihres Mannes von Schwester Hedwig über den Arm gelegt bekommt, weint sie. Jetzt erst.

*

Es ist 1947. Wir essen zerbröckeltes Maisbrot und lassen immer noch die Uniformstücke umfärben. Auf den Bahnhöfen stolpern wir über den Schutt. Aber ab und zu fährt ein internationaler Schlafwagen über die Gleise. Da sieht man hinein. Gutgenährte Soldaten sind in den Zügen.

Sie führen Fleischstücke zum Mund und trinken Cocktails.

Wir frieren noch mehr. Staatsanwälte stehlen eine Aktentasche voll Kohlen von Güterzügen.

Wir sind die schlechten Verlierer. Die Zeiten haben sich geändert.

Doch lass uns nicht ungerecht sein! In einem der Schlafwagen sitzt Herbert Hoover aus den USA. Der Mann kann etwas und ist ein grossartiger Wirtschaftsexperte. Als er 1928 Präsident der USA wird, hat er Pech. Die Wirtschaftskrise kommt. Sie schafft in den USA 13 Millionen Arbeitslose. Die spucken aus, wenn sie den Namen Hoover hören. Und weil man so unzufrieden ist, kommt 1932 Franklin D. Roosevelt, unser Mann aus dem Kurort Jalta, auf den amerikanischen Präsidentenstuhl.

Der Expräsident Hoover ist immer noch ein ausgezeichnete Wirtschaftsboss. Im Februar 1947 bereist er Deutschland im Auftrag des amerikanischen Volkes. Hoover sieht Menschen frierend auf Schuttbahnhöfen stehen. Und er sieht noch mehr. Die Augen dieses Mannes haben bereits viel Not gesehen. Er hat schon nach dem 1. Weltkrieg das Quäker-Hilfsprogramm für Mittel- und Osteuropa organisiert. Doch hier? Im Deutschland von 1947?

Hoover geht durch Kinderheime und sieht Kinder mit Greisengesichtern. Er sieht, wie ein Strassenbahnschaffner die Zigarrenkippe aufhebt, die der Präsident wegwirft. Er sieht auch Plakate, auf denen Radikalinskis das zerschlagene, blutende Deutschland auffordern, sich zu verkaufen.

Hoover fährt in die USA zurück und sagt im Weissen Haus: «Dieses Elend in Deutschland wird auf uns zurückprallen. Tun wir drei Dinge, und das Land ist in der Lage, sich selbst zu erhalten: eine eigene Regierung wählen lassen, die Demontagen einstellen und die Wirtschaft Deutschlands ankurbeln!»

Kein Beifall. Aber das Wort ist gesagt.

Es geschieht noch einiges, während Schwester Hedwig dem Toten Kuckelmann den Anzug vom Leibe nimmt:

Die USA fordern Frankreich, Belgien und Luxemburg zur Entlassung der ihnen übergebenen 674'000 deutschen Kriegsgefangenen bis zum 1.10.1947 auf. – Warum nicht auch die Sowjetunion?

Am 27. März bildet sich in den Westzonen ein parlamentarischer Rat.

Ab 1. März gibt es ein Flüchtlingsgesetz, das die Vertriebenen rechtlich der einheimischen Bevölkerung gleichstellt.

Am 23. April 1947 einigen sich die Aussenminister der «Grossen Vier» – es gibt tolle Namen für Menschen zu dieser Zeit! – über die Entlassung aller deutschen Kriegsgefangenen. Am 31.12.1948 soll auch der letzte ehemalige deutsche Soldat zu Hause sein.

Merken wir uns dieses Datum gut!

Und zum Schluss des Jahres 1947 rasch noch zwei Meldungen hintereinander:

In Nürnberg Eröffnung des Prozesses gegen Alfred Krupp.

Zwei Tage später:

Ruhrkohleverwaltung geht in deutsche Hände über.

*

Im Mastschweinestall von Friedland schreit eine Frau:

«Ich will nicht mehr weiterleben!»

Schwester Hedwig kniet sich neben die Frau und redet ihr zu. Die Frau schüttelt nur rasend den Kopf.

Wieder das Gestöhne:

«Ich will nicht mehr leben. Ich will tot sein!»

«Passen Sie bitte auf die Frau auf. Ich hole den Arzt!» sagt Schwester Hedwig zu den alten Leuten.

Im Laufen denkt sie: Was ist denn nun mit der Frau? – Theater? Oder will sie wirklich ...?

«Herr Doktor Kessler, im Mastschweinestall...!»

«Ja, ich habe schon gehört, die lebensmüde Frau. Ich komme mit, selbstverständlich!»

Im Stall:

«Warum wollen Sie denn nicht mehr weiterleben?»

«Lassen Sie mich in Ruhe. Lassen Sie mich! Ich will sterben!»

Der Arzt dreht sich um und will sagen:

«Die Spritze mit dem ...!»

Da springt die Frau auf, noch bevor der Arzt zugreifen kann. Sie rennt aus dem Stall hinaus und reisst sich während des Laufens das Kleid vom Leibe. An der Leine, dem Flüsschen, streift sie das letzte Zeug vom Körper und springt in das Wasser.

Da sind auch die anderen herangekommen. Man will nachspringen. Aber das ist nicht nötig. Die Leine ist an dieser Stelle nur armtief. Die Frau hockt sich zusammen, damit ihr das Wasser bis zum Halse reicht.

Da bringt die Kälte des Wassers – es ist Januar und Vollmondnacht – die Frau wieder zur Besinnung. Sie lässt sich bereitwillig herausführen, eine Decke umhängen und zur Unterkunft zurückführen.

«Warum ist sie ins Wasser gegangen?» fragt ein Journalist mit ausländischem Akzent die Schwester Hedwig.

«Ich weiss es wirklich nicht!» sagt Schwester Hedwig. «Manche glauben, dass die Last zu schwer ist, die sie tragen müssen. Aber es ist keine Last zu schwer!» setzt die verarbeitete Schwester hinzu.

Der Mann macht sich einige Notizen.

Und geht weiter durch das Lager, um den Transport mit entlassenen deutschen Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion zu sehen. Mit diesem Auftrag ist er aus Stockholm nach Deutschland gekommen. Der Journa-

list heisst Christen Jäderlund und arbeitet für die «Stockholms-Tidningen».

*

Schwester Hedwig geht neben dem Mann aus Stockholm her. Sie braucht nichts zu sagen, als der Transport mit den Russlandheimkehrern eintrifft. Der Journalist Jäderlund macht sich auch keine Notizen mehr. Er schaut nur. Nachbar Russland, denkt der Journalist, das machst du aus den Menschen!

Wenig später fliegt Jäderlund nach Stockholm zurück. Er hat ein Inferno gesehen. Die «Stockholms-Tidningen» bringt Jäderlunds Bericht mit Fotos aus Friedland als Leitartikel.

Der Milchhändler Hansson kauft sich für 20 Öre ein Exemplar der Zeitung, die ihm die Titelzeile entgegenruft:

Tyska krigsfangar hem fran Sowjet som vandrande benrangel.

Das heisst:

Deutsche Kriegsgefangene heim von den Sowjets als wandernde Gerippe.

Milchhändler Hansson vertieft sich in den Bericht. Er liest:

«Zu hunderttausend kommen Kriegsgefangene als wandernde Skelette vom Kaukasus, aus dem Ural und Sibirien heim nach Deutschland. Die harte Arbeit, die primitiven Wohnverhältnisse und die Hungerkost haben in ganz kurzer Zeit auch den Robusten die Kraft genommen, und die Tuberkulose herrscht fürchterlich in ihren Reihen.

Der Verschleiss bei der Sklavenarbeit ist in der Sowjetunion so gross, dass für jedes Kontingent arbeitsuntauglicher Kriegsgefangener, das in die Heimat entlassen wird, die dreifache Zahl Zivilarbeiter zu den Sowjets deportiert wird. So halten die Sowjetbehörden Schritt mit der grossen Sterblichkeit in den Arbeitslagern.

In den Krankenbaracken werden die Arbeitsuntauglichen aussortiert. Es geht einfach und primitiv zu. Die Gefangenen defilieren in Nacktparade vor russischen Ärzten. Diese werfen nur einen Blick auf das Becken der Männer. Im Zweifelsfalle kneifen sie sie in die Schenkel. Besteht der Schenkel nur noch aus dünnen Muskeln und Knochen und fehlt jede Spur von Fett, so werden sie heimgeschickt. Die meisten haben unter strengster Bewachung in Riesenlagern für 30'000 bis 40'000 Mann gelebt, entweder zusammen mit russischen Strafgefangenen oder in Einzellagern in den grossen Deportationsgebieten. Sie haben in Wäldern, beim Strassenbau, auf Ölfeldern oder in Gruben gearbeitet.

Viele kommen aus Lagern im Samaragebiet an der Wolga, Deportationsgebiet 100 km nach allen Seiten, mit Samara als Mittelpunkt. Dort sind Städte und Dörfer, die erst vor zwei Jahren gebaut sind. Die Stadt Kusnezsk an der Wolga beherbergt 30'000 Einwohner, alles russische Strafgefangene: Raubmörder, Diebe, politische Deportierte und Arbeits-

scheue. In den Dörfern haben die meisten Lautsprecher, aber die Kommissare verfügen über den zentralen Empfangsapparat.

Die Ration in den Arbeitslagern ist 600 g Brot täglich, enthaltend 300 g Mehl, und ein Halbliter Suppe oder «Kasch», enthaltend zwei Esslöffel Gerstengrauen. Extrarationen gibt es auch für überschrittenes Arbeits-soll: 30 g amerikanischen Speck im Monat, 160 g Zucker für 10 Tage, 600 g Tabak für vier Monate.

In den Krankenbaracken teilen die Schwerstkranken mit vier Mann eine Pritsche unter gemeinsamer Decke. Die nicht ganz so Kranken müssen Nächte und Tage sitzend oder stehend in den Baracken zubringen, da nicht genug Pritschen da sind. Offiziell sollen die Kranken Extrarationen haben, um wieder instand zu kommen: 15 g Fett, 16 g Zucker und 5 g Tabak täglich. Sie dürfen froh sein, ein Drittel oder die Hälfte davon zu erhalten.

Das System fordert seine Sporteln. Der Vorrats Verwalter in der nächsten Stadt fordert sie, die Chefs der Eisenbahn und Autotransporte ebenso. Dann die Wachmannschaft und das Küchenkommando, und zuletzt von allen lesen die russischen Krankenschwestern die Fleischbrocken aus der Suppe, bringen Roggenbrot von Hause mit und tauschen es gegen das Weizenbrot des Krankenhauses um und essen die Früchte auf.

Man rechnet, dass ein Drittel von denen, die ins Krankenhaus eingeliefert werden, überlebt. Die Transporte heim nach Deutschland sind insofern riskant, als sie oft monatelang aufgehalten werden. Normalerweise, wird versichert, sterben 50 bis 150 Mann von einem Transport von 1'500 Kranken. Die Leichen werden der Einfachheit halber in den Toiletten gestapelt, bis der Zug hält. ...»

«Drei Liter, Herr Hansson, bitte!»

«Sofort!»

Milchhändler Hansson legt die «Stockholms-Tidningen» auf die Glasplatte. Das muss ich unbedingt zu Ende lesen. Das ist furchtbar! Dass die Deutschen so gepiesackt werden! – Ich werde die Zeitung auch zu Gösta schicken. Nach Chicago. Diese Russen! Und ich dachte, bloss die Deutschen wären so grausam.

Weiss und sahnig fliesst die Milch in die grosse Flasche.

Der Bericht der «Stockholms-Tidningen» ruft andere Zeitungen auf den Plan. In Friedland sieht man Russland. «Wir stehen hier an der Grenze von Asien!» sagt ein Mann vom schwedischen Hilfswerk. Und man möchte viel wissen von der Sowjetunion, die sich den früheren Bundesgenossen gegenüber ganz hermetisch abkapselt. Auch gibt es wieder eine deutsche Presse in diesem denkwürdigen Jahr 1948. Namentlich die grossen Zeitungen aus dem Ruhrgebiet bringen häufig und gesperrt das Wort: «Friedland.»

Frau Borin und die 80 DM

Ein Reagenzglas zerklirrt. Bis zu Elisabeth Borin scheppern die Glasteilchen hin.

«Na, du, das ist aber das vierte Glas heute! Was ist denn los?»

«Also, 'ne schicke Bluse kauf' ich mir zuerst. Was Seidiges. Die kann doch nicht so teuer sein, was?»

«Mehr als die vierzig Mark wird sie wohl kaum kosten, Mädchen!» lacht Frau Borin und führte ihre Analyse zu Ende. «Und beim nächsten Gehalt kannst du dir schon den ganzen Kleiderschrank vollhängen!»

«Den muss ich aber auch erst noch kaufen!»

«O weh! Das reisst schon mehr ins Geld!»

«Lass ihn dir doch schenken!»

«Fein, Elisabeth! Aber – schenkt man sich denn so was? Kleiderschränke? – Du, du machst dich lustig über mich!»

Die Fünfzehnjährige im weissen Kittel tut beleidigt.

«Aber, wer wird denn!» sagt Elisabeth Borin und lacht noch mehr. «Auf jeden Fall kriegst du den Kleiderschrank, wenn du mal heiratest.»

«Ich heirate nie!» ruft das Mädchen mit der Entschiedenheit dieses Alters. «Solche Männer, pah!»

«Die werden aber auch bei dir vorsichtig sein müssen», lächelt Frau Borin. «Heute hast du vier Reagenzgläser zerbrochen! Wenn es im Haushalt pro Tag vier Teller sind. .. na, ob da der Kleiderschrank zusammenkommt?»

«Das gleicht sich wieder aus, Elisabeth, wenn es jeden Tag vierzig Mark gibt!»

Jetzt lachen beide, das Mädchen, das im Stickstoffwerk Castrop-Rauxel Chemikerin werden möchte, und die junge Frau, die dort Laborantin ist. Das Medizinstudium hat Frau Borin geholfen, hier durch ihren Bruder Arbeitsplatz und Stellung zu bekommen.

«Leider geht dieser 21. Juni heute Abend schon zu Ende!»

«Aber am nächsten Ersten, da gibt's schon wieder Pinke-Pinke!» freut sich das Mädchen.

«Dann will ich mal meinen grossen Waschkorb nehmen und das viele Geld abholen», beendet Frau Borin das muntere Gespräch.

«Tschüs!» ruft das Mädchen und wirft Elisabeth Borin ein Kuschhändchen nach. «Brich nicht zusammen unter der Last des schnöden Mammons!»

*

Frau Borin fragt den Abteilungsleiter:

«Herr Dr. Körzgen, kann ich vielleicht für eine Stunde Urlaub bekommen? Sie wissen doch, dieses seltsame Kopfgeld. Meine Buchstaben-gruppe ist um diese Zeit aufgerufen.»

«Aber selbstverständlich, Frau Borin!» Dr. Körzgen nimmt die Ar-

beitsbrille ab und legt die Aufstellung zur Seite. «Ich selbst liege nur im guten Mittelfeld, da hat's noch eine Weile Zeit. Das hat mich im Pennal früher stets beruhigt, dass ich nicht gleich zu Beginn an die griechische Übersetzung kam. Darf ich auch an Sie die Frage richten, was Sie mit dem Geld für eine erste Anschaffung beabsichtigen? Das ist ja das grosse Rätsel des ganzen Labors, ach was sage ich, von ganz Castrop-Rauxel, oder noch umfassender, vom kompletten Deutschland!»

«Leider nicht komplett!» sagt Frau Borin.

«Ach, ich vergass, Sie sind Berlinerin. Doch diese Trennung wird auch einmal aufhören.»

«Ach! Aber was die erste Anschaffung angeht: eine Riesenpuppe für Barbara! Doch selbstverständlich nur eine, die Mama sagt!»

«Viel Spass bei diesem Kauf!» wünschte Dr. Körzgen der lachenden Frau. Und er sieht ihr nach, als sie mit raschem Schritt aus dem Labor eilt.

*

Elisabeth Borin geht durch die Lange Strasse, die sie schon oft den «Kurfürstendamm Habinghorsts» genannt hat. Die Schaufenster-Gucklöcher – in Bretterverschalungen zumeist – sind gefüllt mit Dingen, die man schon Jahre hindurch nicht mehr gekannt hat: Ledermappen und elegante Schuhe, hauchzarte Strümpfe und blitzende Küchengeräte.

Wo mag das nur die ganze Zeit gesteckt haben? fragt sich Elisabeth Borin. Aber das soll meine Sorge nicht sein. Jetzt ist es schliesslich da.

Die Zweigstelle der Sparkasse zwischen dem Kolonialwarengeschäft und der Metzgerei Herdmann ist nicht überfüllt, wie Elisabeth Borin es sich vorgestellt hat. Sie ist schon in zehn Minuten an der Reihe und bekommt achtzig Mark ausbezahlt.

«Dass Sie mir Ihrem Kind aber auch das Geld auszahlen!» spast der Angestellte.

«Wird besorgt! Genau vierzig Mark!»

Die grosse Puppe ist bald eingehandelt. Und die paar Schritte zur Nordstrasse, in der Frau Borin eine winzige Zweizimmerwohnung hat, sind bald zurückgelegt. Umso eher, wenn man etwas Schönes mitzubringen hat.

Barbara jauchzt auf, als die Puppe in ihren Armen liegt.

«Sssöön!»

Da klingelt es.

«Herr Dr. Körzgen! Nanu, ist das Labor in die Luft geflogen?» «Ja, beinahe, Frau Borin! Jedenfalls sieht das schöne Laboratorium aus wie nach einer Schlacht. Die wenigsten haben heute daran gedacht, ihre benutzten Geräte wegzuräumen. Sie zählen natürlich zu den berühmten Ausnahmen. Fast wäre es eine Wohltat für mich, wenn Sie auch ein einziges Mal etwas liegenlassen würden.»

«Unberufen!» sagt Frau Borin froh. «Doch kommen Sie bitte herein. Darf ich Sie mit Tochter Barbara bekannt machen? – Mit Mamapuppe, wie angekündigt!»

«Tatsächlich! Und dazu noch so eine hübsche! Wo das alles mit einmal herkommt! Man steht und staunt!»

«Genau das gleiche habe ich mir auch gedacht!»

«Frau Borin . . .»

«Nehmen Sie doch bitte Platz, Herr Doktor.»

«Danke schön, ja. – Ich – ich komme mir wie ein Primaner vor, Frau Borin. Ich hätte heute eigentlich mit Blumen erscheinen müssen. Sie wissen, ich bin ein seltener Typ, nicht gerade bestechend im Äusseren – oh, wehren Sie nicht ab, ich habe einen Spiegel zu Hause. Und die Streifschussnarbe am Kinn macht mich nicht anziehender. Aber trotzdem: wenn alles so einfach wäre wie früher, würde ich Sie jetzt gefragt haben, ob Sie meine Frau werden wollen. Aber es wird uns wohl nicht so simpel gemacht heute. Darum frage ich ehrlich und ernst: Warten Sie noch auf Ihren Mann?»

Frau Borin schaut nicht auf. Sie errötet nicht und wird nicht unruhig. Sie behält den Blick auf ihr Kind gerichtet. Und sie nimmt kaum die Lippen voneinander, als sie sagt: «Ja.»

Dr. Körzgen lässt dieses Ja voll ausschwingen in dem kleinen Raum. Er sinnt diesem Ja gleichsam nach.

Dann fragt er: «Haben Sie eine Nachricht von ihm seit. . .?»

«Seit November 1944 nicht mehr, nein.»

«Darf ich noch etwas mehr sagen, oder möchten Sie, dass ich jetzt gehe, Frau Borin? Ich würde nämlich gern noch etwas hinzugesetzt haben.»

«Das dürfen Sie, Dr. Körzgen. Und ich höre Ihnen gern zu.»

«Ich habe meine Frau im Krieg verloren. Bombenangriff auf München. Zu ihrer Beerdigung bekam ich Urlaub; ich war damals noch in Italien. Unsere Ehe war glücklich, aber kinderlos. Leider. Vielleicht wäre da heute auch manches anders.

Meine Arbeit hier füllt mich aus. Man hat nicht mehr so furchtbar grosse Bedürfnisse, wenn man vierzig ist, und auch der Ehrgeiz wird ganz hübsch beschnitten. Aber ich kenne Sie nun zwei Jahre lang, Frau Elisabeth. Ich habe Sie einfach lieb. Vor einigen Monaten schon wollte ich Ihnen das sagen. Um ehrlich zu sein: ich habe es nicht gewagt. Einmal, weil Sie bei aller Fröhlichkeit so unnahbar sind, so wunderbar unnahbar, aber zum andern auch, weil die Zeit krank war. In sich krank. Die Ordnung war so zerstört, dass man nichts mehr zu planen wagte, was ein Leben lang hätte andauern sollen. Aber – das ist nun wohl dumm von mir formuliert – diese paar Mark, die wir heute bekommen haben und von denen Sie Ihrem Kinde die Puppe kaufen konnten, lassen mich daran glauben, dass wieder die Dinge an ihrem rechten Platz stehen. Ich – ich –!»

Dr. Körzgen lacht leise. Es ist wie ein Hüstel. Dann:

«Ich möchte auch uns wieder an diesem rechten Ort stehen sehen, Sie, Ihr Kind und mich. Verstehen Sie das?»

«Meine Ehe ist diese grosse Ordnung, in die Sie sich und uns hineinstellen wollen, Ernst!» Unwillkürlich gebraucht Frau Borin den Vornamen des Mannes, der sein Herz vor ihr blossgelegt hat. «Sie ist die Ordnung, an die ich mich geklammert habe diese wahnwitzigen Jahre hindurch. Besonders aber von dem Augenblick an, als vor meinen Augen Menschen zerbrochen wurden.»

Frau Borin stockt. Aber ihr Schweigen ist lebendig, von Erinnerung und Unruhe durchpulst. Dann sagt Elisabeth Borin leise weiter:

«Es war und ist nicht leicht, an diese Ordnung zu glauben, wenn der liebe Mensch nicht da ist, der dieses Geordnete darstellt, es verkörpert. Vorstellung und Erinnerung sind nicht zeitfest. Trotzdem, Ernst, ich liebe Sie nicht, ich darf Sie nicht lieben!»

«Elisabeth!»

«Das ist die Wahrheit.»

«Aber – lassen Sie mich an diese Furchtbarkeiten rühren – wenn Sie sich an einen Toten klammern? Denn es muss doch schon Gewissheit sein, dass Ihr Gatte nicht mehr lebt. Diese Jahre ohne Nachricht...!»

Elisabeth beugt sich zu ihrem Kind hinunter und legt Barbaras Kopf an ihre Wange. Die Frau weint. Ohne Tränen, nqr mit zuckendem Mund.

Dr. Körzgen steht auf, schwerfällig, als trage er eine Last auf den Schultern.

«Ich hatte gefürchtet, dass es so kommt», sagte der Mann. «Doch gehofft hatte ich ...! Werde ich Sie nun quälen, wenn wir weiter zusammenarbeiten müssen im Labor? – Ich könnte für mich gut eine Versetzung be.. .!»

«Aber ich bitte Sie, Herr Doktor, lassen Sie uns das doch nicht zu einer Entfremdung im Beruflichen auswachsen. Wir sind doch keine Kinder mehr!» – Wir sind leider keine Kinder mehr, denkt Elisabeth Borin sofort darnach.

«Vielleicht halten Sie mich nun für hartnäckig oder ungezogen, Frau Borin, aber ich bin es nicht. Ich bin nur geduldig. Ich möchte Sie bitten, dass ich warten darf. Warten auf – auf eine Berichtigung Ihres Standpunktes, den ich verstehe und achte. Warten auf eine Nachricht vielleicht, die alles ändert für Sie – und – für mich. Darf ich das?»

Frau Borin ist ganz still. Sie kann nichts erwidern. Leise klickt die Tür ins Schloss.

*

Dr. Körzgen denkt, als er in die Strassenbahn steigt:

Es ist die Zeit, die uns zerfrisst. War das richtig, was ich gemacht habe? – War es zu früh? – Ich hab dich doch wirklich lieb, Elisabeth! –

Aber ich bin auch so plump in diesen Dingen. Was würde ich denn sagen, wenn ihr Mann nun doch zurückkehrt? – Dann müsste ich mich schämen. Aber das andere, das Wahrscheinlichere? – Dann vertropft Jahr um Jahr. Ich möchte uns bald ein Häuschen bauen, irgendwo am Rande dieser Stadt, am Schellenberg, oder nach Henrichenburg hinauf. Uns: dir und mir, Elisabeth! – Warum ist alles so verworren?

*

Elisabeth Borin denkt, da der Mann gegangen ist:

Es war ein Mann in meinem Zimmer, ein Mann, den ich schätze. Ein Mann, der von seiner Not zu mir gesprochen hat. Aber was ist unser bisschen Wehtun und Quälen gegen das, was Sebastian vielleicht auszuhalten hat? Körzgen war taktvoll. Er hätte ja auch sagen können: das ist alles nicht so schlimm, Frau Borin. Sie lassen eine Verschollenenanzeige erscheinen. Einige Formalitäten. Was martern Sie sich mit einem Schemen ab? – Aber nein, er ist gegangen. Mit dieser Frage.

Wenn das Kind doch schon grösser wäre! Ich bin noch zu allein. Ich kann mich nicht aussprechen. Das wird es sein! Wenn man jemanden einmal dieses Nicht-mit-sich-Fertig-Werden beichten könnte!

Beichten? Warum nehme ich das nicht wörtlich? Warum vertraue ich diese Dinge, mit denen ich nicht fertig werde, nicht einem Priester an. Das Gebet für Sebastian allein tut es wohl nicht. Ich weiss, er hat nie davon gesprochen. Aber wir müssen davon sprechen, wenn Bastian wiederkommt.

«Ach Herrgott, wenn Bastian wiederkommt!» Elisabeth Borin hat es so jäh und fordernd herausgeschrien, dass Barbara erschrocken zu ihrer Mutter aufsieht.

«Kriegen wir den Kaplan durch den Winter?»

Schwester Hedwig wehrt ab, ein wenig verlegen:

«Nein, da gehen Sie mal hin, Herr Konschak! Sie sind Rheinländer, und der neue Kaplan ist es auch. Wenn Sie ihn abholen, fühlt er sich bestimmt ein wenig heimisch. Einen Schrecken wird er ohnehin bekommen, wenn er seine Behausung sieht!»

17. Januar 1948, Nachmittag.

Konschak sieht unter den Aussteigenden einen jungen Priester in einem Gummimäntelchen. Das muss er sein! denkt der Caritashelfer und geht an der Sperre auf den Kaplan zu.

«Se wollen wohl innet Lajer jonn?»

«Ja!» sagt der Kaplan erfreut. «Sie sind Rheinländer? – Dann muss es ja klappen!»

Konschak nimmt das Kofferchen des Kaplans. Es ist nicht schwer. Das Gepäck der Menschen wird immer geringer. Der Kaplan kommt mit seinem Begleiter in das Lager der 246 Nissenhütten. So viele Wellblechbaracken haben die Engländer zu diesem Zeitpunkt aufgestellt.

«Sie bekommen anderthalb Ring!» sagt der Helfer Konschak stolz.

«Was bekomme ich?» fragte der Kaplan.

«Anderthalb Ring!»

«Was ist das, bitte?»

«Ach so, das ist eine viertel Nissenhütte. Eine ganze besteht aus sechs Blechringen!»

«Aha!»

Hoffentlich kriegen wir den Kaplan durch den Winter! denkt Konschak.

*

Der Kaplan, der durch den Winter kommen soll, steht unter seinen anderthalb Ring. Das ist die Einrichtung seiner Hütte V 9, seiner Wohnung: ein Feldbett, ein Schemel mit einer Waschschüssel, eine Leiste, über der eine Decke hängt.

Bauz bauz bauz bauz!

Die Wellblechbude rattert unter harten Schlägen. Wozu ist nur die Decke mit der Leiste da? fragt sich der Kaplan. Ach so! Der Kleiderschrank. Vorsichtig schiebt er die Wolldecke hoch. Da hat er den Kleiderschrank in der Hand.

Bauz bauz bauz bauz!

Das harte Hämmern hört nicht auf. In der anderen Hälfte der Baracke, nur durch eine tarnfarbene Zeltbahn abgeteilt, sitzen die Lagerschuster. Durch die Luke der Nissenhütte haben sie gesehen, dass ein Kaplan, ein «Neuer», ins Lager gekommen ist.

«Na, dem wollen wir mal einheizen!» sagt einer, legt ein Stück Eisen auf den Pinnfuss und schlägt zu.

Das ist keine Gehässigkeit, sondern eher eine gemütliche Bärbeissigkeit. Wir wollen mal sehen, wer du bist, Schwarzrock! Ja, so etwa heisst das betont laute Hämmern.

Und unter dem Dröhnen der Schusterhämmer und des gerillten Bleches setzt sich der Kaplan für einen Verschnauf auf das Bett. Was habe ich gesehen? fragt sich der Mann im schwarzen Rock. Ich habe einen Stall gesehen, in dem es nach verfaulten Rüben stinkt. In diesem Stall muss unser Gott wohnen!

Eine Kirche will ich bauen hier auf diesem Boden, eine würdige Wohnstätte und ein Mahnmal zugleich. Und die Menschen, die in den gleichen Blechdingem leben müssen? – Auch sie müssen da heraus.

Der Geistliche sieht seine Aufgabe so plastisch vor sich, dass er erschrickt vor ihrer Riesenhaftigkeit.

Ein Stossgebet.

Dann geht der Kaplan zu dem Waschbecken und reinigt sich die Hände, die bei dem Rundgang durch das Lager und dem Zupacken verdreckt wurden. Nach eineinhalb Stunden wird der Kaplan sich wieder die Hände waschen und nach einer Stunde darauf wieder und zehn-, fünfzehnmal am Tage. Der Geistliche kann sich nicht an den Dreck gewöhnen. Nicht an den Dreck des Lagers Friedland. Er will sich nicht von dem Schmutz überwältigen lassen, der nun tagtäglich auf ihn eindringen wird.

Die Handwaschung ist auch hier in der rostigen Hütte ein Zeichen. Aber ein anderes als vor zweitausend Jahren.

Immer noch hämmern die Lagerschuster in der Lust am Lärm und in der kindlichen Freude, der Arbeit des neuen Priesters einen gesalzenen Beginn zu verschaffen. Die Lagerschuster kennen den Menschen Dr. Krähe noch nicht. Den Menschen und Priester, der jetzt mit sauberen Händen in das Lager Friedland geht.

*

«Wir haben einen neuen Kaplan!» sagt Schwester Hedwig zu den Trölschs. «Jetzt können wir die Messe wieder im Lager feiern und brauchen nicht mehr die zehn Kilometer zu laufen!»

«Wer ist das denn, dieser neue Geistliche?» fragt Frau Trölsch.

«Josef Krähe heisst er und Doktor ist er sogar. Noch jung. Hoffentlich schafft er es hier!» Schwester Hedwig schwenkt den Kopf bedenklich hin und her. «So schlimm, wie es hier ist, wird er bestimmt nicht erwartet haben!»

Noch ist der Kaplan erst einen Tag im Lager Friedland. Es nützt nichts, dass er seine Hände so gründlich gewaschen hat; beim Ausräumen der Rübenreste im Stall Gottes, beim Wegtragen des riesigen englischen Hotelherds und beim Schleppen des Gepäcks werden diese Priesterhände sofort mit einer Dreckkruste überzogen.

Doch der Kaplan packt zu.

*

Warum bekomme ich die Augen nicht auf? denkt der junge Priester. Es liegt wie eine Last auf ihnen.

Doch nun gelingt es. Der Kaplan sieht die wellige Blechkuppel über sich. Wie in einer Tonne, denkt er noch. Dann sieht er die Sterne durch klaffende Risse im Blech. Die Tonne ist von innen weiss, mit Rauhreif ausgeschlagen. Dieser Rauhreif liegt auch auf der Decke, die der Kaplan über sich gebreitet hat.

Ich kann mich nicht bewegen! denkt Krähe, der erst sehr langsam in die Wachheit sich hineinzwingt. Sieht so der Erfrierungstod aus, oder was ist los mit mir?

Da gehorchen die Glieder wieder: ein Arm, die Hände, der Hals. Krähe streckt die Hand nach der Waschsüssel aus. Nur ein dicker Klumpen Eis füllt die Rundung der Schüssel.

«Ist ja interessant!» sagt Krähe. Er gewöhnt sich dieses Wort im Lager an, wie das Händewaschen und das immerwährende Bereitsein. Krähe wird nicht sagen, das ist gut oder jenes schlecht. Er wird nur diesen Ausspruch parat haben, wenn andere fluchen oder die Aufgabe, die sie in der Hand haben, fallen lassen, weil sie ihnen zu schwer erscheint.

Oh, dieser Kaplan kommt durch den Winter! Nachdem er mit vor Kälte zitterndem Körper die Messe in der Rübenhütte zelebriert hat, schreibt er Briefe. Dankesbriefe auf fünf kleine Spendenpäckchen, die er vorfindet. Er klagt nicht, er wird nicht grundsätzlich, sondern er stellt nur einige der Bilder hin, die täglich vor sein Auge kommen.

«Ein evangelischer Heimkehrer sitzt vor mir, der völlig aufgelöst zu sein scheint. Nachdem er sich etwas beruhigt hat, erzählt er stockend von den grauenhaften Erlebnissen der letzten Monate: «... von April bis Dezember bin ich jede Nacht zur Vernehmung gerufen worden. Man gab mir eine Flüssigkeit zu trinken, der eine bestimmte Menge Salzsäure beigemischt war. So wurden die Schleimhäute meines Rachens völlig zerstört. Ich konnte in diesen Monaten kein Stück Brot essen, ohne dass mein Rachen blutete. Aber ich habe durchgehalten. Ich wusste eines ganz klar: Zu Hause beten meine Frau und meine Kinder für mich. Das hat mir Kraft gegeben.»

Krähe schreibt:

«Welch ein Leben haben diese Menschen hinter sich! Da stehen vor mir Grossmutter, Mutter und Kind. Die Grossmutter ist 65, ihre Enkelin zehn Jahre alt. Die Mutter erzählt mit monotoner Stimme: ‚Nach der Verschleppung starb auf der Fahrt nach Sibirien mein jüngstes, eineinhalb Jahre altes Kind. Als der Zug hielt, habe ich am Rande des Schienenweges mit eigenen Händen ein Grab gebuddelt, dem Kind das Nachthemdchen angezogen und den kleinen Leichnam in die Grube gelegt. Der Zug fuhr weiter. In Sibirien stirbt mein dreijähriger Junge an Gehirnhautentzündung. Nun bringe ich mein ältestes Kindchen mit zurück. Wie wird unser ferneres Leben sein?‘»

Krähe steht auf, schlägt sich die klammen Hände ein paarmal um den Körper und schreibt weiter:

«Ein langer Düsseldorfer lässt am Schlagbaum sein Holzköffchen auf den Boden poltern und fällt mir um den Hals. ‚Herr Pfarrer, wissen Sie eigentlich, was Sie uns tun?‘ Ich schaue ihn etwas verwundert an. Ja’, sagt er, ‚wir haben jetzt monatelang zu. zehn und zwölf Offiziere den Pflug gezogen, wurden vor die Egge gespannt wie ein Stück Vieh. Und nun geben Sie uns die Hand! Wir sind wieder Mensch unter Menschen.‘»

Immer noch schreibt der Priester unter der Last der gesehenen Ereignisse weiter:

«Unvergesslich ist jener Heimkehrertransport aus Polen von 780

Mann. Keiner war dabei, der nicht immer wieder geschlagen worden wäre, keiner, dem nicht einige oder alle Zähne ausgeschlagen worden waren. Unsagbare Grausamkeiten hatten sie so sehr erniedrigt, dass sie aber auch gar nichts mehr an Menschenwürde zu besitzen scheinen. Ich sehe noch den Vater und den Sohn vor mir: der Sohn schaut mit seinen 43 Jahren älter aus als der 67jährige Vater. Er zittert an allen Gliedern, seine Sprache ist völlig gelähmt, der Vater muss Auskunft geben über seinen Sohn. Das hat teuflische Bosheit aus einem kraftvollen Manne gemacht: ein menschliches Wrack. – Darf man das überhaupt veröffentlichen? Da geht der polnische Soldat mit der Kolonne deutscher Kriegsgefangener über Land. Am Wegesrand ein Kreuz. Der Soldat macht halt, stellt seinen Karabiner hin, nimmt den Stahlhelm ab und bekreuzigt sich wohl ein dutzendmal. Dann nimmt er den Karabiner auf und schlägt auf die Rücken der Kriegsgefangenen, dass einige unter den Schlägen zusammenbrechen.»

Es fällt dem jungen Priester nicht leicht zu schildern, wie das Zeichen des Kreuzes von der Grausamkeit nicht verstanden wird, wie es zu einer Gotteslästerung wird. Aber es ist die Wahrheit.

Und die Wahrheit schont niemanden in jenen Landstrichen. Sie schont auch Gott nicht.

Krähe schreibt, schlägt sich die Finger warm, schreibt.

*

Die Briefe erschüttern. Die Menschen, die sie lesen, können nicht anders als geben für die Geschlagenen, die aus russischer Steppe zurückkehren.

Da wird ein Fahrrad gespendet, damit Schwester Hedwig die von ihr Betreuten rascher erreicht, da schenkt die Neusser Feuerwehr ihrem Dr. Krähe einen alten Sanitätskraftwagen. Dieser Sanka ist Gold wert für die ersten Überlandfahrten Krahes.

Was wird gegeben? – Alles!

Eine junge Ärztin aus Münster schreibt an Dr. Krähe:

«Ihre Worte von der leiblich-seelischen Not im Durchgangslager Friedland haben mich erschüttert. Ich bin Ärztin ohne Bezahlung. Aber vor einigen Tagen habe ich Blut gespendet für unsere Kinder, und dieses ‚Blutgeld‘ soll für unsere ärmsten Deutschen sein. Es ist ja nur ein Blutströpfchen! – Wir haben sie nicht vergessen, die Ärmsten der Armen!»

Ein Kumpel aus Essen schickt 2 DM und schreibt dazu: «Sie sind vom ersten Wochenlohn nach acht Monaten langer Arbeitslosigkeit.»

Eine ältere Frau aus Köln schickt 5 DM und schreibt: «Ich habe heute zum Namenstag die 5 DM geschenkt bekommen. Ich bin alt und brauche nicht mehr viel zum Leben. Nehmen Sie dieses Geld für unsere Männer, die aus der Kriegsgefangenschaft kommen. Es soll ihnen ein Zeichen sein, dass wir sie nie vergessen haben.»

Und es ist nicht so, dass man das Leid Friedlands nicht auch bis zur höchsten Spitze der Kirche Christi miterlebt. Der apostolische Nuntius Muench kommt in das Lager Friedland und schickt bald nach seinem Besuch eine grosse Kleiderspende der USA ins Lager, 40'000 amerikanische Zigaretten und 2'500 Paar neue Schuhe.

Ein Monat Leben für den Plennij Borin

«... Dieses Deutschland hat abgewirtschaftet. Monopolkapitalistische Kriegstreiberei versucht unser Vaterland aufzuputschen, damit es wieder gegen die ruhmreiche Sowjetunion anrennt. Das machen wir nicht mit, Kameraden! An der Seite der grossartigen Sowjetunion, Kameraden...!»

«Hör auf mit Kameraden! Die Kameraden sind alle gefallen!» «Dreigroschenjunge!»

«... an der Seite der freien Sowjetunion wollen wir ...!»

«... sehen, dass wir uns den Bauch vollschlagen mit Fressalien, die wir als Spitzel kriegen!»

«Verräter!»

«Lumpen!»

Scharf und giftig stechen die Zwischenrufe der Plennijs in das teigige Gesicht des Redners hinein. Aber es sind nur Einzelne, die es wagen oder für notwendig halten, die Wort-Orgie des Mannes am Rednerpult zu stören.

Viele sind nachdenklich. Sollte man nicht einfach mitmachen, zum Schein, damit man sich mal wieder den Magen füllen kann? Mit den Wölfen heulen! Und hier heulen die Wölfe, dass es eine Lust ist! Wölfe und Hyänen, Spitzel und Funktionäre, Brigadiers und Bonzen! Verfluchter Hang zum Leben! Für ein paar ordentliche Schalen Suppe – aber dick! – bin ich bereit, zu sagen: «Jawohl, ihr lieben Leute! Die Sowjetunion ist die freieste Nation der Erde, und der liebe Gott weiss alles, aber Stalin weiss alles besser! Einverstanden und mir völlig klar. Die Pest demjenigen an den Hals, der nicht ja und amen dazu sagt, dass Russland – einschliesslich Workuta – ein, nein *das* Paradies ist. Gut, und nun der Frass! Heran mit ihm!

Für dieses kurze Credo kann man sich eine Spanne Leben erkaufen.

*

Sebastian Borin steht unter den Plennijs, die sich das Gerede des Antifa-Mannes anhören müssen. «Der Deutsche ist des Deutschen ärgster Feind!» Das ist eines der geflügelten Worte in jedem Teil Russlands, in dem deutsche Kriegsgefangene stecken. Bei den gefangenen Japanern in Russland ist so etwas nicht möglich.

Sebastian Borin hört nicht aufmerksam zu. Weder auf die Reden noch auf die Zwischenrufe. Sebastian Borin ist müde. Statt des Gehirns glaubt er eine Bleimasse hinter der Stirn zu haben.

Ob das vom Hunger kommt, die Schwere im Kopf? denkt er. Das verwirrt sich alles! Mal möchte man in flammender Empörung diesem Schwätzer am Rednerpult in die Fresse schlagen. Freiheit in Sowjetrussland? – Heute Morgen haben sie wieder sieben Tote verscharrt! Sieben deutsche Männer!

Und da stellt sich dieser bezahlte und vollgefressene Strumpf vor uns hin und erzählt etwas vom Paradies!

Von diesem breiigen Denken bis hin zu einem Ausruf ist ein langer Weg. Borin bleibt stumm. Er sagt in seiner Müdigkeit nichts.

Was soll ich auch sagen? Alle diese Worte, um die man nun schon seit drei Jahren diskutiert: Antifaschismus, Weltverbrüderung, Freies Deutschland, Seydlitz-Brüder, Kapitalismus! Das macht einen immer noch mehr krank, dieses Gelabere!

Vor allem glaubt man nichts mehr in Workuta! Das ist das Schlimmste! denkt Borin.

«Grosse Fresse!» sagt Lewerenz neben Borin als Kommentar zur Rede des Antifa-Mannes.

«Ja, die hat er wohl!» sagt Borin.

«Der hat heute Morgen seine fünf Portionen gekriegt, sonst könnte er nicht so ausdauernd quasseln!»

«Fünf Portionen! Junge, die einmal haben!»

«Oder ein kaltes Kotelett in der Rauschenburg! Borin, was konnten die dir ein Kotelett machen! Booch, so gross wie 'ne Kohlenschuppe. Börskens und ich fahren da oft nach Schicht mit'm Motorrad rauf. So ein Stück Fleisch und dann ein Bierchen hinterher! Wenn das in der Kehle zischte – ha, so pschschsch! Junge!»

Lewerenz ist ganz in Verückung.

Borin sagt:

«Das ist wohl vorbei, Bruno!»

«Jau, das ist vorbei! Ade Rauschenburg bei Datteln, ade kaltes Kotelett!»

«Warum ist diese Welt für uns versackt, Bruno?»

«Weil die anderen uns vergessen haben!»

«Wer, die anderen?»

«Na, deine Frau und meine Kumpels von König Ludwig und Deutschland überhaupt!»

«Du musst recht haben. Wir sind für Deutschland nicht mehr da!»

«Hau ab! Sebastian! Der Brigadier kommt auf uns zu. Der will was. Sicher sollen wir uns wieder in so 'ne Liste einschreiben, oder ihm gefallen unsere Nasen nicht!»

Die beiden Männer drücken sich durch den Barackenraum. Da beeilt sich der Brigadier und erreicht die Männer und fasst an den zerfetzten Uniformärmel Borins.

Er reisst Borin herum:

«Was willst du?»

Wut steht im Blick Borins. Da sagt der Brigadier:

«Ein Paket für dich, Borin!»

«Was?»

«Ein Paket für Sebastian Borin. Aus Deutschland. Warte mal: Absender Aloys Fischer, Freiburg.»

«Ein Paket aus Deutschland!» sagt Borin, ohne richtig zu begreifen, was er da sagt. «Ein Paket aus Deutschland!»

Borin boxt den Brigadier in die Seite. Demselben Mann, dem er noch vor einigen Minuten die Hand ins Gesicht geschlagen hätte. Aber was ist so ein Brigadier, was ist ganz Workuta gegenüber diesem Wort:

«Ein Paket aus Deutschland!»

«Das bedeutet...!» stammelt Lewerenz.

«Das bedeutet: man weiss, dass ich hier bin! Man weiss, dass der Plenij Borin lebt! Lewerenz, Mensch, alter Kumpel: irgendwo in der Heimat weiss man von uns. Man hat unsere Namen und Adressen! Weisst du, was das heisst?»

«Das heisst, es gibt wieder etwas zu spachteln!» sagt Lewerenz und verdreht die Augen.

«Das bedeutet mehr, Bruno! Das bedeutet: wir sind keine Nummer mehr, keine Sache! Wir sind wieder Menschen, Lewerenz. Menschen mit Taufnamen und Familiennamen!»

Borin schreit es in die Baracke hinein, laut und durchdringend:

«Wir – sind – wieder – Menschen!»

Da brandet wieder die Skepsis heran:

«Vielleicht ist es nur ein Propagandatricks von den Iwans!»

«Also, jetzt leck mich...!» brüllt der Brigadier. «Du hast ein Paket. Los, abholen das Ding. Muss in deiner Gegenwart geöffnet werden!»

Borin geht mit. Wie im Traum. In dem Zimmer, in das man ihn führt, liegt es auf dem Tisch: das Paket aus Deutschland, mit Borins Anschrift.

«Mensch!» sagt Borin und muss sich hinsetzen. Es ist kein Stuhl da für Sebastian Borin. Aber der Mann muss sich hinsetzen. Da hockt er sich einfach auf den Fussboden und legt den Kopf auf die Knie.

«Mensch!» sagt Borin noch einmal.

Warum darf Sebastian Borin dieses grosse Wort Mensch gläubig vor sich hinsagen?

Vielleicht, weil die Ordnung, von der Frau Borin wusste, wieder durch einen Teil des Volkes geht, dem Sebastian Borin angehört. Und – so banal es auch klingt – die vierzig DM, die jedem Mitglied dieses Volkes an einem bestimmten Tage zugestanden wurden, waren wirklich der Anfang zu der Ordnung.

Die Ordnung jagt das Chaos aus Deutschland.

Die Ordnung lässt diese zwei Szenen möglich werden:

*

«Ich habe noch ein paar Namen von Kameraden, die drüben im gleichen Schacht gearbeitet haben. Und da war noch in letzter Sekunde der Grana-teinschlag, bevor ich in Gefangenschaft kam. Der Winters und der Waldemar Okler und Fritz Volkmar sind dadurch zerrissen worden!»

«Wir haben den Suchdienst im Lager», sagt der Pfarrer Dr. Krähe. «Ich führe Sie hinüber. Sie werden den Angehörigen dieser Kameraden sehr helfen!»

Suchdienst! Kartei der Schicksale!

«Was soll ich Ihnen sagen?» fragt der Heimkehrer Frau v. Rosen, die hinter den Karteikästen steht.

«Ihre frühere Feldpostnummer», bittet die Frau. «Wir können Ihnen dann eine Liste mit den Gesuchten Ihrer früheren Einheit vorlegen und die Bildkartei!»

«Also: 02384!»

«Schauen Sie sich bitte schon mal die Bildlisten an. Ich suche inzwischen die Aufstellung der Gesuchten zu Ihrer Feldpostnummer!»

«Aber...!»

«Kann ich Ihnen noch helfen?» fragt Frau v. Rosen.

«Das bin ich ja! Da auf dem Bild! Ich werde selbst gesucht! Und den da, den kenne ich! Borin heisst er, glaube ich. Balthasar Borin oder Bastian Borin. Den habe ich gesehen. Noch vor einem Monat. In Workuta ...!»

*

«Borin, Sebastian.»

Im Werthmannhaus von Freiburg steht ein Angestellter. Er heisst Aloys Fischer und ist erst vor kurzer Zeit aus Russland zurückgekommen.

Jetzt heisst das Ressort des schwarzhaarigen, südländisch aussehenden Mannes Betreuung der deutschen Kriegsgefangenen in Russland.

«Borin, Sebastian», sagt Aloys Fischer noch einmal und überträgt den Namen von der Karteikarte auf die Paketadresse.

In dem Paket an Borin sind:

800 g Fett, 200 g Schokolade, 40 Zigaretten, 1'000 g Mehl, 500 g Zucker und 250 g Butter.

Es ist wenig, aber mehr darf man zunächst nicht senden. Der Caritas-angestellte Fischer schreibt nicht nur seinen Namen auf die Absender-rubriken. Er schreibt als Verwandter der Kriegsgefangenen.

Man schreibt aus Russland zurück: «Lieber Onkel Fischer, danke schön für Deine wunderbare Gabe!» «Liebe Frau Christi Nächstenlieb, heissen Dank für...!» «Frl. Kari Tas, meine Kameraden und ich...!»

Täuschung, um verhungernde Menschen am Leben zu erhalten. Täuschung, um noch mehrere Monate Sein geschenkt zu bekommen.

Aloys Fischer hat durch den Suchdienst eher die Anschrift Borins bekommen als Frau Elisabeth Borin aus Castrop-Rauxel.

Bitte, Sie könnten nun einige Seiten beim Weiterlesen überschlagen. Aber tun Sie es nicht. Es wird mit einigen dünnen Zahlen das Hohelied der Menschen zu singen versucht, die im Lager Friedland arbeiten. Und hier sind die Personen gemeint, die tagtäglich in den Hütten sitzen und unter Wellblech Menschen aufspüren wollen, die 7'000 Kilometer weiter leben.

Und es gibt eine Geschichte des Suchdienstes, die in den Tagen des Zusammenbruchs anfängt und mit den Pappschildern fragender Angehöriger aus dem Heute nicht aufhört.

Am Anfang des Jahres 1948 bestand die Kartei der Zonenzentrale in Hamburg aus 8'464'111 Karten, davon enthielten 3'768'564 Karten Angaben über erfasste Personen (sogenannte Stammkarten von lebenden und verstorbenen Personen) und 4'695'574 enthielten Angaben über gesuchte Personen (Suchkarten).

Halt! Sie haben diese Zahlen überflogen und nicht in sich eindringen lassen.

Bedenken Sie: jede Zahl ist ein Schicksal. Vielleicht ist auch Ihr Schicksal darunter. Lesen Sie langsamer! Wie gesagt: es sind nicht Marken, Autos oder Kilometer, sondern Menschen.

Jeden Monat in den Jahren 1947, 48, 49 gehen rund 100'000 Suchanträge ein.

2'542'340 Personen bekommen in diesen Jahren Auskunft aus der Suchkartei.

1948 werden durch den Suchdienst 746'920 Menschen mit ihren Angehörigen in Verbindung gebracht.

1947 werden im Arbeitsbereich der Hamburger Suchdienstzentrale 27'303 Kinder mit ihren Familien zusammengeführt.

1948 kamen 9'170 Kinder aus dem Osten dazu. Eine besonders schwierige Arbeit: von vielen Kindern kennt man bei Beginn der Suchaktion nicht einmal den Namen. Aber auch eine besonders schöne Arbeit; denn hier wird noch ausgetauscht. Der Suchdienst der Sowjetzone arbeitet mit dem westlichen Dienst zusammen.

Der Mensch wiegt langsam mehr als 1945. Körperlich? Auch. Manche Karikaturisten der empor schießenden Illustrierten leben zwei Jahre lang nur von Witzen, die sich aus der Situation dick werdender Menschen ergeben.

Aber wir meinen auch, dass der Mensch in anderem Sinne mehr wiegt. In Friedland wird ein Fernschreiber aufgestellt (langsam rollt die Demontage aus und die deutsche Produktion an). Auch stellt die Rhein-Armee Flugzeuge zur Verfügung, die zwischen Berlin und Hamburg oder München Heimkehrer-Suchanträge befördern. Die Ergebnisse werden durch Kuriere nach den Entlassungslagern in Frankfurt (Oder) und Pirna (Sachsen) gebracht.

Am 31. Dezember 1948 wird der Bild-Suchdienst – durch den Borin gefunden wird – gerade ein Jahr alt. Den Bild-Suchdienst gibt es nur im Lager Friedland. 115'640 Bild-Suchanträge sind bei ihm eingegangen. Diese Bilder wurden bis zum Stichtag 12'4291 Heimkehrern vorgelegt. An gesicherten Ergebnissen wurden Unterlagen gewonnen über 825 Personen, die noch in Gefangenschaft ohne Verbindung mit ihren Angehörigen leben, dabei sind zehn Frauen.

Aber – da ist auch die Nachricht über die Toten. Zumeist Menschen, die erst in den letzten Jahren in der Sowjetunion neben ihren Kameraden starben. Die Gefallenen, die deutschen Gefallenen in Russland? – Panzerraupen ebneten die Gräber ein, wenn sie als die letzten Ruhestätten deutscher Gefallener erkennbar waren. Über die Millionen Toten geht der eisige Atem Russlands, geht der Steppenwind.

1'386 Tote! Als der Heimkehrer den Namen «Borin» sagt, notiert man zwei Meter weiter: «Karl Berenbrock aus Münster, tot. Gestorben in Workuta an Hunger und Misshandlung.» 1'386 Tote!

Die Nachrichten bringen Gewissheit.

Sie bedeuten für die Angehörigen, wenn der Schmerz hinwegdämert, Erlösung.

Aber um die Lebenden kümmert man sich wieder mehr. Man kann es jetzt. Man hat die Mittel dazu. Bedenken Sie: Flugzeuge, nicht zum Töten, sondern zum Retten. Fernschreiber, nicht zur Befehlsübermittlung, sondern zur Aufklärung von Einzelschicksalen.

Die Anschriften werden in die Karten gestanzt, durch die Telefone gesprochen, am Lautsprecher gehört.

Darum kann Aloys Fischer in Freiburg Pakete zurechtmachen. Und wie die Caritas, so macht es Bischof Heckel vom Evangelischen Hilfswerk, so macht es das Deutsche Rote Kreuz, und so macht es die Arbeiterwohlfahrt.

Weil in Friedland ein Finger auf ein Bild zeigte, packt in Workuta der Plennij Borin ein Paket aus, das einen Monat Leben bedeutet.

Die Ratten

«Das war mächtig ergiebig!»

«Ja», sagt Schwester Hedwig. «Von diesen Blaubeeren können wir eine ganze Kompanie ernähren.»

Die Schwestern haben Blaubeeren von Leuten des Dorfes gespendet bekommen. Die kleinen Früchte werden sofort zu Marmelade verkocht. Schwester Hedwig deckt ein Tuch über die Wanne.

Die Nissenhütten leben auch des Nachts. Aus fauligen Bohlen pfeift es durchdringend: Ratten! – In das wenige, das selbst das Elend noch besitzt, schlagen sich spitze Zähne: Ratten! Ein geisterhafter Hexentanz unter dem verrostenden Blech.

Am anderen Morgen ist das Geschirr, das Schwester Hedwig bereits

für das Frühstück aufgestellt hatte, mit blauen Spuren und Mustern überzogen.

«Eklig!» ruft Schwester Hedwig nur.

Dr. Krähe, der hinter der Schwester in die Hütte getreten ist, sagt: «Wir müssen hier heraus. Die Ratten nehmen überhand!»

*

Doch es gibt nicht nur diese Ratten, die das Lager Friedland in jenen Jahren heimsuchen.

Da gibt es Lebewesen, die noch widerlicher sind als diese Ratten. Gauner, Betrüger, Verbrecher, die sich auch an der Not bereichern. Diese Schattenseiten gehören zu der Chronik des Lagers.

Auf der einen Seite rackern sich die Menschen bis zum physischen Zusammenbruch ab. Die Ordensschwester, die zu Dr. Krähe gestossen sind, Schwester Luciana und Rigoberta, Schwester Benigna und Rudolfa, sie waten durch den Schlamm des Lagers. Bis zu den Hüften ist das Ordenskleid mit Friedlands Erde bedeckt, wenn sie die Karren ziehen und Koffer tragen. Da ist der Lagerleiter Krause, der als Deutscher in einer schwierigen Situation steht. Alle Pflichten, die mit dem Lager Zusammenhängen, hat er; alle Rechte aber behalten sich die Engländer vor. Da ist in der Abteilung Reiseverpflegung der Angestellte H. Kolditz, selbst mager wie ein Strich, der bis in die Nacht hinein Portionen ausgibt und sich dann in das Brotfach zum Schlafen legt, weil der letzte Zug nach Göttingen schon abgefahren ist. Und der zum Lagerpfarrer gewordene Dr. Krähe hat sich inzwischen wohnungsmässig «verbessert»; er kann nämlich in den Pferdestall einziehen. An der Stelle, wo noch vor wenigen Tagen ein Fohlen geworfen wurde, steht sein Bett.

Das ist die eine Seite des Lagers. Hunderte von Menschen, die sich aufreiben.

Und die andere Seite?

Da sind die Ausländer im Lager, die der Zusammenbruch Deutschlands zunächst nach oben und dann in dieses Lager hineingewirbelt hat.

Die staatliche Ordnung, die sich fünfzig Millionen Deutsche wählen konnten, macht sich bis in den kleinsten Winkel des Landes bemerkbar, wird vor allem auch im Ausland – je nach geographischer Lage – mit Respekt oder Hass registriert. Diese Ordnung drängt auch jene zusammen, die bisher auf den Strassen der zerschlagenen Nation ihr Schäflein ins Trockene brachten; auf Kosten derer, die sich als Besiegte nicht wehren konnten. Die Ausländer im Lager Friedland bewohnen einen eigenen Block. Es ist der Block der ständigen Unruhe.

Man erlebt in Friedland Geschichten zwischen Gefährlichkeit und Komik wie diese:

Mirko Jenjonopow ist klein. Er misst nur 1,48 m. Aber dafür hat er einen grossen Mund. Dieser grosse Mund wird weit über das Lager Fried-

land hin bekannt. Aber er missfällt schliesslich selbst den Genossen, die mit Mirko in derselben Baracke hausen. Eines Nachts pflanzt – bei grossem Radau von Mirko – ein Landsmann seine Faust in Mirkos grossen Mund. Ergebnis: Mirko spuckt acht Zähne aus. Es waren die letzten, die Mirko Jenjonopow besass. Vor Verblüffung über den unerwarteten Verlust vergisst Mirko sein Messer zu ziehen, das er schon einige Male auf die Angestellten des Lagers gezückt hat.

Mirko schämt sich, weil sein Mund jetzt zahnlos ist wie der eines Mummelgreises. Vor allen Dingen vor Dunja, bei der er bisher trotz der Kleinheit einen riesigen Eindruck hinterlassen hat. Wegen des grossen Mundes. Was aber nützt so ein Mund, wenn man ihn nicht mehr auf machen kann?

Mirko Jenjonopow macht seinen Rundgang bei den Wohlfahrtsverbänden des Lagers:

«Schwester Chedwig, isch brausche künstliche Ssähne. Aber hab kein Geld!» Schwester Hedwig gibt Mirko etwas.

Mirko Jenjonopow läuft zur Inneren Mission:

«Herr Kempf er ...!»

Auch von Herrn Kempfer bekommt Mirko ein paar Mark.

«Bruder Müller, isch brausche ...!»

Bruder Müller gibt ebenfalls.

So macht Mirko Jenjonopow seine Runde, bis das Geld zu einem Gebiss reicht. Aber Mirko spürt bald, dass Dunja trotzdem nicht wieder von ihm begeistert ist. Sosehr er auch die neuen Zähne im grossen Munde blitzen lässt; Dunja zeigt die kühle Schulter.

Geschenke müssen her.

Mirko Jenjonopow, 1,48 m gross, reckt sich empor und schlägt nachts die Scheibe des Kolonialwarenladens in Friedland ein. Wenn ich Dunja den grossen Frühstückskorb voll leckerer Sachen mitbringe, dann...

Aber Mirko schneidet sich mächtig. Einmal bringt ihm das Einschlagen des Schaufensters eine tiefe Schnittwunde die Elle entlang am Unterarm ein. Zum andern fühlt er eine Hand im Nacken und eine Stimme, die sagt: «Na, mein Söhnchen!»

Der Lagerordnungsdienst. Diese verfluchten Deutschen!

Ohne Frühstückskorb, aber mit blutigem Arm wird Mirko zur Ambulanz gebracht. Mirko hat von den Amerikanern ein paar weisse Schuhe mit Lackspitzen bekommen. Das Blut tropft auf diese höchst eleganten Treter, und Mirko gerät darüber in Wut.

Schwester Barbara nähert sich mit dem Verbandszeug. Mirko hat mächtig Angst, dass alles noch mehr weh tut als ohnehin schon, und er brüllt:

«Lasst ihr Deutschen mich in Ruhe! Ich bin ein Kavalier!»

Schwester Barbara lacht:

«Dann halten Sie doch erst einmal den grossen Mund, wenn Sie Kavalier sind!»

Da wird Mirko von dem nackten Zorn gepackt. Er springt behende wie ein Gummiball auf, reisst sich in seinem Zorn die Prothese aus dem Mund und wirft sie gegen die Wand.

Die künstlichen Zähne tanzen durch das Ambulanzzimmer.

Als Mirko Jenjonopow sieht, dass sein grossartiges Gebiss zerstört ist, bricht er schluchzend über dem Rest zusammen.

Schwester Barbara muss sich an diesem Abend noch lange die Gegend des Zwerchfells massieren.

Das sind die harmlosen Fälle zu dieser Zeit. Aber es gibt noch andere. Gefährlichere!

Vor dem Pferdestall, in dem Lagerpfarrer Krähe haust, hält ein Wagen mit abgeblendeten Lichtern, morgens zwei Uhr.

«Kommen Sie heraus, Herr Doktor!»

«Wer ist draussen, bitte?»

«Ein Freund von Ihnen! Rasch, kommen Sie!»

«Aber kommen Sie doch morgen früh! Gehen Sie zur Lagerleitung und lassen Sie sich für die Nacht ein Quartier geben.»

Schweigen, Tuscheln, Räuspern. Dann:

«Kommen Sie heraus, wir brauchen Sie!»

Krähe kommt nicht.

Als ein Lagerwächter auf der Strasse erscheint, heult der Motor auf, und der Wagen mit den abgeblendeten Lichtern verschwindet: Richtung Zonengrenze.

*

Tschechen stehen eines Abends vor dem Lagerpfarrer: «Wir schlagen Sie tot! Warten Sie nur: kaputt!»

In der Nacht darauf jagt eine Bierflasche, mit Sand gefüllt, durch das Fensterchen Dr. Krahes und zerbricht mit dumpfen Knacken am Kopfende des Bettes.

*

Einer der Lagerhelfer, «Jockel» genannt. In der Bekleidungsbaracke stauen sich neben den deutschen die polnischen und tschechischen Flüchtlinge. Da kommt ein Tscheche zu Jockel, bittet um Hose und Jacke. Der Tscheche wird bleich, als er das Gesicht des Helfers sieht. Der Lagerhelfer Jockel kommt erregt zum Pfarrer:

«Da steht der vor mir, der am Ende des Krieges in unserer sudetendeutschen Heimat meine Frau und meine Kinder geschlagen hat. Dann hat er sie aus dem Hause gejagt, um sich selber hineinzusetzen. Er will eine Hose, einen Rock. Was soll ich tun?»

Darauf der Lagerpfarrer ruhig:

«Gehen Sie zurück in die Bekleidungsbaracke und tun Sie das, was das Herz Ihnen befiehlt.»

Jockel geht zurück. Sehr langsam.

Dann sucht er die beste Hose, den schönsten Rock aus für den Feind von damals, der jetzt als Heimatloser vor ihm steht.

Da drücken sich Agenten an die Heimkehrer und fragen sie aus. Da nehmen Langfinger das bisschen Habe der Flüchtlinge. Da sind die Dolche der Ausländer und die Ausnutzer der caritativen Verbände. Menschen, die zu Ratten geworden sind.

Nachwuchs für Workuta

Die Grubenlampe baumelt noch ein wenig her und hin. Dann liegt der milchige Schein ruhig auf den Gesichtern Borins, Lewerenz' und Aljas, um deren Schultern noch ein schmutziger Verband gewickelt ist.

Doch noch ein viertes Gesicht ist da.

Ein sehr junges Gesicht.

Das Gesicht eines Sechzehnjährigen.

«Jetzt kannst du erzählen», sagt Lewerenz. «Jetzt kannst du beichten. Hier vor Ort haben die Wände keine Ohren wie da oben in der Baracke, wo hinter jedem ein Spitzel steht und du nicht weißt, ob sie dir nicht beim Schlafen ein Mikrophon an den Hintern montiert haben!»

Der Sechzehnjährige bleibt still.

«Nu hör mal. ...!» will Lewerenz barsch anfangen. Da winkt Borin ab. «Lass mal, Bruno. Also Junge, hör zu. Es stimmt, was der Lewerenz sagt: hier hört keiner etwas, als die, die das hören müssen, was du zu sagen hast. Wie kommst du hierher? – Was ist los mit Deutschland?»

Der Junge zögert noch immer.

«Die – die Russin da!» sagt er.

«Die gehört noch mehr zu uns als mancher, der unsere Sprache spricht», sagt Borin.

«Was soll ich sagen?» dreht sich der Junge aus dem Blick Borins heraus. «Paragraph 57, Spionage, Sabotage ...!»

«Den Gummiparagrafen kennen wir!» sagt Borin. «Schon oft von gehört. Aber was war wirklich?»

«Wirklich? Ha! Wirklich war ein riesiger Schädel auf einem Transparent!»

«Was für 'n Transparent?» fragt Lewerenz.

«Der Kopf von Stalin war darauf gemalt. Gross wie eine Zimmerwand!»

«Und wegen Schnurrbart-Jupp bist du hier? Das musste uns mal genauer erklären!»

«Das war vor zwei Monaten», sagt der Junge. «Die FDJ hatte einen Umzug gemacht bei uns.»

«Was ist das, FDJ?»

«Freie Deutsche Jugend soll das heissen», sagt der Junge. «Das ist in der Ostzone die Staatsjugend.»

«So wie die Hitlerjugend bei uns früher, wat?» fragt Lewerenz.

«Wie war denn die?» fragt der Junge zurück.

«Den Verein kennste nicht?» fragt Lewerenz erstaunt. «Ach so, du bist ja erst... na, erzähl mal weiter.»

«Die hatten also einen Umzug gemacht bei uns mit ‚Bau auf‘-Gesang und so.»

«Wie ist das denn mit dem Wiederaufbau?» fragt Borin.

«Lassen doch weiter ...!»

«Und bei diesem Zug führten die Jungens Transparente mit. Da waren die Köpfe drauf von den Russen und dem Pieck und dem Grote wohl...»

«Wer ist dat.. .?»

«Schnauze!»

«Aber ich hab' immer nur den Stalin gesehen. Als die Russen bei uns waren, war Vater schon ein Jahr lang tot. Gefallen bei der Invasion. Nur ein Bild hatten wir noch. Vater in Uniform, 'ne schwarze Schleife am Rahmen. Dann stampften die Russen rein und sahen das Bild von Vater. Und einer von den Burschen riss es von der Wand, zerstampfte das Bild, spie drauf und ...!»

«Und?»

«Und hockte sich hin und machte seinen Unrat auf die Scherben. Auf Vaters Bild!»

«Schweinehunde!» knurrte Lewerenz und spuckte aus.

«Der eine nahm währenddessen aus seiner Tasche eine russische Zeitung und riss ein Foto von Stalins Gesicht heraus und pappte die Fetzen an die Stelle, wo Vaters Bild gehangen hatte. – Heulend stand ich dabei!»

«Saukerle!» spuckte Lewerenz wieder.

«Das jetzt dein Vater!» sagte der Russe zu mir und deutete auf das Zeitungsstück. ‚Nicht deutscher Soldatt! Stalin dein Vater jetzt!‘ Und beide lachten und gingen wieder, und das Abbild meines Vaters lag unter dem Kot des Russen. Was soll ich da weiter erzählen. Ihr könnt euch denken, woran ich jedesmal erinnert wurde, wenn ich irgendwo das Bild Stalins sah. Und ich sah es immer häyfiger in der Zone. Als der Umzug war, stellten die FDJ-Jungens abends das Transparent ab, unserm Haus gegenüber. Da stand es, und ich musste immerzu draufschauen. Das überlebensgrosse Gesicht grinste mich an, mit einem Lächeln, das ‚väterlich‘ sein sollte. Und da bin ich nachts hingegangen mit einem zusammengeklebten Stück Papier, wo ich ‚nein!‘ drauf gemalt hatte. Das Papier habe ich auf den Lächelmund unter dem Schnurrbart geklebt. Dann hatten sie mich. Die Blauhemden. ‚Schändung!‘ brüllten einige, und da schlugen sie los und traten mir in die Seite, als ich lag, bis die Vopos kamen, die Volkspolizisten, die mich hochrissen und zur Wache brachten. Und da

waren Russen. Die fragten mich und hauten mir mit einem Koppel über die Oberschenkel. Und einmal schmissen sie mich gegen den glühenden Kanonenofen – hier, da seht ihr noch den Placken von neuer Haut – und sagten immer bloss: ‚Du hast aus Westdeutschland Geld dafür gekriegt, du Propagandaspitzel! Los, Geständnis! Wer ist noch in dem Spionagering, Hä? Gestehen!‘ Und wieder die Koppelschläge vorne über die Oberschenkel!»

«Und da hast du ...?»

«Da habe ich gestanden, dass ich Geld bekommen hätte dafür; vorne blutete alles!»

«Und was war dann?»

«Verurteilung zu 25 Jahren Zwangsarbeit!»

«Und sechzehn biste?» fragt Lewerenz.

«Ja», sagt der Junge.

Lewerenz steht auf, geht zu seinem Abraumhammer und lässt ihn rattern. Erstaunt hört der Junge, wie Lewerenz singt: «Der Gott, der Eisen wachsen liess, der wollte keine Knechte .. bumbum, ob's stürmt oder schneit, ob die Sonne uns lacht...!»

Da bricht Lewerenz ab und lässt den Abraumhammer verstummen und sagt heiser:

«Dann ist jetzt Russland in Deutschland?»

«In dem Stück, aus dem der Junge kommt, ja!» sagt Borin.

«Nicht Russland!» sagt da Alja. «Nicht Russland», sagt sie leise und wie entschuldigend. «Bolschewismus, aber nicht Mütterchen Russland.»

«Nachwuchs für Workuta», sagt Borin. «Sechzehnjährige Deutsche in die russischen Kohleschächte! Was ist denn los mit der Welt?»

«Durcheinander!» sagt Lewerenz und singt: «Haut 'se, haut 'se immer in die ...!»

«Lewerenz?» sagt Borin.

«Was willstest?»

«Den Jungen nehmen wir zu uns in den Kreml.»

«Klarer Fall!» sagt Lewerenz.

Im Kreml liest Borin zum 24ten Male:

«Bastian, Du Lieber,

es ist alles nicht mehr so schwer, seitdem ich weiss, dass Du lebst. Ich kann wieder beten. Und das macht mich so stark. Wie Du auch wiederkommen magst, komm! Bitte, bitte komm! Ich schicke Dir Bilder von uns, von Barbara und mir. Hoffentlich bekommst Du sie. Lebe für uns, bitte lebe!»

Und Sebastian Borin schreibt zurück:

«Lisa,

ich lebe! Ich komme zurück! Glaub fest daran! Ich habe Euch so lieb!»

Mehr darf der Plennij Borin nicht schreiben.

Aber habe ich nicht alles gesagt? fragt sich Borin.

Bevor er einschläft, hört er neben sich die schnellen, leichten Atemzüge des Jungen.

Kinder atmen doch sonst tiefer und schwerer, denkt Borin. Der Junge atmet so hoch und leicht wie ein Greis. Wie atme ich denn eigentlich? Wie gut hat Elisabeth neben mir geatmet. Und wie werde ich einmal wieder neben ihr atmen? Ich bin so alt geworden. Wie wird das einmal sein, wenn ich hier herauskommen sollte?

Hier herauskommen! Das mit dem Beten, das hat Elisabeth gut gesagt. Ich will das auch tun, für sie und Barbara! Schöner Name, Barbara! So sollte das Kind heissen, wenn es ein Mädchen werden sollte. Aber Beten, wie ist das eigentlich? «Abends wenn ich schlafen geh, vierzehn Englein um mich stehn!» Borin hat es wirklich ganz leise vor sich hin gesprochen. Jetzt lächelt er und denkt weiter: Vierzehn Englein! Das trifft sich hübsch, wenn ich an die Banditen um mich herum denke. Vierhundert Mörder liegen hier, da ist kein Platz mehr für vierzehn Englein.

Wie betet man eigentlich, wenn man grösser wird? Da habe ich zu Hause wohl noch einiges nachzuschlagen, wenn ...! Es muss doch Gebete für Erwachsene geben, nicht nur für Kinder. Wie würde man sagen? Also los, Borin! Wie würdest du beten, wenn du müsstest? –

Dann würde ich so anfangen:

«Herr Gott!»

Das ist stark, denkt Borin. Da kann man sich anklammern. Und jetzt weiter ... und jetzt weiter ... weiter ...

Borin schläft. Zwischen Lewerenz aus Datteln, einem sechzehnjahrigem Greis aus dem Stück Deutsch-Russland und zwischen vierhundert Banditen.

Sebastian Borin schläft.

Ein Stück «Zeep»

Heimkehrerinnen! Ein besonderes Kapitel in der Chronik Deutschlands. Die Lehrer dieser Generation werden nicht nötig haben, Heroen grauer Vorzeit vor den Kindern als Beispiel aufzubauen. Der Lehrer von heute braucht nur zu sagen:

«Unsere Heimkehrerinnen aus Russland, das sind grosse Menschen. Wem ein solches Mass an Leid vom Schicksal zugemessen wurde, und wer nicht darunter zerbrach, der ist ein Held. Und die Frau, deren Welt das Schöne, Zarte, Liebe sein soll, die aber stattdessen zu einem Arbeitsvieh in Sibirien degradiert wird, ist Heldin in einer besonderen Weise.

Die Heimkehrerinnen aus Russland kommen zu Dr. Krähe, zum Lagerpfarrer. Das, was sie erlebt haben, hat die Seele zerfressen. Sie können es keinem Menschen mitteilen. Aber der Mann im Priesterrock steht für sie ausserhalb der Gesellschaft in einem guten und grossen Sinne.

Diese Frauen erzählen:

«Ich heisse Helga Nordhagen. Bin aus Elbing, geboren am 26. 10. 26. Nach dem Einmarsch der Russen wurden wir zur Kommandantur geholt. Ein Offizier sagte mir, ich solle auf den Major warten. Bald kamen noch mehr Mädels. Wir mussten essen und Wodka trinken. Sie zwangen uns dazu und hatten an der Tür einen Soldaten postiert, damit wir nicht fliehen konnten. Nachher wurden wir vergewaltigt. Manche Mädchen wurden von den Russen 25- bis 30mal an einem Tage missbraucht. Ein 13jähriges Kind haben sie vergewaltigt, splitternackt ausgezogen und dann zur Mutter zurückgeschickt. Wir kamen dann nach Soldau. Dort wurden uns die letzten Habseligkeiten von Polenfrauen abgenommen. Die Toten – wir hatten viele damals – wurden auf einen Dunghaufen vor unserer Scheune geworfen. Im Lager Kupesk am Ural, in das ich dann kam, starb die Hälfte der eingewiesenen Frauen. In Karabasch, dem nächsten Lager, musste ich mit einem 25 Pfund schweren Hammer Steine klopfen. Andere arbeiteten im Woroschilow-Schacht über Tage. Sie mussten Bau- und Stempelholz, Stämme von drei bis vier Meter Länge und 35 cm Durchmesser verladen. Vergewaltigt wurden wir in Russland nicht mehr.»

Furchtbares und Gutes steht in diesen Berichten nebeneinander.

«Herta Plewa aus Kamitten bei Königsberg, geboren 7.6.17. Als mich die Russen nach ihrem Einmarsch in einen Stall brachten, in dem etwa 200 Frauen lagen, musste ich erst an drei Leichen vorbei. Alle Frauen wurden vernommen. Dabei lagen auf dem Tisch Rohrstock und Gummiknüppel. Allen dichteten die Russen die Parteizugehörigkeit an. Alle wurden geschlagen, bis sie zugaben, was man ihnen in den Mund gelegt hatte. Selbst meine 54jährige Mutter haben sie geschlagen, bis ihr Rücken völlig blutunterlaufen war. Ein Mädchen musste den Oberkörper entblößen und wurde so lange geschlagen, bis es zugab, dass – Himmler ihr Vater sei. Ich kam hinterher vier Wochen nach Taplau in ein Gefängnis, von dort nach Rusha in ein Kolchosa-Lager. Da habe ich in der Landwirtschaft gearbeitet und meine Norm erfüllen müssen, aber ich wurde dort wie ein Mensch behandelt.»

So kommen sie zum Lagerpfarrer, und der Lagerpfarrer Dr. Krähe kommt zu ihnen. Es ist Anfang 1950. Die seelsorgerische Betreuung ist nun ganz auf Dr. Krähe und den evangelischen Pastor Lippert übergegangen. Beide Geistlichen verbindet eine beispielhafte Arbeitskameradschaft, wie man überhaupt angesichts der ausgemergelten Heimkehrer nur die grosse Arbeit an diesen Menschen kennt.

Dr. Krähe steht am Schlagbaum. Nun wieder der Heimkehrerinnen-Transport. Die Frauen, die herantrotten, haben versteinerte, männlich harte Gesichtszüge. Wie gemeisselt, wie mit Beton ausgegossen. Sie sagen nichts. Ihnen ist gleichgültig, was mit ihnen geschieht. Wenn man sagt: «Stehenbleiben!», dann stehen sie wie an den Fleck gebannt. Keine Bewegung. Nichts.

Aber da sieht eine der Frauen in den Uniformfetzen den Priester am Schlagbaum stehen, den Lagerpfarrer, der diesen Elendszug empfängt. Und sie sieht Schwester Hedwig in moderner, fraulicher Kleidung.

Da schreitet die Heimkehrerin leise auf, schaut an sich herunter, streicht mit fahrigten Händen über die rauhe Männerkleidung und sagt:

«Was haben die mit uns gemacht? – Was haben die mit uns gemacht?»

Unter den Heimkehrerinnen ist eine Holländerin. Sie liegt auf einer Bahre. Die Frau ist vom Tode gezeichnet. Eine faulige Niere ist ihr entfernt worden, die andere ist ebenfalls krank. Dazu geht der Atem röchelnd, von Husten unterbrochen: hochgradige Lungentuberkulose.

Die Holländerin möchte zum Lagerpfarrer. Man trägt sie hin. Da liegt sie vor Dr. Krähe. Sie starrt ihn an. Wartet.

Was soll ich machen? denkt Krähe. Ich muss den Bann lösen, der über ihr liegt. Aber wie?

Und dann läuft der Priester plötzlich von der Bahre weg in die Bekleidungsbaracke und ist nach einigen Dutzend Sekunden wieder an der Trage.

«Hier, nehmen Sie bitte. Da ist zuerst einmal ein Stück Seife für Sie!»

Was soll das? Warum dieses lächerliche Stück Seife für die sterbenskranke Frau? – Und doch presst die Holländerin die Seife an ihr Herz und an die Lippen. Es ist ihre Muttersprache, die sie auf der Verpackung lesen darf. Die Sprache, die sie mehr als ein Jahrzehnt lang nicht gehört hat! Lagerpfarrer Krähe hat gut gewählt. Er hat sich in einem Zeitbruchteil in die Lage dieses Wesens auf der Trage versetzen können.

Muttersprache!

Die Holländerin liest es mit zuckendem Gesicht:

«De bijzondere zachtheid van de zeep is te danken aan de lanoline, die de huid voedt en doet opfleuren. Het heerlijke, frisse parfum geeft een gevoel van welbehagen en ontspanning!»

Der einfache Werbetext kommt der Heimkehrerin vor wie einige Kernzeilen aus den Klassikern der Weltliteratur. Sie liest die Worte ganz langsam.

Jetzt lächelt sie zu Dr. Krähe hinauf. Gelöst.

Der Lagerpfarrer beugt sich zu der Frau hinunter, die bald sterben wird.

«Ich möchte Sie noch sprechen, Herr Pfarrer, allein – allein sprechen!»

«Ja», sagt Dr. Krähe.

Der Priester greift zu seiner Stola.

Allein die Geschichte des Stücks Seife aus Holland gehört in das Geschichtsbuch der Zeit.

Aus dem getretenen Deutschland ist inzwischen das verstandene Deutschland geworden, und auch das umworbene. Wenn man heute von der Heimkehrernot und dem Flüchtlingselend in Friedland spricht, erntet man bei den Ausländern nicht nur mehr ein Achselzucken. Helfende Hände regen sich.

Das Stück Seife, das die Holländerin an die bleichen Lippen presst, lag in einem Liebesgabenschiff. Der Reisepass Dr. Krahes ist abgegriffen und mit Dutzenden Visa versehen. Holland steht darin am häufigsten. Und gerade das kleine Holland, das Deutschland nicht in bester Erinnerung haben kann, hilft diesem zweigeteilten Lande. Eine Predigt des Lagerpfarrers aus Friedland und die sofortige Reaktion des «Speckpaters» Werenfried van Straaten haben das unmöglich Scheinende möglich gemacht: Holland packt ein ganzes Schiff für Friedland voll und schickt es den Rhein hinauf nach Köln. Da liegen die Liebesgaben eines Volkes, das den Hass aus seinem Wörterbuch gestrichen hat, in der Rhenus-Halle am Kölner Hafen. Dr. Krähe bestürmt die Engländer:

«Ich brauche Fahrzeuge. Holland hat für Friedland gespendet. Wir müssen die Sachen sofort abholen.»

«Allright, allright! Wieviel Wagen brauchen sie?»

Als Schrittmacher fährt Dr. Krähe zwei Tage später vor einem Konvoi englischer Fahrzeuge einher.

Die englischen Offiziere und Soldaten gehorchen dem «German Camp Priest» aufs Wort.

Und die Tommys staunen. Was hat dieser Lagerpfarrer nicht alles zusammengepredigt? In die Fahrzeuge werden eingeladen: 2·500 Stück Seife (darunter ein Stück, das ein Menschenkind erschüttern sollte). 120 kg Reis, 134 kg Corned Beef, 500 Beutel Puddingpulver, 54 kg Milchpulver, 400 Pfundpakete Mondamin und Mehl und Zucker und Gemüse und hunderterlei Dinge.

Man muss solche Mengen aufzählen. Im Lager weiss man, was Mengen bedeuten, und man weiss dort immer noch um den Wert eines Gramms. Denn vor nicht allzu langer Zeit haben Schwester Hedwig und die Ordensschwester Luciana noch zusammengestanden und zu Weihnachten einer kleinen Zahl von heimkehrenden Offizieren ein Festmahl bereiten können, das aus 50 Päckchen Puddingpulver und einer Menge Milch bestand. Nichts anderes: nur Pudding. Und die Soldaten haben sich lachend damit den Magen gefüllt und dieses erste Liebesmahl in Freiheit nicht mehr vergessen.

Der Konvoi rattert zurück. In einer Kurve am Briloner Berg kann der Fahrer Kanschak wegen der Vereisung den Wagen nicht mehr halten. Der Sanka rutscht ab und liegt neben der Strasse in einem Loch fest. Sofort ist Krähe aus dem Wagen und winkt den hinter ihnen aufkommenden Engländern zu: «Stopp!»

Zu spät! Ein Wagen nach dem anderen rasselt in das vereiste Loch hinein. An ein Hinauskommen ist zunächst nicht zu denken.

Die Dämmerung kriecht heran.

«Pause machen!» sagt Krähe. «Im Ort Quartier suchen!»

«Allright!»

Lagerpfarrer Krähe und Konschak stapfen über das Feld nach Brilon hinein. Es ist Samstag Abend. Schon spät. Wo kann sich ein Pastor schon Quartier suchen? Beim Pfarrer des Ortes.

«Selbstverständlich können Sie hier übernachten!» sagt der Pastor des Dorfes bei Brilon. «Ich habe schon viel von Friedland und der Not dort gehört!»

Krähe lächelt: «Da kann ich morgen früh ja gleich eine Predigt über Friedland halten!»

«Genehmigt!» lacht da auch der Pfarrer.

Am anderen Morgen horchen die Pfarrkinder des Dorfes auf wie selten zuvor. Was sagt der junge Geistliche, der wohl zur Aushilfe da ist:

«... Dann aber durften wir Jahr für Jahr mehr sein: die Boten der Liebe der Heimat. Die Gaben, die uns gegeben wurden, durften wir weiterreichen. Wir sorgten und sorgen noch für alles, was Heimkehrer und Vertriebene brauchen. Wir geben das Handtuch und die Seife, Zahnbürste und Schuhriemen, Taschentücher und Socken. Wir helfen mit Unterwäsche und Oberbekleidung. Dass wir dabei für den Mann die Zigarette und die Zigarre nicht vergessen, ist klar. Für die Frau Schokolade und Kaffee, für das Kind Süßigkeiten und Spielzeug. Staunen, Freude, leuchtende Augen! Das ist schönster Dank. Ein Mann, ehemals Admiral, weint, als ich ihm eine Zigarre anbiete. Als ich ihm sagte: ‚Ein deutscher Offizier weint doch nicht!‘, da meint er nur: ‚Ich habe so gern früher geraucht. Acht Jahre habe ich in der Gefangenschaft immer wieder überlegt, wo ich wohl die erste Zigarre wieder rauchen werde. Und das ist jetzt bei Ihnen.‘ Kinder kommen, sie kennen keine Schokolade, keine Apfelsine. 12- und 14jährige Mädchen, die jetzt aus Zentralasien kamen, hatten noch nie einen Ball gesehen. Eines der Kinder klopfte ganz zaghaft an meine Tür: ‚Ich suche Weihnacht!‘ Ich verstand es zunächst erst nicht ‚ich suche Weihnacht!‘, aber dann begriff ich es. Andere Kinder hatten gerade von mir Schokolade, Bonbons und Spielzeug bekommen!»

Die Menschen in der Kirche bei Brilon senken die Köpfe. Sie schämen sich, denn schon ist die Sathheit wieder unter die Leute gekommen und das Hasten nach dem Immer-Mehr! Das Ohr hat die Feinheit des Hörens verloren für den Anruf des Nächsten, die Hand ist zwar fleissig in der Arbeit, aber verkrampft im Geben.

Der Lagerpfarrer von Friedland geht von der Kanzel und feiert mit den Pfarrkindern das Messopfer.

«Woher die Spenden kommen? – Ich weiss es oft selber nicht. Der Geist der Liebe, Gott selber, rührt die Herzen der Menschen an. Die Not unserer Zeit ist ein machtvoller Anruf, dem immer wieder Herzen sich öffnen. Unsere Brüder und Schwestern, die aus der Gefangenschaft und

der Heimatlosigkeit kommen, tragen Christi Kreuz durch unsere Zeit. Immer finden sich hochgemute Seelen, die dieses Kreuz mittragen wollen.»

Als Dr. Krähe mit seinem Konvoi nach Friedland weiterfährt, hat sich ein weiterer Lastwagen an die Autokette gehängt; die Spenden der Dorfgemeinde bei Brilon.

*

«Die Nackten bekleiden!» – Wie schwer war die Erfüllung dieses Wortes in den ersten Jahren des Lagers. Jetzt wächst das Werk und die Möglichkeit zur Hilfe. Auch 1948 hatte der Lagerpfarrer eine Caritas-Bekleidungskammer; aber das war der Raum unter seinem Feldbett, wohin manchmal für eine Nacht ein abgetragener Mantel oder ein paar Jacken kamen, die dann gleich am nächsten Morgen ausgegeben wurden.

Nun aber werden die ersten Nissenhütten abgerissen und Baracken errichtet, die den Friedländern, dem Lagerpersonal wie Paläste vorkommen. Eine Bekleidungsbaracke entsteht. Schwester Hedwig braucht nicht mehr nur zu sagen: «Ich habe einen Mantel für Sie!», sondern sie kann fragen: «Passt Ihnen dieser Mantel? Sonst probieren Sie doch bitte einen anderen an!»

Der Lagerpfarrer von Friedland zerhämmt die Stahltüren vor den Herzen der Menschen, jener Menschen, die beginnen, Kühlschränke und Fernsehruhen in ihre Zimmer zu stellen, und 20 Pfennig geben, wenn die Helfer der Caritas sammeln. Kardinal Frings hält eine flammende Rede und prägt das Wort: «Friedland ist die Zentrale deutscher Not!»

Man kann die Menschen an den Fingern der Hände aufzählen, die sich mit ihrer ganzen Person für Friedland einsetzen. Aber die wenigen schaffen mehr als ein ganzes Heer von Mittelmässigen. Das «Huisvestingkomitee» in Holland spendet der Caritas in Friedland zwei Baracken, später gesellt sich Schweden mit der Gabe eines Holzhauses hinzu.

Alle Organisationen, die mit Friedland verbunden sind, schaffen in verstärkterem Masse, als sie es bisher konnten.

Oberschwester Charlotte vom Roten Kreuz, die mit Schwester Hedwig im Dreck des Schweinestalls angefangen hat, steht weinend bei der Eröffnung des «Rückkehrerheimes», der Rote-Kreuz-Baracke. Die Innere Mission im Lager errichtet eine Glocke auf einem Backsteinfundament. Diese «Glocke von Friedland» begrüsst von nun an jeden einlaufenden Transport und zeigt die Freude über die heimfindenden Brüder und Schwestern. Doch es ist und bleibt die kleine Spende des Einzelnen, die dieses Wirken ermöglicht. Es ist und bleibt das Kleidungsstück, die Mahlzeit, die dem Heimkehrenden und Flüchtling unvergessen bleiben. Auch hier soll das Wort durch die Zahl ersetzt werden.

Allein in der Zeit vom 30.11.49 bis 30.4.50 wurden in der Caritas Friedland abgegeben:

1'638 Paar Schuhe, 4'048 Paar Socken, 1'234 Unterhosen, 1'384 Unterhemden, 1'715 Oberhemden, 1'994 Hosen, 1'402 Jacken, 435 Mäntel, 485 Westen, 994 Handtücher, 1'042 Krawatten, Taschentücher.

Während der gleichen vier Monate wurden an Frauen ausgegeben:

955 Paar Schuhe, 326 Paar Strümpfe, 1'557 Schlüpfer, 1'804 Hemden, 987 Blusen, 861 Röcke, 2'526 Kleider, Schürzen, 884 Pullover, 589 Unterröcke, 316 Stück Nachtwäsche.

Und Kinder bekamen:

508 Paar Schuhe, 452 Paar Strümpfe, 191 Schlüpfer, 177 Unterhemden, 240 Oberhemden, 588 Pullover, 290 Jacken, 260 Mäntel, 604 Hosen, 525 Westen.

Auch hier wieder: niemand hat das Redit, über diese Zahlen hinwegzulesen. Was hier gegeben wird, ist nichts staatlich Organisiertes. Die Belegschaft einer Schokoladenfabrik im Rheinland arbeitete vor Weihnachten einen Tag eine Stunde lang für das Lager Friedland, und die Produktion dieser Stunde an Pralinen und Schokolade wurde vom Besitzer der Firma kostenlos zur Verfügung gestellt. Frau Lörkes in Stuttgart-Vaihingen schickt den Anzug ihres gefallenen Sohnes.

Wissen Sie, der Sie dies lesen, wie schwer sich Frau Lörkes von diesem Anzug getrennt hat? – Wissen Sie, dass es das einzige Kleidungsstück war, das noch an den bei Tobruk Gebliebenen erinnerte? Dass die Mutter den Anzug einige hundertmal gestreichelt hat, wie damals, als der Sohn noch mit diesem «besten Stück» zur Christel Pühlweg in der Rotenbergstrasse ging? Dass Mutter Lörkes den Anzug viermal wieder zurückgehängt hat in den Schrank? – Und ihn endlich doch einpackte und nach Friedland schickte, weil vor den Toten die Lebenden kommen?

Wissen Sie es?

Jedes Stück Kleidung, jede Gabe, die in Friedland ankommt, ist ein Stück vom menschlichen Herzen.

Auch ein unscheinbares Stück Seife kann es sein.

Zivilcourage bei Operation Link

«Vater, es geht nicht mehr!»

«Muttel, ich kann nich weg hier! Es ist doch unser Haus. Alles im Stich lassen?»

«Karl, nu sei vernünftig. Sollen sie dir denn noch einmal eine Bierflasche über den Kopf schlagen, bloss, weil du ‚guten Morgen‘ gesagt hast?»

«Vielleicht hört das mal auf, Maria.»

«Aufhören? Ganz Liegnitz kocht schon seit Jahren! Gestern du, morgen ich! Die Polen schlagen uns tot, wenn ich draussen aus Versehen noch ein deutsches Wort sage. Und selbst in der Kirche von den Kanzeln dieser Hass! Ich habe so etwas in einem Gotteshaus nie für möglich gehalten. Das Deutsche gehört zum letzten Dreck. Ich kann das nicht mehr aushalten, Karl!»

«Aber alles hierlassen ...,?»

«Was lassen wir denn wirklich hier? In dem baufälligen Haus können wir verhungern! Fritz hat eine schöne Wohnung in Köln, und auch bei Schramowskis könnten wir unterkommen. Die haben vor drei Jahren fortgemacht, und jetzt haben sie schon ein Milchgeschäft eingerichtet.»

«Ich weiss nicht, ich weiss nicht!»

«Aber Karl, willst du der letzte Deutsche in Liegnitz sein? Sollst du vor dem Kogut, dem wir früher eine Suppe hinausgestellt haben, auf den Knien liegen, bloss weil er jetzt Bürgermeister ist? Und soll ich mitansetzen müssen, wie sie hier unsere deutschen Ordensschwwestern behandeln? Und die deutschen Mädchen? Die Polen heiraten sie, jawohl. Aber noch im Bett lassen sie es unsere Gören spüren, dass wir von der Gnade des Siegers leben. Hast wohl vergessen, was Berta uns hier vorgeheult hat vor ein paar Tagen?»

«Ja.»

«Stellen wir nun den Antrag?»

«Ja!»

«Im Ernst?»

«Ja, Maria!»

«Dank dir, Karl!» sagt die Frau. «Dank dir, Alterchen. Ich hätte es hier nicht mehr ausgehalten. Danke.»

*

Stichwort «Operation Link».

Wie Karl und Maria Tesching sitzen viele Deutsche in den polnisch besetzten Gebieten um den Tisch, auf dem nicht mehr viel steht. Auch diejenigen, die aus der Zwangslage heraus für Polen optiert haben, erkennen nun ihre Situation als unhaltbar.

Die deutschen Männer und Frauen wollen wieder ihre Sprache sprechen dürfen, ihre Kinder in deutsche Schulen schicken können und ganz einfach unter Deutschen leben. Alles das können sie in den von den Polen besetzten Gebieten nicht mehr.

Doch es ist nun alles nicht mehr so einfach wie beim Zusammenbruch. Damals zog man los auf den grossen Treck nach Westen. Einfach weg, nur fort! Heute aber braucht man als Deutscher einen Paken Genehmigungen, wenn man etwas tun will. Vor allem aber braucht man diesen Papierwust, wenn man nach Westdeutschland will.

Die Deutschen wollen hinaus aus unserem Land? fragen sich die Polen. Warum nicht! Lasst sie gehen und vor allem die Kinder und Frauen

die Alten. Dann wird das Land endlich von den Deutschen gesäubert.

Zwischen polnischen, englischen und deutschen Stellen wurde eine Vereinbarung getroffen. Vorerst sollten 25'000 deutsche Männer, Frauen und Kinder aus dem Raum östlich der Oder-Neisse-Linie in die britische Zone geleitet werden. Die Regierungen kabelten. Das Internationale Rote Kreuz in Genf half. Persönlichkeiten der katholischen Kirche in Berlin fanden Wege, die Rückführung über Widerstände hinweg möglich zu machen.

«Operation Link!» sagten Minister.

«Operation Link!» sagten die deutschen Aussiedler und legten ihre Sehnsucht nach einem neuen, besseren Zuhause in das Wort. Denn dort, wo sie waren, galten sie als Vertriebene, Verbannte im eigenen Heim.

Aber es gibt eine Zonengrenze. Es gibt die Grenze, die das Land zerreißt.

Am 3. März soll unter dem Stichwort «Operation Link» die «Durchschleusung» (furchtbare Worte erfindet man für die Unwürdigkeiten, denen der Mensch in jenen Tagen ausgeliefert ist!) in den Westen hinein beginnen.

So sieht ein Bericht über jenen 3. März 1950 aus:

*

«Aus irgendwelchen Gründen hatte die Sowjetzonenregierung wohl Befürchtungen, der Übernahme der Transporte am britisch-russischen Schlagbaum könnten Schwierigkeiten entgegentreten. So kam der Lagerleiter des Lagers Heiligenstadt (Sowjetzone) zum Lagerleiter des Lagers Friedland, um die technische Seite der Angelegenheit zu besprechen. Ausserdem erschien der Caritasdirektor von der Hauptvertretung Berlin im Lager Friedland, um im Auftrage des Innenministeriums der Sowjetzonenregierung, Abt. Bevölkerungspolitik, über eine reibungslose Durchführung der Operation Link zu beraten. Ein anderer Weg schien zur Regelung dieser Fragen nicht möglich, da zwischen der Sowjetzonenregierung und der Bundesrepublik keine offizielle Verbindung besteht.

Der Autopark des Lagers Friedland sollte mit Genehmigung der russischen Kommandantur von Heiligenstadt über die Zonengrenze zum Bahnhof Arenshausen fahren dürfen, um dort die Aussiedler und ihr Gepäck zu übernehmen und nach Friedland zu fahren. Am 3. März, morgens um 8 Uhr, standen 686 Aussiedler mit ihrem Gepäck auf dem Bahnhof in Arenshausen, drei Kilometer auf östlicher Seite der Zonengrenze. Am Schlagbaum standen die Wagen des Lagers Friedland. Dazu ungewohnt viele Menschen: der Flüchtlingsminister Albertz von Niedersachsen, der Vertreter des Bundesvertriebenenministers, der Regierungspräsident von Hildesheim, Regierungsbeamte, die Lagerleitungen, die Vertreter der Hilfsverbände im Lager Friedland und etwa 70 Pressefotografen.»

Dieser Teil des Berichtes ist die Einleitung zu einer düsteren Szene.

Aufgeregt fuchteln die englischen Offiziere mit den Listen umher:

«Hier, diese Namen stimmen nicht überein. Die Menschen, die drüben warten, stehen nicht auf den Listen der Operation Link!»

In Eile überprüfen Lagerleiter Krause, Lagerpfarrer Dr. Krähe und der Minister von Niedersachsen die Liste. Tatsächlich, nur etwa ein Fünftel der in Arenshausen Wartenden gehört zur Operation Link!

«Also, nichts wird übernommen, you understand?»

«Aber es sind doch ausgewiesene Deutsche, die einen wie die anderen! Man kann diese Menschen jetzt nicht einfach zurückschicken! Begreifen Sie das doch bitte!»

«Da gibt es nichts zu begreifen. Ich habe meine Befehle! Und die lauten: die auf dieser Namensliste stehenden deutschen Aussiedler zu übernehmen. Und nun kommen noch viermal soviel Namen hinzu, die niemand kennt!»

«Aber...!»

«No!»

Die «höheren Dienststellen» werden zitiert und auch angerufen. Um 11 Uhr teilt der englische Abschnittskommandeur von Goslar mit:

«Ich habe mit meiner Dienststelle in Lübbecke gesprochen und auch mit dem britischen High Commissioner selbst. Der Hohe Kommissar gibt um 12.30 Uhr seine Entscheidung durch. Diese ist dann endgültig! You hear, this is final!»

Auf die Minute genau kommt der Bescheid vom Petersberg:

«Der Transport wird nicht übernommen!»

Irgendwo sagt jemand:

«Sauerei!»

Man will Deutsche daran hindern, nach Deutschland zu kommen. Der Petersberg, Sitz der Alliierten Hohen Kommission, hat das letzte Wort.

Hat er es wirklich?

Was jetzt geschieht, ist nicht abgesprochen und nicht vorbereitet. Es kommt einfach aus dem Impuls der deutschen Männer, die vor Erregung zittern vor dieser Ungeheuerlichkeit, dass die Brüder nicht über eine Grenze dürfen, die die Willkür einiger Männer auf der Krim errichtet hat.

Lagerleiter Richard Krause springt auf den Kotflügel des ersten Lastkraftwagens.

«Los!»

Minister Albertz reißt eigenhändig den Schlagbaum hoch. Atemlose Spannung! Der Lastwagen mit dem Lagerleiter von Friedland rast unter dem Schlagbaum durch, ein zweiter, ein dritter, ein vierter, jetzt drei Omnibusse! Durch!

Erst hinter dem dritten Bus gelingt es dem Grenzkontrolloffizier, den weiss-roten Schlagbaum senken zu lassen. Proteste! Schimpfen!

Minutenlanges Wortgefecht.

Telefonate.

Da kommen schon die ersten Busse zurück. Sie laden die Aussiedler am Schlagbaum ab, wenden und holen im Pendelverkehr die anderen.

Verwirrt stehen die Umsiedler am Schlagbaum. Was geschieht nun mit uns? Lässt man uns hinüber? Karl Tesching streichelt seiner Frau über den Arm.

«Wird schon werden, Mutter!»

Jenseits des Schlagbaumes schreit der Grenzzoffizier:

«Ich protestiere gegen Ihr eigenmächtiges Vorgehen, Herr Minister!»

«Das dürfen Sie, aber die Aussiedler müssen herüber! Auf meine Verantwortung!»

«Dann müssen wir aber zum mindesten das Gepäck kontrollieren!»

«Schämen Sie sich nicht, diesen Menschen das armselige Gepäck durchschnüffeln zu wollen! Für uns ist das Land jenseits der Oder-Neisse Deutschland, und das Gepäck, das die Polen den deutschen Ausgewiesenen bei der Reise innerhalb Deutschlands belassen haben, unantastbar!»

«Aber ich habe strikte Dienstanweisung ...!»

«Mutter, was ist los? Warum streiten die sich über uns? Mein Gott, was haben wir denn getan? Sind wir Verbrecher?»

«Ruhig Karl, ruhig!»

«Aber das ist entsetzlich! Dieses Geschrei um uns! Du, die wollen uns gar nicht drüben haben, die wollen uns ...!»

«Karl!»

Maria Tesching will ihren zusammensinkenden Mann stützen, kann ihn aber nicht halten und fällt mit ihm zusammen zur Erde.

«Karl!»

Die Frau schreit es so laut heraus, dass selbst das Stimmengewirr am Schlagbaum verstummt.

«Karl! Komm zu dir, bitte! Mach doch nur einmal die Augen auf. Idi hole sofort Wasser, sofort, Karl! Bitte ...!» Maria Tesching ruft und stammelt.

Der Mann Karl Tesching, 59 Jahre alt, ist tot.

Die deutsch-deutsche Grenze hat ihn getötet. Todesursache: Herzmuskelschwäche. So steht es wenig später auf dem Untersuchungsbefund des Arztes.

Aber der Lagerpfarrer, der Minister und der Arzt wissen nur zu gut, wer hier der Mörder war: eine Linie, eine feine Linie, die durch Deutschland geht.

Da öffnet sich der Schlagbaum für Stunden, damit Deutsche aus Deutschland nach Deutschland kommen können. Man sollte dieses Bei-

spiel im Geschichtsunterricht bringen, wenn man die Situation Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg verdeutlichen will. Werden die Kinder lachen?

Die Aussiedler kommen über die Grenze. Ihr Gepäck – ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl und für die ganze Familie ein Schrank sind zugestanden – wird unkontrolliert nachgefahren. Bei vielen gibt es nichts nachzufahren. Sie haben ihren Hausrat bereits in den vergangenen fünf Jahren verkaufen müssen, um ihr Leben zu fristen. Frauen, die durch Gefängnisse und Lager gegangen waren – ein ganzes Lager von Frauen und Kindern bei Lissa war aufgelöst worden – tragen ihr ganzes Hab und Gut in der Markttasche bei sich.

Schwester Hedwig und Dr. Krähe stützen Frau Tesching und bringen sie über die Grenze.

Da prescht der Residenzoffizier von Göttingen heran und ruft: «Zurück! Die Übernahme ist nicht gestattet!»

Niemand schaut auf. Niemand bleibt stehen. Niemand achtet auf den gestikulierenden Fremden.

Um 16.30 Uhr sind alle Aussiedler im Lager Friedland.

Auch Karl Tesching, den Schwester Hedwig in das Leichenhaus bringt.

In der nüchternen Sprache des Transportführer-Protokolls spiegelt sich dieser Auftakt der Operation Link so: «Die Zusammenstellung des Transportes begann am 20. 2. 1950 und erfolgte im Durchgangslager Breslau-Hunsfeld.

Die Stärke des Transportes betrug 664 Personen, wovon zwei Personen als Kranke zurückblieben.

Beim Grenzübergang in Forst (Lausitz) waren ein Toter, in Heiligenstadt zwei Kranke und beim Grenzübergang Besenhausen ein Toter zu beklagen. Weitere 13 Personen waren für die russische Besatzungszone bestimmt, so dass die Zahl des Transportes 645 betrug. 44 Personen wurden dem Transport aus dem Lager Bitterfeld in der russischen Besatzungszone angegliedert, die aus Resten der in der russischen Besatzungszone eingetroffenen Transporte stammen.

Der Abreisetag aus Breslau-Hunsfeld war der 27. Februar 1950. Verpflegung war ausreichend und verhältnismässig gut.

Für die Eingliederung in den Transport waren ausschlaggebend:

1. Die englische Ausreisegenehmigung (Permit) aus Warschau oder
2. Die Zuzugsgenehmigung, die bei der Umsiedlungsstelle in Lodz gegen einen Repatriierungsschein umgetauscht wurde.

Bei der Mitnahme von Gepäck und Möbeln wurden keine Einschränkungen gemacht. Polnische Währung wurde den Flüchtlingen in Forst (Lausitz) gegen Ostgeld eingetauscht. Es sind einige Fälle bekanntgeworden, in denen Flüchtlingen ihre Sparkassenbücher abgenommen worden sind.

Im Allgemeinen ist die Erlangung eines Permits sehr schwierig, da

diese durch die zuständigen Landratsämter ausgehändigt werden und in Fällen, in denen die polnische Verwaltung Wert auf die Arbeitskraft, besonders Facharbeiter, legt, ohne entsprechendes Bestechungsgeld nicht erhältlich. Ganz anders liegt der Fall, wenn sich Flüchtlinge zum Ausreisen melden, die Vermögen oder Grundbesitz nachweisen. Diese Personen werden innerhalb weniger Tage in das Durchgangslager eingewiesen.

«Friedland/L., den 6.3.1950»

Gibt es Nachspiele zur Zivilcourage weniger beherzter Männer an der Zonengrenze?

Ja, es gibt sie. Die Hohen Kommissare befürchten Unruhen. Der Grenzschutz wird mit Polizei verstärkt. Einige Panzerspähwagen fahren an der Grenze auf. Und – Krönung der Lächerlichkeit – Lagerleiter Krause erhält drei Tage Grenzverbot von den Engländern!

Man bestraft einen Mann wie einen Schuljungen, weil er diese Grenze – dieses Untier in Deutschland – nicht so anerkannt hat, wie es die Befehlshaber wünschten.

Und das andere Nachspiel sieht der Flüchtlingsfriedhof von Friedland. Der Friedhof mit den 55 uniformiert aussehenden Holzkreuzen.

Montag Nachmittag. Rechts und links von Maria Tesching stehen der Priester und Schwester Hedwig. Hinter den dreien die Schar der Ausgewiesenen.

Vor allen klafft das Grab, das Tesching aufnimmt, den Mann, dem eine wahnwitzige Grenze im wahrsten Sinne des Wortes das Herz brach.

Warten! Warten der Menschen, die mit Karl Tesching gekommen sind.

«Brüder!» sagt der Lagerpfarrer. Und selbst die Männer schluchzen haltlos, als dieses Wort auf sie zukommt wie ein Mensch mit ausgebreiteten Armen. «Brüder in Christo!»

Hier am Grabe rennt sich der Hass zu Tode. Hier ist kein Raum mehr für Gedanken der Rache oder Worte des Zorns.

Wen sollte man auch anklagen?

Aber trotz der grossen Trauer um den Toten sind die Aussiedler am Grabe glücklich.

Der Lagerpfarrer hat «Brüder!» gesagt.

«Gehen wir», sagt der Lagerpfarrer leise zur Schwester Hedwig. Sie sind neben der Frau des Verstorbenen jetzt die einzigen Menschen am Grabe.

Nun steht Frau Maria Tesching allein an dem Erdloch, aus dem der dunkle Sarg und der hellgelbe Lehm schimmern.

«35 Jahre lang waren wir zusammen, Karl. 35 lange Jahre.

Warum musstest du mich jetzt allein lassen, Väterchen? – 35 lange Jahre!»

Zu den 55 Kreuzen des Flüchtlingsfriedhofes stellt sich ein neues.

Die Kinder mit der grossen Angst

Der Lagerpfarrer tritt aus der Wellblechkapelle. Ein Junge läuft fort, als er den Priester sieht.

Der nimmt den Jungen bei der Hand und streichelt ihm über das Haar. Der Junge zittert. Sein Herz schlägt schnell wie das eines gefangenen Vogels.

«Angst hab' ich! Angst hab' ich! Angst hab' ich!»

Dr. Krähe nimmt den Jungen mit in seine Nissenhütte. «Na, so schlimm wird's doch nicht sein! Hier: vier hübsche bunte Bonbons – die magst du doch, nicht wahr? – und acht Plätzchen!»

Der Junge kann nicht zählen. Er hat noch nie in seinem Leben eine Schule gesehen. Aber er sieht das rote und blaue Papier um die Bonbons und die lustigen Zeichnungen darauf. Auch ist das Gesicht des Lagerpfarrers da, das ihm nur Gutes sagt.

«Du brauchst doch vor mir keine Angst zu haben.»

«Aber die Russen, die Russen!» sagt der Junge.

«Die sind weit», sagt Dr. Krähe.

«Die sind immer bei mir!» stammelt der Junge. «Die stossen mich!»

«Hier dürfen die Russen dich nicht stossen», sagt Krähe.

«Aber sie haben mich soviel geschlagen und gejagt. Jetzt bin ich neun Jahre alt. Als ich vier war, haben die Russen Papa abgeholt und später die Mutter.»

«Wo warst du denn da?»

«Im Samland. Und dann war ich immer nur in Lagern, und niemand wollte mich. Weggeschickt hat man mich nur immer und gesagt: Jetzt musst du dahin und dann dahin und dann dahin. Und wenn ich geweint habe, dann hat man mich noch mehr geschlagen.»

Weggeschickt! denkt der Lagerpfarrer. Das verstehen sie wohl heutzutage. Einen kleinen Menschen wegschicken wie ein Postpaket, nur, damit man das Wesen los ist. Und langsam geht er mit dem Kleinen zur Kapelle zurück. Etwas von der Angst des Jungen ist aus den Augen herausgenommen.

«Ist da drinnen der liebe Heiland?» fragt der Junge vor der Kapelle.

«Ja», sagt Krähe erstaunt. «Woher weisst du denn das?»

«Als ich sooo klein war, da nahm Vater mich zur Kirche und sagte mir: ‚Wir wissen nicht, Junge, was morgen kommt. Aber eines vergiss nie. Wenn du in eine Kirche kommst und siehst am Altar das rote Licht, dann weisst du, da ist Gott.‘

Und der Junge schaut ganz verklärt zum Lagerpfarrer empor und sagt: «Dann habe ich ja in Friedland meinen Vater wiedergefunden!»

In der Nacht schreibt der Lagerpfarrer zu seinen Aufzeichnungen: «Das ist alles, was der Junge vom Glauben weiss. Nur ‚da ist Gott!‘ Er hat in den letzten fünf Jahren nichts mehr davon gehört. Er kann auch noch nicht lesen und schreiben, wie fast alle, die mit den Kindertransporten nach Friedland geschickt werden. Und der Junge ist nicht einmal der schlimmste Fall. Mit einigen älteren Kindern kam kurz vorher ein kleines Wesen zu uns ins Lager. Wir wissen nicht woher. Auch die anderen Kinder können es nicht sagen. «Edgar!» Das lallte er nur. Die Ärzte im Lager nehmen an, dass Edgar vier Jahre alt ist. Er kann kaum auf seinen schwachen, stockdünnen Beinen stehen. Das Bäuchlein wölbt sich dick vor. Er weiss nichts von seinen Eltern, seinem Geburtsort, kennt weder seinen Namen, noch den Tag seiner Geburt. Ein namenloses Kind unserer Zeit, von der Bosheit der Menschen auf die Strasse geworfen. Ich bringe ihn in ein Kinderheim in der Nähe Friedlands.»

*

Was wissen diese kranken, kleinen Erdenwürmer von Jalta und Potsdam, was wissen sie von den Männern, den lächelnden Männern der Krim oder dem Mann aus Braunau mit der in die Stirn gewischten Tolle. Sie wissen nichts! Sie fühlen nur die grosse Angst, die tief im Herzen sitzt. Aber jetzt denkt man wieder an sie und hängt ihnen Schilder um den Hals mit ihren wirklichen oder gefundenen Namen und stellt sie zu Kolonnen zusammen. Kinderkreuzzüge!

Kinder, von denen jedes einzelne ein Kreuz schleppt, ein grosses, unsichtbares Kreuz, das starke Erwachsene ihnen aufgehast haben.

Da sind Sperrgräben an der Zonengrenze ausgehoben worden. Die Kluft, die durch Deutschland geht, hat sich im Verlaufe der Jahre nicht eingeebnet, sondern sie ist tiefer geworden. Es scheint immer noch leichter, Sperrgräben zu schachten, als Brücken zu bauen.

Gerade als die Kinder aus dem Osten kommen, klaffen die frisch ausgeworfenen Sperrgräben.

Regen klatscht herunter. Matsch. Der Acker an der Grenze wird zu einem Schlammfeld.

Schwester Hedwig fasst zwei der Kinder, die mit suchenden Augen über die Sperrgräben hinwegblicken, bei der Hand.

«Müssen wir da hinüber?»

«Ja, Kleines, wir müssen über den Acker!»

«Durch den Schlamm?»

«Ja, wir müssen durch den Schlamm. Glaubst du, dass du es schaffst?»

«Na sicher!»

«Ja, dann mal los!»

Eifrig stapfen die Kinder neben Schwester Hedwig her. Aber der Lehm klebt an den Schuhen und wird zu klumpigen Stelzen. Eines der

der Kinder stürzt hin. Das Kofferchen springt auf. Etwas Kleidung liegt auf dem lehmigen Acker.

«Tante!» ruft das Kind verzweifelt, in dessen Gesicht der Regen Furchen durch die Schmutzkruste wühlt.

«Ich bin ja schon bei dir!» sagt Schwester Hedwig und hebt das Kind auf und stopft die Kleidungsstücke wieder in das Kofferchen hinein.

«Du hast deine Marke verloren!» sagt Schwester Hedwig und hebt das Blechschildchen auf.

In das Metall ist eingestanzt:

Ursula Ehleben
geb. 2. 9. 40
in Mohrunen

Auf der Rückseite:

Meine Eltern wohnen
in Lübeck
Holstenstraße 1–3

«Du heisst Ehleben? Dann sind deine Eltern schon im Lager, Ursula!»
«Da freue ich mich aber!» lacht das Kind.

Der Junge an der anderen Hand der Schwester fragt:

«Ich heisse Klaus Dombrowski. Sind meine Eltern auch schon da?»
«Ich weiss es nicht, Klaus!» muss Schwester Hedwig sagen. Endlich ist sie mit den Kindern und dem bisschen Gepäck an allen Sperrgräben an der Zonengrenze vorbei. Schwester Hedwig hebt die Kinder in den Bus.

*

Nicht nur an der Zonengrenze gibt es Sperrgräben. Da sind noch die Sperrgräben des Herzens. Klaus Dombrowski, den Schwester Hedwig an der Hand hielt, wird sie noch kennenlernen. Er wird fühlen, dass diese Sperrgräben ebenso tief und kaum überbrückbar sind wie die an der Zonengrenze.

Auch Klaus wird im Lager registriert, untersucht, mit guten Dingen gefüttert, die er jahrelang entbehren musste. Schwester Hedwig drückt ihm sogar einen riesengrossen Teddy in den Arm.

Aber Klaus Dombrowski schaut die anderen Kinder an, die von ihren Eltern geholt werden.

«Warum kommt meine Mutti nicht, Tante?» fragt er Schwester Hedwig.

«Wir bringen dich zu ihr, Junge!» sagt Schwester Hedwig.

Eine Rote-Kreuz-Schwester bringt den Jungen nach Hamburg. Unterwegs erzählt sie ihm alle Märchen, die sie kennt. Das Abteil ist erfüllt mit Schneewittchen und Hänsel und Gretel und dem Rotkäppchen und dem Wolf und den sieben Geisslein. Als die Schwester gar noch die Geschichte vom tapferen Schneiderlein folgen lässt, lacht der Bub so hell, dass alle Mitreisenden noch tagelang froh an dieses schöne Lachen denken müssen.

Hamburg. Alstergasse.

Ein Emailleschild «Eduard Dombrowski».

Die Schwester klingelt.

Das ist die Mutter, weiss die Schwester sofort, als eine Frau die Tür öffnet. Dem Jungen wie aus dem Gesicht geschnitten! Aber – die Schwester stutzt – wahrscheinlich ist die Frau doch nicht die Mutter? – Denn nicht die Spur eines Lächelns, nicht der Schimmer einer Freude zeigt sich in dem Gesicht der Frau.

Die Schwester nestelt an ihren Papieren.

«Sind Sie Frau Klara Dombrowski?»

«Ja! Was wollen Sie?»

«Ich bringe Ihnen Ihren Jungen, Frau Dombrowski! Er ist heil und pumpergesund wieder da nach seiner langen, langen Reise!»

Die Frau in der Türfüllung schaut die Schwester unsicher an. Dann gibt sie ihrer Stimme eine künstliche Festigkeit:

«Ich kann den Jungen nicht brauchen, Schwester! Ich lebe jetzt mit einem anderen Manne zusammen als mit dem, von dem der Klaus ist. Und von dem neuen Mann hab' ich schon zwei Kinder! Wie gesagt, den Jungen kann ich nicht brauchen. Schon die zwei anderen Bälger sind andauernd krank. Husten und spucken nachts immer ins Bett. Baldwin kann das nicht vertragen. Da wird er immer so wütend von.»

«Wer ist das, Baldwin?» fragt die Schwester.

«Na, mein neuer Mann natürlich. Der würde mir die Sachen an den Kopp schmeissen, wenn ich ihm nun noch mit dem Jungen käme.»

«Aber es ist doch ihr Kind, Frau Dombrowski!»

«Schon! Aber warum haben Sie den Jungen denn nicht dagelassen, wo er war? Schliesslich ham wir hier auch nich das Paradies. Es ist überall gleich besch ...!»

«Und wo soll ich jetzt mit dem Jungen hin, den ich Ihnen von Friedland bis hierhergebracht habe?»

«Gehen Sie zu meiner Mutter. Die wird ihn wohl nehmen!» Die DRK-Schwester sieht, dass jedes weitere Wort Verschwendung wäre.

«Wiedersehn!» und «Komm, Klaus», sagt die Schwester und nimmt den Jungen mit den traurigen Augen, der fassungslos auf die Frau starrt, die seine Mutter sein soll, wieder bei der Hand.

Als beide schon auf dem Treppenabsatz sind, ruft die Frau der Schwester nach:

«Nich dasse denken, ich wär ne Rabenmutter, nee! Aber die Zeiten, wissense, die Zeiten! Und Männer können furchtbar wild werden, wenn

es um die Blagen geht. Der Baldwin würde vor Zorn gleich durch die Decke. Nee, nee Schwester! Es ist schon das Beste für's Kind, wennse es zu meiner Mutter bringen! Also nochmals: Docksteg 45 a!»

Draussen weint der Junge in seiner Verlorenheit. Die Schwester geht vor ihm in die Knie und tupft ihm die Tränen ab.

«Komm, Bub, deine Grossmutter ist gewiss lieber zu dir!»

«Ist das so eine Grossmutter wie beim Rotkäppchen, die der Wolf zuerst gefressen hat und die doch dann wieder heil war und Kuchen ass und Wein trank und fröhlich war?»

«Ja! Genauso eine!»

«Dann geh ich mit!» sagt der Kleine tapfer und verbeisst die Tränen, die wieder von Neuem fliessen wollen.

Die Grossmutter ist wirklich eine liebe Frau.

«Kommen Sie doch bitte herein mit dem Klaus, Schwester», sagt sie und wischt mit dem Putzlappen über einen Stuhl. «So, setzen Sie sich erst mal, Schwester. Und du, Klaus, kommst auf das Sofa. Du bist doch der Klaus, nicht wahr?»

«Ja, Oma!»

«Achgottchen, jetzt sagt er auch schon Oma zu mir!» schluchzt die alte Frau und wischt sich über die Augen. «Wissen Sie, wir haben schon nicht mehr geglaubt, dass der Junge noch mal nach Hamburg findet!»

Diesmal müsste ich eigentlich ein Beispiel aus dem Märchen parat haben. Hänsel und Gretel, die nicht mehr nach Hause finden sollen, denkt die Schwester.

«Ich mache Ihnen mal erst einen Kaffee», fängt die alte Frau wieder an. «Einen Nescafé! Das ist jetzt herrlich mit den kleinen fertigen Packungen. Heisses Wasser drauf und schschsch! – Alles fertig. Was hat man sich früher mit der Mühle abplacken müssen! – Und du, Klaus, magst du Kakao?» – «Ja, Oma!»

«Nun sag doch nicht immer Oma zu mir, huh!» heult die alte Frau auf. «Mir ist dabei so schwummerig zumute!»

Die Grossmutter geht zum Herd und macht sich an einem Topf mit heissem Wasser zu schaffen. Dann sagt sie ernst und klar zu der Schwester:

«Ich weiss, Sie waren bereits bei meiner Tochter, bei der Klara! Und sie will den Jungen nicht haben, nicht wahr?»

«Ja!» sagt die DRK-Schwester, die nach der vergeblichen Lauferei mit dem Jungen erschöpft dort hockt und dem Klaus nur mechanisch über das Haar streichelt.

«Und ich will Ihnen sagen, was hier los ist: die Mutter ist mannstoll! Ihre Wohnung ist ein besseres Absteigequartier. Sie hasst Kinder, aber bekommt sie. Und nun zu mir! Klipp und klar: ich kann den Jungen nicht hier halten. Ich muss schon die zwei anderen von ihr grossziehen. Können Sie das bei 57,48 Mark Rente? Wenn jetzt noch Klaus hinzukommt, nagen wir an der Tapete, allesamt!»

«Aber das Kind kann doch nicht auf der Strasse liegen!» ruft die Schwester.

«Es muss zu seiner Mutter zurück. Vielleicht, wenn Klaus von seinem Leidensweg erzählt, dass Klara dann anders wird! Vielleicht, dass sie dann Schluss macht mit dem verrückten Rennen und ordentlich wird!»

Die Schwester wird nicht ungeduldig. Für mich ist das nur eine Stunde des Nichtbegreifens, aber für den Jungen wird es wohl ein Leben lang so anhalten, das Gefühl, nirgendwo hin zu gehören. Das denkt sie.

«Komm, Klaus, wir wollen wieder zu deiner Mutter gehen.»

«Da möchte ich aber nicht hin, da nicht! Ich möchte hierbleiben! Hier ist es gut. Ich möchte hierbleiben!»

«Geh nur mit, Klaus» sagt die Grossmutter und tritt nahe an den Jungen heran. «Du kannst mich dann besuchen, öfter, wenn du willst. Komm nur bald.»

Und dabei denkt sie: Nein, komm nicht, Klaus. Ich behalte dich ja dann doch hier, wenn du ankommst mit den blauen Flecken, die dir Baldwin geschlagen hat. Ich päppele dich dann genauso schlecht und recht wie deine Geschwister, die mir deine Mutter an den Kochtopf und in mein Bett geschickt hat, damit ihres frei ist. Komm nicht, Klaus, ich gehöre zu den Leuten, die nicht nein sagen können. Bleib bei deiner Mutter, Klaus!

«Komm nur bald!» sagt die Grossmutter wieder laut, von einem unerklärlichen Impuls getrieben.

«Ja, Oma, ich komme bald», sagt der Junge.

Die Schwester ist wieder bei Klara Dombrowski.

«Na ja, dann muss er halt bleiben», sagt die Mutter und zieht den Jungen zu sich in die Küche. Die Tür schlägt zu. Die DRK-Schwester steht draussen.

Noch einmal öffnet sich die Tür einen Spalt weit.

«Und übrigens Danke schön, Schwester, dass Sie mir den Jungen gebracht haben. Wiedersehen!»

Die DRK-Schwester geht zum Bahnhof zurück.

«Na, wie war die Begleitung nach Hamburg», fragt eine Kollegin, als die Schwester wieder im Lager Friedland ist.

«Furchtbar», sagt sie.

«Wieso?»

«Die Kinder büssen», sagt die DRK-Schwester nur. «Die Kinder büssen für alles.»

*

Dieses Jahr 1950 bringt mit der «Operation Link» und unorganisierten Transporten 39550 Vertriebene nach Friedland und damit nach Westdeutschland. Diese Zahl ist nicht gross, wenn man die 819'000 Vertriebenen dagegenhält, die der Treck von September 1945 bis August 1946 in den Westen brachte. Doch ist die Zahl immer noch riesig, wenn man

die kleiner und kleiner werdende Gruppe der Heimkehrer dagegenhält.

Mit Schmerz und Unruhe sieht man das langsame Stoppen der Heimkehrertransporte Ende 1950. Viele Länder haben inzwischen – nach fünf Jahren seit Kriegsende! – die deutschen Kriegsgefangenen entlassen.

Sie waren da, auch krank zwar, auch gebeugt unter der Last des Gefangenenloses, aber doch besser ernährt und gekleidet. Es sieht seltsam aus in Friedland, wenn die Kriegsgefangenen aus den USA und aus England mit prallgefüllten Seesäcken den Schlagbaum in Richtung Ost passieren, wo die Angehörigen zu Hause sind, und der Elendsstrom aus dem Osten den Kontrast dazu bildet.

Aber wenn sie doch wenigstens kämen, elend, krank, aber nur da sein!

Die Registrierungskolonnen im Lager Friedland wird unter dem Ansturm der – nicht aus Russland kommenden – deutschen Rückkehrer zu einem fliegenden Kommando. Am 31. Dezember 1950 trifft in Hamburg die «Dundalk Bay» ein, das frühere Frachtschiff «Nürnberg» mit 400 Deutschen aus China. Man will diese Menschen sofort in ihre Aufnahmegebiete schicken und vollführt die Registrierung durch eine Abordnung des Lagers Friedland gleich an Bord.

Aber Russland! Was ist los mit der Sowjetunion?

Der Halt der Transporte gibt zu einer Welle von Gerüchten Anlass.

«Schweigelager hinter dem Ural!» – «Millionen Deutsche arbeiten noch in russischen Fabriken!» «Die Sowjets brauchen Faustpfänder!»

*

Die Tür zur Wellblechhütte des Lagerpfarrers ist nicht lange zu. Frau Krüger.

«Ich war schon zehnmal beim Suchdienst. Wie kann ich denn meinen Heinz wiederfinden, Herr Pfarrer?»

Und sehr schnell – weil sie diesen Satz schon tausendmal gesagt hat – leiert die Frau herunter:

«Leutnant Heinz Krüger, geb. 24.3.1919 in Eberswalde, Heimatanschrift Breslau, Clausewitzstrasse 4, Feldpostnummer 19812 A, vermisst seit 14.1.45 bei Radom, Polen. Er war Adjutant beim Abteilungsstab Artillerie der 214. Infanteriedivision.»

Danach sieht sie den Lagerpfarrer gross und suchend an. Diese suchenden Augen quälen ihn in diesen Jahren. Viele solcher Augenpaare gibt es. Zu viele. Dr. Krähe weiss um die Wirrnis des menschlichen Herzens, die durch das Wort «Nichtwissen» entsteht. Er weiss auch, dass neunzig von hundert Frauen vergeblich nach ihren Männern und Söhnen fragen. Denn die Millionen Kriegsgefangenen in Russland, die noch dort leben und arbeiten sollen, gibt es nicht. Es gibt wohl Millionen deutscher Soldatengräber dort, die als Gräber von keinem Menschen mehr aufzu-

finden sind, weil «Dynamo Moskau» darauf Fussball spielt und Bulldozer darüber hinwegschaufern und Betonpaläste darüber erbaut werden.

Nicht einmal ein grosses Kreuz für alle steht auf den Sammelgräbern deutscher Soldaten in Russland. Der Hass macht dort vor den Toten nicht halt.

Kein Mensch wird wissen, ob der Leutnant Heinz Krüger noch lebt oder bereits mit der russischen Erde eins geworden ist. Niemand als der, für den ich hier unter dem Wellblech hause, denkt der Lagerpfarrer.

Die sowjetische Nachrichtenagentur TASS streitet am 5. Mai 1950 ab, dass noch Kriegsgefangene in Russland festgehalten werden. Es gibt nur noch wenige deutsche «Kriegsverbrecher» in sowjetischen Lagern.

Damit hat sich ein wartendes Volk zufrieden zu geben!

Aber das tut es nicht. Dr. Krähe hat mit vielen heimkehrenden Kriegsgefangenen gesprochen, stundenlang. Auch er hat Zahlen und Meldungen zusammengestellt. Konkrete Angaben. Er weiss durch die Kombination und Analyse der Heimkehrergespräche mehr über russische Zwangslager als die Sowjets selbst. Dies ist Folgendes:

1. Das Lager Mohaisk (7435/15) wurde aufgelöst – über 207 Gefangene wurden verurteilt und kamen ins Gefängnis nach Moskau.
2. Das Lager (7959) in Riga wurde aufgelöst. 111 Mann wurden entlassen, 189 ins Gefängnis überwiesen.
3. Im Offizierslager Bprowitschi bei Moskau (7270/1) verblieben nach Abgang der Entlassenen Ende März noch 550 Gefangene.
4. Lager Orel (7406) wurde aufgelöst. 53 Mann kamen ins Gefängnis, der Rest wurde entlassen.
5. Im Lager 7099 (im Straflagergebiet von Karaganda), verblieben 400 noch nicht verurteilte Gefangene.
6. Lager (7145) in Kursk wurde aufgelöst. 147 Mann wurden in Gefängnisse überwiesen.
7. Aus dem Gefängnis Welikije Lukij kann ein Heimkehrer mindestens 16 Gefangene namentlich anführen, darunter auch einen deutschen General Lindemann.
8. Lager Michailowka (7185) in Weissrussland wurde aufgelöst. 400 Mann mit Gefängnisstrafen von 25, 50 und 75 Jahren wurden in die Gefängnisse Iwanowo und Schuja eingewiesen.
9. Im Lager 284 in Brest-Litowsk verblieben 450 deutsche Frauen. 10. Im Lager 7284 in Brest-Litowsk verblieben 400 Mann in Untersuchungshaft.
11. Aus dem Lazarett Soboro wo (3604) wurden 153 entlassen und 57 noch nicht verurteilte Gefangene zurückgehalten.
12. Aus dem Lager 7701 in Podboroschje (bei Leningrad) wurden 200 Mann in die Gefängnisse Wiborg und Leningrad eingewiesen.

13. Aus dem Offizierslager Oranki (7074) wurden 300 Mann ins Gefängnis Gorkij eingewiesen.
14. Aus dem sogenannten «Diplomatenlager» (7027/1) in Krasnogorsk wurden 300 ins Gefängnis eingewiesen.
15. Aus Stalinogorsk bei Moskau (7388/5) wurden 400 Verurteilte zwischen dem 1. 4. und 4. 4. mit unbekanntem Ziel abtransportiert.
16. Im Gefängnis Nr. 1 in Alma Ata (Kasakstan) verblieben 24 Verurteilte.
17. Im Lager (7476/1) Djedjanka im Ural bleiben 350 Gefangene zurück.
18. Aus Stalinsk in Sibirien wurden 161 Verurteilte entlassen, 700 Verurteilte blieben zurück.
19. Im Gefängnis 3 Leningrad waren von 1'200 Gefangenen 1'000 zu 25 Jahren verurteilt worden. 450 wurden entlassen.
20. Aus dem Lager 7144 wurden 50 Kranke in Lazarette überwiesen, 200 entlassen, 220 blieben zurück.
21. Im Lager 61 des Strafbietes Workuta (Nordsibirien) blieben 800 Deutsche zurück. Unter ihnen 16 Generale.
22. Im Lager 8 von Workuta verblieben 8 Deutsche, im Lager 32 blieben 6 und im Lager 44 etwa 1'800.
23. Im Lager 7 und der Ziegelei 2 des Strafbietes Workuta verblieben ebenfalls etwa 1'800 Deutsche.
24. Aus dem Lager Minsk (7168/3) wurden von 950 Gefangenen 350 entlassen. Es verblieben dort 600, darunter 15 Generale.

Ein düsteres Gemälde aus 24 Mosaiksteinchen. Ein Bild in dem mindestens 11'142 Menschen Platz haben.

Der Lagerpfarrer ist nicht gewohnt, in verschwommenen Begriffen zu denken. So klar und eindringlich wie er im Lande von Friedland predigt, so nüchtern baut er sein Gebäude der Arbeit mit konkretem Zahlenmaterial. Er weiss, dass diese Zahlen nicht vollständig sind, dass sich noch weitere Angaben anschliessen werden.

Aber immerhin: 11'142 Kriegsgefangene in der Sowjetunion. Das ist Tatsache. Das kann keine Tass-Meldung widerlegen.

Und immer noch klopft es an die Tür zu Krahes Nissenhütte, und Frauen sagen stockend die russischen Namen:

«Workuta? Meinen Sie, mein Mann ist in Workuta? Oder in Minsk? Oder in Kasakstan?»

Dabei flackert wieder die Angst in den Augen der Frauen. Es haben alle diese Angst, denkt Krähe und schreibt und gibt und arbeitet dabei. Sie haben die grosse Angst im Herzen und in den Augen. Wie das Kind, das vor mir davonzog und «ich hab' Angst!» stammelte.

Draussen heult der Sturm und zerrt am Blech der Hütte, drängt scharf-kalte Luft durch die Ritzen im schlechtgelegten Fussboden.

Wir sind alle Kinder der Angst. Wir, und die Männer der suchenden Frauen. Die Männer dort drüben.

Hoffentlich werden wir nicht weggeschickt, wenn wir alle einmal nach Hause wollen. Hoffentlich sagt man dann nicht:

«Ich kann dich nicht brauchen!»

Das Vaterunser im Kreml

«Die Deutschen werden frech!»

«Aber, Genosse Kommandant...!»

«Doch, Popowitsch, frech werden sie. Sie gehen in den Hungerstreik. Sie fordern. Vor zwei, drei Jahren noch wäre das undenkbar gewesen. Da waren sie froh, wenn sie kriechen konnten. Aber seitdem diese Pakete aus Deutschland kommen, seitdem es drüben eine Regierung gibt, haben die Plennijs ihr Selbstbewusstsein zurück.»

«Wir haben ja auch Anweisungen, die Deutschen besser zu behandeln. Ob es unsere Freunde werden sollen?»

«Nitschewo! Aber mir gefällt es nicht, Popowitsch. Mir gefällt alles nicht mehr, was mit diesen Deutschen zusammenhängt. Haben Sie von dem Arzt gehört, dem man aus Freiburg ein ganzes Instrumentarium geschickt hat? Wissen Sie, dass sich die Leute Brillen wünschen und sie in der gewünschten Optik bekommen? Dass sie einen Fussball haben und jetzt Bücher erhalten wie dieser hier, dieser Borin?»

«Was sind das denn für Bücher?»

«Können Sie nicht mehr lesen? Steht drauf: Karl Marx. Vielleicht bekehren sich die Männer doch noch. Die sehen jetzt bald besser aus als wir. Die Rollkragenpullover und Trainingsanzüge! Und sogar Rubel müssen wir den Eindringlingen nun auszahlen und mehr Fleisch in den Kasch tun! Wohin soll das alles führen, Popowitsch?»

«Wenn ich ehrlich sein soll, Genosse Kommandant, dann haben mir die Deutschen immer noch besser gefallen als unsere eigenen Butowickis, die Kriminellen. Die können was, diese Deutschen. Die halten alles in Ordnung. Könnten wir mit der Lautsprecheranlage richtig umgehen, wenn Bärwolf, der deutsche Elektriker, nicht wäre? Das ist ja nun schon ein ganzes Knäuel von Kabeln und Drähten. Ist was kaputt: ein Griff, und Bärwolf hat die Sache wieder in Ordnung gebracht.»

«Richtig. Die sind tüchtig, dass man Angst haben kann. Am besten man schmeisst sie wieder 'raus aus unserem Land oder macht sie zu Kommunisten. Zum Ausrotten ist es nun zu spät. Das kann man bei dem vorgeschriebenen Zartgefühl im Umgang mit den Deutschen nicht mehr gut machen. Njet, mir gefällt die Geschichte nicht, Popowitsch, ich kann es nur immer wieder sagen. Auch die Listen, die man nun in Moskau haben will, sind so schwierig aufzustellen. Wo wir doch damals das Unglück hatten! – Und den dämlichen Streik am 1. August im Schacht 29, diese Meuterei!»

«Soll ich dem Empfänger das Paket mit den Büchern aushändigen lassen, Genosse Kommandant?»

Der Mann winkt müde:

«Sicher doch, Popowitsch. Geben Sie ihm das Zeug. Solange es Karl Marx ist, kann sich der Plennij von mir aus ganze Kisten mit Büchern schicken lassen!»

*

«Was willst du denn mit Marx?» fragt Lewerenz. «So dämlich bin ich auch nicht, dass ich nicht wüsste, der Kerl ist 'n Kommuniste. Seit wann hast du denn da Ehrgeiz? – Willst du doch wohl kein Brigadier werden?»

«Nein!» lacht Borin. «Nur mal so, zur Information. Man muss was für die Bildung tun.»

«Hat sich was mit Bildung! Ich geh' pennen! Hab' mir meine Rubel heute schwer verdient. Reicht für ein halbes Päckchen Machorka!»

Lewerenz dreht sich auf die andere Seite. Der Junge schläft schon.

Jetzt erst öffnet Borin das Buch und liest von der fünften Seite an. Da beginnt sie nämlich, die Heilige Schrift, die man geschickt in den Marx-schen Einband eingehftet hat. Lewerenz braucht es nicht zu wissen. In seinen Anfällen redet er schliesslich doch einmal davon. Und der Junge hat sich noch nicht richtig eingelebt. Die sind überhaupt im Allgemeinen sehr schwierig, diese Zivilverschleppten aus der Zone. Aber das wird sich sicher noch geben, denkt Borin.

Borin holt in Workuta nach, was er als jahrelanges Versäumnis empfindet. Borin liest die Bibel.

*

Das geradezu tierhafte Dasein der deutschen Gefangenen in Workuta hat sich in der Tat gewandelt. Die Sorgen des Kommandanten kommen nicht von ungefähr. Die Deutschen werden frech, wie der sowjetische Offizier es sieht. Sie lassen sich nichts mehr gefallen. Die Apathie ist gewichen. Das Interesse ist wieder da. Die Deutschen in Workuta kaufen sich von ihren Rubeln ein Radiogerät. Hamburg, Köln, Hannover, Stuttgart, Hilversum können sie damit empfangen.

«Still! Die Nachrichten!»

«Hier ist der Nordwestdeutsche Rundfunk Hamburg. Sie hören die Nachrichten!»

Und in die überwachen Sinne der Männer fällt es hinein:

«Die Sowjetunion gibt 13'532 deutsche und 2'459 japanische ‚Kriegsverbrecher‘ zu!»

«Die Insel Helgoland wird den deutschen Behörden zurückgegeben.»

«Hurra!» ruft einer der Lauschenden. Er war dort Fischer.

«Die NATO beschloss die Aufstellung von 50 Divisionen europäischer Verteidigungstruppen.»

«Die Ostberliner Stadtverwaltung sperrt die Stromlieferung nach West-Berlin.»

*

Mit dem Wachwerden der Plennijs, mit dem gierigen Aufsaugen der Nachrichten aus dem Westen stellt sich auch die Selbstkritik stärker ein. Das Gespräch wird möglich.

«Es geht uns besser, Lewerenz», sagt Borin und schlägt die Büchse Milch auf. «Trink du zuerst. Hälfte!»

«Bäh! Es geht uns besser? Du bist so 'n studierter Kopp und kapierst doch nicht, dass es uns immer noch schlecht geht, sehr schlecht, Sebastian! Die haben uns schon so fertig gemacht, dass wir das nicht mehr merken. Muss ich dich mit der Nase drauf stossen? Wir merken heute nicht mehr, wenn man uns in die Fresse schlägt. Und warum nicht? – Weil es noch vor 'n paar Jahren so schlimm war, dass wir heute ein blosses Geschlagenwerden nicht mehr spüren. Weissst du noch, als wir auf dem Transportschiff zusammengepfercht waren? Wie wir uns das letzte Stück Magen aus dem Hals würgten und jeden Tag mindestens zwanzig über Bord werfen mussten?»

«Hör auf!» verlangt Borin.

«Ja, hör auf!» höhnt Lewerenz und verzerrt sein Gesicht wieder zu einer Fratze. «Hör auf, das kannst du sagen. Aber ich höre nicht auf! Weissst du noch, wie wir 30, 40 Tote in einer Nacht hatten und der russische Posten fragte: ‚Warum nicht mehr ...?‘»

Borin denkt: Das stimmt alles, aber du vergisst, Alja zu nennen. Alja ist die andere Seite. Und du vergisst, dass wir schon seit vielen Jahren den Kreml haben, dieses Viereck, in dem uns niemand belästigt. Du vergisst immer die andere Seite dabei, Lewerenz.

Aber Borin kann das Lewerenz nicht erklären, denn der Kumpel von König Ludwig singt schon wieder. Und er kann es ihm auch darum nicht erklären, weil Borin es selbst nicht versteht. Land der unbegrenzten Möglichkeiten, denkt Borin. So hatte man wohl einmal Amerika getauft, als es mit seinen Hochhäusern auf Manhattan in den Himmel griff. Aber das eigentliche Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist Russland. Da sind die Möglichkeiten bis zur Hölle hin ausgedehnt. Vom Himmel bis zur Hölle reicht das Russland. Hier wird der Mensch heute gestreichelt und morgen geschlachtet. Hier bekommt man heute sein Paket aus Deutschland unangetastet ausgeliefert, und morgen wird einem die Mütze abgenommen. Hier wird einem Wodka ins Glas geschüttet und in der nächsten Sekunde das Glas ins Gesicht geschleudert. Hier wird einem in die Weichteile getreten und gleich darauf ein Pfeifenkopf voll Tabak geschenkt. Alles ist durcheinander. Diabolos, der Teufel, der Durcheinanderwürfler hat hier in Russland seinen grossen Übungsplatz. Und wir sind da hineingeschleudert, mitten in das Rätsel Russland hinein. Und warum? denkt Borin wieder. Immer dieses Warum? Warum?

*

«Sebastian?»

«Was ist, Alja?»

«Du hast nach einem Priester gefragt, damals.»

«Und ich habe die Frage noch immer.»

«Wir haben wieder einen bei uns», flüsterte das Mädchen. «Einen Priester, einen deutschen Pfarrer aus Kasakstan. Er arbeitet auch hier unten.»

«Kann ich ihn sprechen?»

«Ich hab' mir gedacht, dass du ihn sprechen willst, Sebastian. Ich hab' ihm schon von dir erzählt, und er hat dich schon gesehen, heute, im Förderkorb.»

«Wie kann ich ...?»

«Er wird dich morgen ansprechen!»

«Dank, Alja!»

«Sie sind ...?»

«Ich bin Sebastian Borin.»

«Ich heiße Nowak, Uwe Nowak aus Bremen.»

«Herr Pfarrer, ich habe eine Heilige Schrift bekommen, von zu Hause, das heisst, aus einer Stadt, in der meine Frau jetzt arbeitet. Aber ich kann mit dieser Bibel nichts anfangen. Die Worte schlagen nicht durch. Ich kann sie nicht packen und mich von ihnen auf rütteln lassen. Da ist doch was nicht in Ordnung! Da stimmt doch was nicht an der Schrift!»

«Oder an Ihnen ...!»

«Wie meinen Sie das?»

«Sie fragen die Bibel, Borin. Das ist der Fehler. Wir müssen uns fragen lassen von der Schrift, immerzu fragen. Passiv sein.»

Borin lacht hart:

«Es gibt wohl kaum Menschen, die passiver sein müssen als wir!» Der Mann, der sich Borin gegenüber hingehockt hat, nestelt an seinen klaffenden Stiefeln.

«Das stimmt, Borin. Aber es gibt auch kaum Menschen, die verschlossener geworden sind als wir. Wir mussten das, klar. Aber indem wir uns abschirmten gegen die Schläge, die auf uns niederprasselten, die Tritte gegen Körper und Geist, haben wir uns auch abgepanzert gegen das, was Anruf ist.»

Borin sagt nichts.

Der andere sagt weiter:

«Ich weiss, Borin, dass Sie noch fragen. Und ich weiss auch wohl, dass Sie «warum?» fragen.»

Borin wirft seinen Kopf mit einem Ruck hoch.

«Genau das ist es! Woher wissen Sie ...?»

«Woher ich das weiss? Weil ich genau die gleiche Wattejacke trage wie Sie und die gleichen Narben von Schlägen und Nägeln an meinem Körper habe. Vergessen Sie nicht, Borin: hier steht nicht der Pfarrer Nowak vor Ihnen, sondern der Plennij Nowak.»

«Aber der Plennij Nowak fragt nicht mehr ‚warum?‘»

«Ich danke Ihnen, dass Sie mich ein wenig schonen wollen, Borin. Dass Sie nicht sagen, der Pfarrer Nowak. Aber ich will Ihnen trotzdem die nichtgestellte Frage beantworten. Auch der Pfarrer Nowak hat mit dem Plennij Nowak ‚warum?‘ gefragt. Sehr laut sogar, und er hat es hinausgeschrien, dieses eine Wort. Denn bei der Priesterweihe hoffte der Primiziant Nowak wohl in den Weinberg des Herrn, nicht aber in die Hölle geschickt zu werden.»

«Und...?»

«Und da liegt der Sinn.»

«Entschuldigen Sie, Herr Pfarrer, aber das verstehe ich nicht.»

«Nämlich jener Sinn, dass auch die Hölle von uns gestürmt werden muss. Dass die Hölle des Herrgotts grösster Weinberg ist, weil sie am meisten Arbeit verlangt, Arbeit, die an unserem letzten Blutstropfen zehrt.»

«Noch in dieser Hölle auf Erden im Sinne Gottes arbeiten können! Das muss ein Wunschtraum sein oder eine ...!»

«Vermessenheit, nicht wahr? Sprechen Sie es ruhig aus, Borin. Aber es ist weder ein Wunschtraum noch eine Vermessenheit, es ist Wirklichkeit. Darf ich Sie ein wenig in Verlegenheit bringen, Borin?»

Bei dieser Frage lächelt der Pfarrer offen wie ein Junge.

«Sie dürfen es gerne einmal versuchen», sagt Borin.

«Wären Sie zu einem Pfarrer gegangen, um mit ihm über den Sinn des Seins zu sprechen, wenn Sie Ihre Arztpraxis ungeschoren in Hintertupfingen hätten errichten können?»

«Ich will ehrlich sein», sagt Borin. «Wahrscheinlich nicht.»

«Und sehen Sie nicht schon darin etwas von dem Sinn des Hierseins?»

Da ruft Borin scharf:

«Aber Herr Pfarrer! Dieser Wahnsinn unseres Leidens in Russland kann doch in keinem Verhältnis zu der Tatsache stehen, dass ich mit einem Priester ein Gespräch führe, das sonst unterblieben wäre?»

«Haben Sie die Masse und für Ihr ganzes Leben geeichten Gewichtsteine, die Ihnen erlauben, zu den richtigen Verhältnissen und Balancen durchzustossen? – Ich hatte sie jedenfalls nicht! Bis Kasakstan nicht!»

Der Priester nimmt die halbe Zigarette, die Borin hinhält. Er gib Borin Feuer, dann sich.

«In Kasakstan lebten auch die sowjetischen Strafgefangenen mit uns zusammen. Politische Häftlinge zumeist. Es sprach sich herum, dass ich Priester bin, obgleich ich im Anfang nur einen Kreis deutscher Kriegsgefangener um mich hatte. Aber bald erfuhren auch die Russen davon. Das brachte mir zunächst ein paar Schläge mit der Peitsche ein, später aber einige Erlebnisse, von denen dieses zu den schönsten zählt:

Wladislawa Czupow war die Grossmutter des Lagers. Sie war 78 und brauchte nicht mehr in der Holzfällerei zu arbeiten. Ihre Arbeit war die Sorge um ihr Enkelkind, der achtjährigen Natascha. Die Mutter des Kindes war vor zwei Jahren unter einen bereits verladenden Baumstamm geraten, der wieder vom Wagen herunterglitt und sie erschlug.

Die Grossmutter Wladislawa Czupow war in der zaristischen Zeit gross geworden. Gross im wahrsten Sinn des Wortes, denn sie war damals Hof Sängerin und hatte ein paar Orden bekommen. Verdächtig genug also, um nach der Revolution zunächst verhaftet, dann freigelassen, aber ständig bespitzelt und schliesslich deportiert zu werden. Die Tochter musste gleich mit, weil das ‚Reaktionäre‘ auch ihr schon in Fleisch und Blut gedungen war.

Wladislawa Czupow kam mit der Kleinen zu mir. Die alte Frau stellte sich einfach vor mich hin und sagte erstaunlicherweise in klarem, gut akzentuiertem Französisch:

‚Bringen Sie diesem Kinde ein Gebet bei, Vater! Ein einziges Gebet, an das es sich halten kann!‘

‚Können Sie das nicht tun?‘ fragte ich.

‚Nein, ich habe es nicht gelernt damals, obgleich ich Gelegenheiten genug gehabt hätte. Sie sind verpasst. Doch für das Kind ist es noch nicht zu spät. Bitte, lehren Sie Natascha das Beten!‘

Ich dachte nach und glaubte der Frau dann sagen zu müssen:

‚Wissen Sie, dass es auch gefährlich sein kann, hier um ein Gebet zu wissen und es mit sich zu tragen. Sie haben sicher gehört, was meine Kameraden ausgestanden haben, als man Teile der Bibel bei ihnen gefunden hat, die wir auf Birkenrinde abgeschrieben und verbreitet haben?‘

‚Das Kind soll das Gebet auch nicht auf Rinde oder Papier bei sich tragen, sondern im Herzen. By heart, wie die Engländer sagen!‘

Mit dem Herzen, dachte ich damals, und mir ging auf, dass unsere schöne Sprache mit ‚auswendig‘ ein viel schwächeres Wort für die Tatsache des In-sich-Tragens hat.

‚Gut, Wladislawa, die Natascha soll ihr Gebet lernen. Russisch! An jedem Tag drei Worte.‘

Sie müssen wissen, Borin, dass die meisten von uns Feldgeistlichen einige russische Gebete auswendig lernten, bevor wir im Osten eingesetzt wurden. Wir dachten, diese Gebete auch mit sterbenden Sowjets sprechen zu können. Bei mir ist es nie dazu gekommen. Als ich an die Front kam, war der Rückzug schon da. Tscherkassy- Kessel. Die Sterbegebete, die zu sprechen waren, mussten deutsch sein. Einige tausend.

Natascha lernte das Vaterunser bei mir. Wort um Wort. Ich habe noch nie in meinem Leben ein so langes Vaterunser gebetet, aber auch noch nie ein derart tiefes und bewusstes. Da ich dem Kind gleichzeitig eine Deutung der einzelnen Worte zugeben musste, bin ich zu einer Betrachtung

tung dieses grossen Gebetes gekommen, die mir bis dahin verschlossen war.

Bei ‚Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern‘ fehlte dem Kind die Möglichkeit des Begreifens. Und ich entdeckte, dass sie eigentlich auch mir abging. Den Kommissaren vergeben, die mir die Peitsche durchs Gesicht gezogen hatten? – Der eine Satz kostete einen Monat, bis Natascha und ich soweit waren, ihn zu verstehen und in der rechten Weise uns unter diese Worte zu stellen wie unter ein Kreuz.»

«Ich sehe den Sinn», sagt Borin leise.

«Nein», fährt der Priester ruhig fort. «Der Sinn meines Hineingestelltseins in die sibirische Fron ging mir erst am Tage meiner Verlegung aus Kasakstan auf. Grossmutter Wladislawa war mit dem Kind Natascha zum Abschied zu mir gekommen.

Die Grossmutter sagte gar nichts. Und das Kind sagte nur die wenigen Worte, wobei es seine Hand in meine legte:

‚Ich will dieses Gebet von nun an sprechen, jeden Tag, jeden langen Tag einmal. Und es soll für dich sein, Väterchen, für dich und dieses Land, das dich und uns quält.‘

Verstehen Sie nun, was ich meine, Borin? Da ist ein Kind, ein russisches Wesen, das für dieses Land betet! Für ein Land, das zu einem Abgrund geworden ist. Wissen Sie, was aus diesem Gebet werden kann? Wissen Sie, dass ich daran glaube, dass dieses Russland einmal an diesem Gebet gesunden muss?

Wissen Sie, Borin, dass ich nun glücklich bin, auch hier? Es mag wie Wahnsinn an Ihr Ohr klingen, aber lassen Sie den ‚Wahn‘ aus diesem Wort und sehen Sie nur den Sinn. Alles ist nun dutzendfach leichter für mich. Ich weiss, warum ich hier bin.»

Borin sagt nichts. Aber er hat vor Erregung das Stückchen Zigarette zwischen seinen Fingern zerkrümelt.

Sebastian Borin steht auf und greift nach der Hand des Priesters.

«Danke!» Der Priester nickt zu diesem Wort, das sein Kamerad Borin ihm als Gegengabe darreicht.

«Danke, Herr Pfarrer. Darf ich – darf ich noch häufiger zu Ihnen kommen? – Ich – ich habe es nötig, sehr.»

«Kommen Sie», sagt der Priester in der Wattejacke und nimmt Sebastian Borin beim Arm. «Kommen Sie.»

An diesem Abend betet der ehemalige Sanitätsunteroffizier Sebastian Borin ein Gebet in seinem ‚Kreml‘, das er ein Jahrzehnt lang nicht mehr gesprochen hat.

Satz um Satz spricht er das Vaterunser.

Das Siedlungshaus der Berks

Da sind die Heymanns aus Marienburg und die d'Heureuses aus Oberschlesien, die Kanschaks aus dem Rheinland und die Honkas, die Hoys und Bischofs. Einige hundert Menschen, vertrieben, ausgebombt, hierher verschlagen. Sie gehören zum Lagerpersonal, das damals aus einer Hundertschaft kriegsgefangener Soldaten und Offiziere bestand, die von den Engländern einfach nach Friedland abkommandiert wurde. Sie sind bei der Polizei oder helfen den Bauern, bei denen sie mit ihrer Familie eine Gesindekammer zum Hausen bekommen. Sie sind in diesem Ort Friedland geblieben, weil sie nicht weiterkonnten. Aber sie leben nicht, sie vegetieren. Sie sehen, wie es überall weitergeht, und sie müssen selbst auf der Stelle treten oder fallen zurück, obgleich sie rackern und wühlen, schufteten und sorgen.

Einer von denen ist Johannes Berk.

*

Doppelzentnersäcke. Zucker wird in den Laderaum geschleppt. Die «Kampagne», wie die Zuckerrübenenernte in Obernjesa heisst, ist vorbei.

Neben dem Lkw. steht Johannes Berk. Berk wiegt 120 Pfund und hat eine hochgradige Steinstaublunge.

«Na, Hannes? An die Säcke trauste dich wohl nicht ran, was?» Johannes zuckt mit den Schultern.

Der Meister lacht.

«Wenn du das schaffst, Hannes, kriegst du von mir 30 Pfund Zucker!» Johannes Berk horcht auf. Dreissig Pfund Zucker?

«Abgemacht?» fragt Berk.

«Abgemacht!» sagt der Meister.

Johannes Berk zählt die Stufen. Es sind 25. Genau. Einen Doppelzentner Zucker 25 Stufen hinauftragen, ist viel für einen Mann, der nur 120 Pfund wiegt. Es ist noch mehr für einen, der statt der Lunge einen durchbluteten Stein in der Brust hat. Es ist fast unmöglich für einen Mann, der gestern zum Abendbrot zwei Scheiben gerösteter Steckrüben gegessen hat und heute Morgen nichts.

1946!

In Klein-Schneen wohnen noch fünf weitere Menschen, die Berk heissen. Sie leben mit ihrem Vater Johannes in einem Zimmer, nein, in einem Verschlag, der 21 qm gross ist und in dem zwei Betten stehen. Diese fünf Berks wollen etwas zu essen haben, wenn ihr Vater nach Hause kommt.

Johannes Berk wuchtet sich den Doppelzentner auf den Rücken. Er spürt die Last sofort in tiefen Stichen bis in das letzte Spitzchen des Lungenflügels hinein. Aber er hebt den Sack vom Lkw. Und trägt ihn die

knarrenden Stufen hinauf. Jeder Schritt presst ihm den Schweiß aus dem abgezehrten Körper. Vor den Augen wird es dunkel. Aber weiter.

Das Lachen des Meisters unten ist verstummt. Der Wettlustige im weissen Kittel spürt, dass der Schwächliche sich die 30 Pfund Zucker sichern will, sichern muss, und dass es dem Berk im Augenblick gleichgültig ist, ob er ohnmächtig unter dem Sack zusammenbricht oder...

«Hör auf, Hannes!» sagt der Meister.

Aber Berk hört es nicht. Er kann es nicht hören, weil das Blut durch die Gehörgänge braust. Berk schleppt.

30 Pfund Zucker! 30 Pfund Zucker!

Jetzt ist der Schwächliche oben.

25 Stufen. Das bedeutet für diesen Mann wohl 25 Wochen weniger Leben.

Aber es heisst auch 30 Pfund Zucker. Und das heisst für die fünf Berks zwei Wochen weiterleben.

Der keuchende Berk bekommt seine 30 Pfund Zucker eingesackt. Er schleppt den Wäschebeutel voll Zucker nach Hause.

Nach Hause! denkt Johannes Berk. Dieser Verschluss, in dem meine Familie hausen muss, dieses Loch! Wohnen, kochen, schlafen, arbeiten! Alles in dem Raum, dessen einziges Fenster durch Bretter zugeschlagen ist, damit wir nicht in Versuchung kommen, dem Bauern an die Kartoffeln zu gehen, die unten im Stall lagern. In Alsdorf hatte ich mein Zuhause. Aber hier?

Alsdorf, das ist lange her. Alsdorf im Rheinland. Da hatten die Berks ihr Häuschen, und Johannes Berk verdiente im Pütt. Bis das Gedröhn der Bomberverbände über Alsdorf lag und das Haus zu Schutt wurde und Frau Berk mit Familie nach Klein-Schneen evakuiert wurde.

Johannes Berk, alter Mineur, baut zu dieser Zeit Stollen zwischen Aachen und Jülich. In den letzten Kriegstagen treibt er mit sechs weiteren Bergleuten einen 252 m tiefen Unterstand in den Michaelsberg bei Siegburg. Dann sind die Amerikaner da und mit ihnen die Lager Koblenz, Remagen, Wickrath. Ende August wird Johannes Berk 1945 entlassen. Mit einem Kohlenzug fährt er zu seiner Fraii und den Kindern nach Klein-Schneen. Aus dem Hunger des Lagers in den neuen, stärkeren Hunger und in das neue Elend hinein, das die Fremde für die Berks bereit hält.

Berk weiss nicht, was werden soll. Aber er hat an diesem Abend 30 Pfund Zucker für seine Familie erkämpft.

*

Klein-Schneen gehört zu dem Seelsorge-Bereich des Lagerpfarrers von Friedland. Der trägt auf beiden Schultern. Da ist das Lager, und da ist eine Anzahl von Menschen, die zu einer Gemeinde Friedland gehören, die es noch nicht gibt.

Krähe sieht das Elend der Berks. Jetzt, wo im Lager Friedland durch ständige Arbeit die äusserste Not geschwunden ist, wirkt das menschenunwürdige Dasein der Vertriebenen umso erbarmungswürdiger.

Der Lagerpfarrer hat Übung im Kampf gegen nagende Not. In den letzten Kriegsjahren galt seine ganze Liebe und Arbeit den Fremdarbeitern: Italienern, Franzosen, Belgiern, Ukrainerinnen. Das waren die Lehrjahre für Friedland. Der junge Kaplan liess sich damals durch nichts einschüchtern. Auch nicht durch Briefe, in denen ihm noch im Januar 1945 ein SS-Mann schreibt:

«Wir werden Sie bald aufhängen!»

Das war die Quittung für Krahes Arbeit, damals.

Heute sieht Krähe, dass das Elend der Fremdarbeiter noch durch das der Deutschen im eigenen Land übertroffen wird, von dem der Vertriebenen, Ausgebombten. Und er kann es nicht mehr sehen, das Loch, in dem eine sechsköpfige Familie hausen muss.

«Herr Berk», sagt der Lagerpfarrer zu dem schwächlichen kleinen Mann mit der grossen Energie. «Herr Berk, wollen wir bauen?»

«Machen Sie doch keine Witze, Herr Doktor! Haben Sie Geld?»
«Nein. Aber das wollen wir im Augenblick nicht diskutieren. Ich frage Sie nur: wollen Sie bauen?»

«Aber das Geld ...!» will Johannes Berk wieder anfangen.

«Nun hören Sie doch endlich auf mit dem Geld. Wenn Sie ernsthaft den Willen haben, sich und Ihrer Familie ein Dach über dem Kopf zu schaffen, dann ist das keine Schwierigkeit. Also wollen Sie?»

«Ja!» sagt Berk. Einen Augenblick lang hat er Angst gehabt. Ist dieser Priester vor ihm ein Phantast, der Luftschlösser baut?

Aber ein Blick in das Gesicht des Lagerpfarrers sagt dem Johannes Berk, dass der weiss, was er will.

«Der Doktor und ich, wir bauen!» sagt Johannes Berk, zu seiner Frau.

«Bauen was?»

«Ein Haus für uns», sagt Johannes Berk.

«Und das Geld ...?»

«Hauptsache ist, dass ich richtig loslegen will mit dem Bauen. Das andere ist keine Schwierigkeit!»

«Keine Schwierigkeit!» Neben «ist ja interessant» wird das Wort «keine Schwierigkeit» von Dr. Krähe im Lager Friedland populär. Der Lagerpfarrer geht von der Überzeugung aus, dass die Friedland-Siedlung her muss. Friedland, das so vielen Schicksalstor war, soll nun wenigstens für einige hundert Menschen auch Endstation werden. Für einige hundert Menschen Endstation zu eigenem Besitz, zum selbsterarbeiteten Dach über dem Kopf.

«Keine Schwierigkeit!» Der Lagerpfarrer hat es nicht leichthin gesagt. Er hat monatelang in seiner Hütte darüber nachgegrübelt, wie so ein Werk, das Millionen kostet, auf die Beine zu stellen ist.

Krähe lässt Flugzettel drucken, die von der Notwendigkeit des Friedland-Gedächtniswerkes künden. Er setzt sich in nächtelangen Planungen mit Architekten und Bausparkassen-Leitem, mit Siedlungswilligen und Beamten zusammen und auseinander. Er reist wieder und predigt verstärkt. Er «schachtet aus».

Der Lagerpfarrer von Friedland hat von nun an eine dreifache Aufgabe: er ist Priester des Lagers, Seelsorger seiner Gemeinde und – Bauorganisator. Neben den Schicksalen des Lagers, neben den Predigtgerüsten und Bettelbriefen, neben den Dankschreiben und dem Schuften mit eigenen Händen für die Hilflosen steht eine neue Forderung: Zahlenkolonnen im Kopfe haben, Finanzstatistiken aufstellen, sich in die Rolle des Architekten versetzen.

Der Pfarrer von Friedland bekommt ein neues Vokabular zu verstehen:

– Erdaushub mit Einfüllung und Dichtung der Setzungsfugen gegen Oberflächenwasser, gleich 193 Arbeitsstunden.

Wir würden uns sehr freuen, wenn es Ihnen gelingen würde, fünfprozentige Pfandbriefe zu einem Emissionskurs von 98 Prozent unterzubringen, da auf diese Weise Mittel für die Restfinanzierung des 2. Bauabschnittes sofort verfügbar wären.

.. . baten wir, uns die Genehmigung zu erteilen, auf den Bauparzellen des 1. Abschnittes ein zweitrangiges Hypothekendarlehen (Landesmittel) zugunsten einer ... Kreiswohnraumabgabesteuer ... Einliegerwohnungen .. . Wasserpumpenzangen . . . Erbbaupachtvertrag . . . Einfamilienhaus Typ VH 99 . . . Sperrzonengürtelprogramm ...

Die Wortungeheuer tanzen durch das Hirn des Lagerpfarrers und versuchen sogar, sich zwischen die Sätze des Breviers einzuschleichen. In diesen Wochen zieht sich die erste hellgraue Strähne durch das Haar Dr. Krahes. Das funzelige Licht in der Nissenhütte brennt oft bis zum Morgenrauen. Geld muss her. Die Flüchtlingssiedler haben ja nichts anderes als ihre beiden Fäuste und den Arbeitswillen. Geld und Grund müssen beschafft werden. Wenn ich den Menschen hier nicht zu einer menschenwürdigen Wohnung verhelfe, muss ich mich schämen, denkt der Lagerpfarrer. Die Wohnung der Berks, furchtbar. In diesen Löchern kann man die Zehn Gebote Gottes nicht halten! Ich kann nicht die Leute um den Altar scharen und die Liebe Gottes predigen, wenn ich es ihnen nicht durch die Tat zeige. Ich kann nicht mehr ehrlich sein in meiner Berufung als Priester, wenn ich diesen Auftrag nicht annehme und erfülle: dem lebendigen Tempel Gottes, dem Menschen, das Haus zu bauen.

Und der Priester senkt wieder die brennenden Augen über die Aufrisse und Blaupausen und rechnet.

*

«Dieser Lagerpfarrer ist ein verflixt zäher Bursche. Der weiss, was er will. Und er erreicht, was er will!»

Die Lagerarbeiter sagen es, die wohl zuerst ein bisschen gelächelt haben, als man hörte, was der Schwarzrock nicht alles bauen will. Doch dieses Lächeln der Nachsicht ist schnell gewichen. Die Schuster, die bei Krahes Ankunft eine Klopfkanonade losliessen, ziehen jetzt tief die Kappe, wenn der Lagerpfarrer an ihnen vorbei durch den Schlamm stapft. Und der kommt auf sie zu und schüttelt ihnen herzlich die Hände. Und die Arbeiter spüren am Händedruck: dieser Priester hat dickere Schwielen als wir. Der gehört zu uns genauso wie zum lieben Gott. Donnerwetter, was wir uns damals doch getäuscht haben!

Dr. Krähe ist wirklich zäh. Das bekommt auch der Eigentümer des Grundstückes zu spüren, auf dem die Siedlung für die Vertriebenen errichtet werden soll. Es ist eine hochbetagte Witwe, der das Land gehört.

Dr. Krähe erfährt, dass die Frau verkaufen will.

«Da muss ich sofort hin!»

«Aber sie ist zu einer Beerdigung, nach Reiffenhausen.»

«Jetzt oder nie!»

Der Lagerpfarrer schwingt sich auf sein Fahrrad und strampelt durch den Abend in das Dorf, wo die Witwe mit den anderen Trauernden den Beerdigungskuchen – Streuselkuchen und Bienenstich – hingebungsvoll verzehrt.

«Ich möchte Sie sprechen, bitte, gnädige Frau!»

«Mich? Aber warum denn?»

«Ich höre, Sie wollen in Friedland Land verkaufen?»

«Das wohl-----aber!»

Der Blick der alten Frau gleitet über den Priesterrock des Mannes. Meine Güte! Man kann sich Ungelegenheiten schaffen, wenn man das Land der Kirche verkauft. Ausserdem ...!

«Nein!» sagt die Frau da. «Ich möchte doch nicht verkaufen. Ganz ausgeschlossen!»

Und der Lagerpfarrer in seinem zerschlagenen Rock setzt sich ganz einfach auf einen Stuhl und sagt sehr leise aber deutlich:

«Gute Frau, jetzt bleibe ich hier sitzen, bis Sie mir das Land verkaufen.»

Die Frau erschrickt. Sie redet und redet. Der Priester hört sich den Wortschwall an und nickt mit dem Kopf oder schüttelt ihn energisch.

Bis Mitternacht. Da holt die Frau noch einmal tief Atem zu einem neuen Redefluss. Doch wie sie den jungen Pfarrer da hocken sieht, müde, zerknittert und doch dazu entschlossen, noch zwei Wochen so sitzenzubleiben, da muss sie doch lächeln.

«Gut, Sie Dickkopf. Ich verkaufe!»

«Danke schön, gute Frau. Sie wissen nicht, was Sie mir mit diesem Wort ermöglichen. Wir machen doch gleich einen Vertrag, bitte, ja? Wenn auch nur erst provisorisch.»

«Sie legen sich ja mächtig ins Zeug!» staunt die Witwe.

«Muss ich ja!» lacht der Priester.

Rasch schreibt der Lagerpfarrer von Friedland einige Zeilen zu dem Kontrakt auf, gibt sie der Frau zu lesen. Die Witwe setzt ihre Nickelbrille ab und nickt.

«Gut», sagt Dr. Krähe. «Jetzt die Zeugen!»

Nägels mit Koppen machen Sie, Herr Pfarrer. Aber jetzt ist mir auch das recht. Wecken Sie mal den Gurschen-Broich und den Jänicke.»

Der Pfarrer radelt und weckt. Schliesslich ist der Vertrag unterzeichnet. Von zwei schlaftrunkenen Männern, einer lachenden alten Frau und einem Pfarrer, aus dessen Knochen das letzte bisschen Müdigkeit gewichen ist.

Jetzt greift Dr. Krähe in die Tasche. Ein paar Geldscheine sind noch darin.

«Hier das Handgeld!» sagt der Priester. «Die Anzahlung!»

Ein übergelücklicher Mensch radelt durch den Tau des Morgens nach Friedland zurück. Das Werk kann beginnen.

Zwei Tage später fliegen die Spaten.

*

«Unser Doktor hat's tatsächlich geschafft!» sagt Johannes Berk und zeigt, was er trotz seiner Steinstaublunge noch leisten kann. Eigentlich arbeitet er zum erstenmal in seinem Leben ganz für sich und seine Familie. Jeder Spatenstich, jeder Eimer Zement bringen ihn seinem Ziel näher: eigenes Haus. Darum spürt er auch seine schmerzende Lunge bei der Arbeit nicht. Darum macht es ihm nichts aus, das Wasser für den Beton mit Eimern in zwölfhundert Gängen vom Bach zu holen.

Es ist Sommer. Kaum hat Johannes Berk mit seinen Jungen die Fundamente zu seinem Haus gegossen und die Kellerräume fertig, da holt er sich aus seiner Not-Behausung das alte Sofa und stellt es in das werdende Haus. Einfach mitten in den Keller hinein.

«Hier bin ich, hier bleibe ich!» sagt Johannes Berk. Und die anderen Männer aus der Siedlergemeinschaft verstehen ihn gut. In den eigenen vier Wänden schlafen!

Millionen Spatenstiche, Tausende Kubikmeter Beton und Mauerwerk. Etwas Neues, Gesundes wächst aus dem Boden Friedlands. Der Ort, der bisher nur Sammelbecken der Zerschlagenen war, Herd der Unrast, Drehscheibe des Elends, erhält ein neues Gesicht.

Der Lagerpfarrer von Friedland, Dr. Josef Krähe, hat begonnen, dieses Gesicht zu formen.

Fäuste, die sich in den Taschen ballten, entspannen sich zu aufbauender Tat. Männer, die sich bereits auf der Strasse zusammenzurotten drohten, finden jetzt einen Arbeitsplatz, wie sie ihn nicht zu erträumen wagten, nämlich mit eigener Person als Arbeiter und Bauherr zugleich.

Johannes Berk kann am Sonntag nach einer Arbeitswoche die zerschundenen Knie nicht beugen; aber er steht demütiger vor Gott und dankbarer als mancher Kniende. Richtfest!

Der 1. Bauabschnitt ist fertig. Wenn man von Elkershausen über die Felder nach Friedland hinüberschaut, sieht man das neue, schönere Friedland. Und wenn man nach Friedland hineinkommt, hört man fremde Sprachen von jungen Menschen in weisser Arbeitskleidung. Der Bauorden, eine Gründung des «Speckpaters» van Straaten, holt sich junge Menschen aus Europa und setzt sie an den Brennpunkten der Not ein. Auch dieses Werk ist möglich durch die Hilfsbereitschaft des Einzelnen. Der Einzelne ist zum Beispiel der Bauer Gilbert de Tavernier aus Hooglede in Belgien. 1944 haben die Deutschen zwei Kühe bei ihm requiriert. Aber von den verbliebenen drei Rindern will de Tavernier pro Tag den Erlös für einen Liter Milch eben jenen Deutschen zuführen, die ihm sein Eigentum genommen haben. Denn Tavernier weiss, dass Rachedgedanken todbringend sind. Von dem summierten Geld für einen, Liter Milch bekommt Hermann Bogaerts, Geburtsjahrgang 1937, das Reisegeld bis nach Friedland, einen Arbeitsanzug und das Werkzeug, um den deutschen Flüchtlingen zu einer Wohnung zu verhelfen. Von Borgerhout in Belgien bis nach Friedland in Deutschland ist der Weg nicht weit, wenn er über das Herz geht.

Und wie Hermann Bogaerts so stellen sich viele junge Kerls neben den Lagerpfarrer von Friedland: der Roger Landuyt aus Gingelom, der Guido van Hunsel aus Antwerpen, der Jan Maesen aus Meeuwen, der Jos van Criekeinghe aus Heverlee und Dutzende andere.

Auch das grossartige Kapitel des Bauordens wird einmal geschrieben werden müssen. Junge Menschen vergessen den Hass und wandeln ihn durch Millionen Spatenstiche zur Liebe. Junge Menschen des Auslands gehen in den Strudel deutscher Flüchtlingsnot.

Die Härte der Arbeit kann den Geist dieser Jungen nicht einmal ankratzen, Strassenbau! Darin sind diese Bauorden-Gesellen Spezialisten. Das geht Hub um Hub: Auskoffern, Wasserleitung, Kanalisation, Packlage gesetzt, Grobschotter, Feinschotter, Grus, gewalzt und Bordsteine. Fertig!

Strassenbau aber auch in anderer Weise: Ausrotten der letzten Reste von nationaler Egozentrik, Wecken des Bewusstseins der Zusammengehörigkeit, darauf eine Packlage Humus des Verstehens und dann die grosse, breite Strasse gebaut, bis an den Rand der Welt! Die Strasse der Liebe unter den Völkern.

Natürlich, daran denkt der Hermann Bogaerts nicht, aber er fühlt es. Und denken tut es für ihn der Lagerpfarrer von Friedland. der neben dem Jungen steht und zupackt.

*

Bilanz: Es stehen in Friedland 65 neue Häuser für 120 Familien, die bereits an Leib und Seele zu verkommen drohten.

Als man den Lagerpfarrer mit der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes überraschen zu können glaubt, sagt er nur:

«Ist ja interessant!»

Dann geht er zurück in seine Wellblechhütte. Ein neuer Plan steht vor seinen Augen. Und neue Sorgen lasten auf den Schultern dieses Mannes. Nur spärlich sickern kleine Heimkehrertrupps durch die Zonengrenze ins Lager Friedland. Was soll der Pfarrer den Frauen sagen, die jetzt verstärkt fragen:

«Wo bleiben unsere Männer? – Wo sind unsere Söhne?»

Diese Bilanz ist nicht so grossartig wie die von Steinen und Erde.

Im Jahre 1951 kehrten heim:

199 Menschen aus Russland, darunter vier Frauen;

271 Männer aus Jugoslawien;

236 Personen, darunter 34 Frauen und ein Kind, aus der Tscheche!;

196 Personen, darunter fünf Frauen, aus Polen;

12 Personen aus Rumänien;

5 Männer aus Albanien;

53 Männer aus dem Zuchthaus Werl aus britischer Haft;

19 Männer aus dem Gefängnis Landsberg aus USA-Gewahrsam.

Dazu gesellen sich zehn Zivilinternierte aus Polen, Frankreich, Lettland, Brasilien und Litauen.

Und diese nackte Zahl fasst alle Heimkehrer des Jahres 1951 zusammen:

1'001 Menschen!

1953 kommen nur insgesamt 455 Heimkehrer aus Ost und West neben 249 Zivilinternierten.

Und wo bleiben die anderen?

Russland schweigt. Die halbe Welt schweigt.

Nachtschicht

Workuta schweigt nicht. Jedes Molekül Erde zittert hier. 22 km lang Lager an Lager, Schachtsystem an Schachtsystem. Hier wird die Erde nie ruhig.

Auch nicht zur Weihnachtszeit.

25. Dezember 1953.

Der Förderkorb sackt in die Tiefe. Mit unruhigen Händen tastet Lewerenz seinen Körper ab.

«Was hast du?» fragt Borin.

«Ein dussliges Gefühl», sagt Lewerenz.

«Weihnachten», lächelt Borin.

«Ach, Weihnachten! Was anders. Ist dat denn Weihnachten gewesen vorhin?»

«Ja, das war Weihnachten», sagt Borin.

«Wat? Die Tannenbäumchen und dann die Krippe, die der Voss geschnitzt hat mit dem Christkind drin? Und die Zigaretten und die Schokolade aus Passau und Freiburg?»

«Auch das», sagt Borin. «Und das Lied!»

«Stille Nacht, Heilige Nacht?»

«Ja.»

«Aber es fehlt doch wat!» ruft Lewerenz.

Und Borin und Lewerenz sagen zu gleicher Zeit: «Das Zuhause.»

Doch es war in diesem Jahr nicht so schmerzhaft, das fehlende Zuhause, denkt Borin. Bei mir jedenfalls nicht. Für Minuten habe ich mich geborgen gefühlt. Während der Mitternachtsmette. Die erste seit zehn Jahren. Ich weiss nicht, warum es mir nun so leicht gemacht wird. Die Leere war ausgefüllt heute Nacht. Die bodenlose Leere war aufgefüllt mit dem grössten Geschenk.

«Raus!» sagt Lewerenz.

Der Förderkorb ist hart abgefangen worden und ruckt in den Stand. Die Männer trotten hinaus.

Mit dem grössten Geschenk, denkt Borin weiter. Mit dem Leib Christi.

Nein, die Leere war nicht nur aufgefüllt. Die Leere ist noch aufgefüllt. Jetzt und immer. Ich weiss es.

«Ich habe heute Nacht kommuniziert, Alja», sagt Borin sehr leise zu dem Mädchen, das aufgekommen ist.

«Ich sehe es dir an, Sebastian», sagt die Russin.

«Woran?» fragt Borin.

«An deinen Augen», lächelt die Russin. «Deine Seele muss ganz voll Glanz sein, heute.»

Und die Russin sagt:

«Wir sind so reich, Sebastian!»

Während Borin im irrlichternden Schein der Grubenlampe weiterstolpert, lässt er den Satz durch sein Herz gehen. Vor Jahren, ja noch vor Monaten hätte er darüber gelacht. Reich! Hier in Worskuta. Aber jetzt nickt er nur und sagt:

«Wir sind es, Alja.»

Was heisst wir? denkt Borin gleich danach und schämt sich. Wir, das sind wohl Alja und ich. Aber gehören nicht auch Lewerenz dazu und der Junge?

Wie kann man da helfen? – Als Missionar und Prediger? Lewerenz würde lachen und der Junge wohl auch. Nein, das ist kein Weg!

Aber man müsste den Kameraden helfen, die noch die Leere in sich haben, die furchtbare Leere.

«Man müsste ihnen etwas von dem Glanz mitgeben können!»

Borin hat es gedacht, aber Alja hat es gesagt. Erstaunt blickt Borin in das Gesicht der Russin.

Der Mann, dem das Gespräch gilt, fährt jetzt häufiger mit der Hand über Gesicht und Körper.

«Es muss ihn heute besonders stark gepackt haben. Die Nervenstränge sind einfach zerrieben», sagt Borin.

Lewerenz singt wieder. In seine Marschlieder aber mischen sich die Weihnachtsweisen. Ein Potpourri des Wahnsinns.

«Vom Himmel hoch, da komm ich her... Panzer rollen in Afrika vor.. und bring euch gute, neue Mär... heiss über Afrikas Boden die Sonne glüht, unsere Panzermotoren singen ihr Lied taritarei!... Ihr Kinderlein, kommet... von Finnland bis zum Schwarzen Meer...!»

«Hör auf!» schreit der Junge. «Das macht einen ja verrückt!»

«Lass ihn!» will Borin gerade sagen, als sich Lewerenz auch schon herumgedreht hat und dem Jungen eine Ohrfeige gibt, dass er gegen die Stempel fliegt. «Lewerenz!» ruft Borin.

Der Kumpel zuckt zusammen und geht weiter. Dabei murmelt er grässliche Verwünschungen.

«Weihnachten.» Alja sagt dieses eine Wort. Nur dieses Wort. Aber eine Welt von Trauer liegt darin.

Der Junge heult hemmungslos.

Lewerenz setzt den Bohrer an, wohl damit das Rattern das Weinen des Jungen frisst.

Stark presst sich Lewerenz mit der Schulter gegen das Handstück des Bohrers.

Da faucht mit jäher Gewalt eine grüne Flamme aus dem Bohrloch vor Lewerenz, springt in das Gesicht des Plennijs und rast weiter an Alja, dem Jungen und Borin vorbei in den Schacht. Der Luftdruck reisst einige Stempel weg. Steinbrocken poltern hinunter. Ein Schmerz zuckt durch Borins Arm bis zum Schulterblatt.

Dann ist für Sekunden Stille.

Und nun steht ein wilder, gewaltiger, tierischer Schrei im Schacht.

«liiich seehe niiiiichts meeehr! Hilfe! Hiiiiilfe!»

Das Schreien wird zum Geräusch. Wie ein Bär tappt Lewerenz, fällt über seinen Bohrer, liegt verkrümmt auf dem Boden und wimmert. Die grossen, blutenden Hände sind vor das Gesicht gedrückt.

«Bruno!» brüllt Borin. «Lewerenz!»

«Mach doch Licht!» flüstert Lewerenz und nimmt die Hände vom Gesicht. Die Haut ist in grossen, schwarzen Placken vom Fleisch des Gesichtes gefetzt. Die Augenhöhlen sind zwei brandige Löcher.

«Mach doch Licht!» verlangt Lewerenz wieder.

«Aber die Lampe brennt ja», sagt der Junge voreilig.

Borin will zu seinem Kameraden. Erst jetzt merkt er, dass sein Arm unter dem eisernen Träger liegt, der von der Explosion weggedrückt wurde.

«Ruhig liegenbleiben», befiehlt die kehlige Stimme Aljas.

«Ich muss zu Bruno!» ruft Borin und will seinen Arm unter dem Trä-

ger fortreissen. Doch da wellt der Schmerz bis in das Gehirn und presst einen neuen Aufschrei aus Borin. Von überall her rennt Dunkel gegen den Mann an. Gnädiges Dunkel. Schwarz. Nichts.

*

«... Lewerenz war auf eine Petrolgastasche geraten, die sich im Flöz gebildet hatte. Das war wie eine grosse, giftige Blase. Durch das Anbohren jagten die Gase – von einem Funken des Bohrstahls entzündet – wie ein Flammenwerferstrahl durch das Loch in das Gesicht von Lewerenz.»

«Lewerenz ist...?»

«Lewerenz ist blind.»

«Für immer?» fragt Borin.

«Für immer», sagt der deutsche Arzt. «Selbst die beste Spezialklinik einer deutschen Universitätsstadt hätte nichts anderes konstatieren und tun können.»

«Lewerenz blind! Und wir wollten sein Gesicht hell machen, Alja und ich.»

«Wie bitte?» fragt der Arzt.

«Nur so», antwortet Borin und will sich drehen. Aber es geht nur mühsam mit dem Armstumpf. Bis zum Oberarmknochen ging die Amputation.

Aber Borin denkt jetzt nicht an seinen verlorenen linken Arm. Er hat sich mit diesem Gedanken schon zwei Nächte herumgequält. Er hat auch von dem Arzt zwei Briefe an Elisabeth schreiben lassen und beide nach dem Diktat wieder mit der verbliebenen Hand zerknüllt. Angst hat er. Grosse Angst, Elisabeth könne nicht auch das noch ertragen, einen Krüppel zum Manne zu haben. Einen Krüppel, der einen neuen Beruf erlernen muss.

Doch diese Angst wird überlagert von dem Nicht-Begreifen, wie die Weihnachtsschicht, die Nachtschicht für Lewerenz zu einer ewigen werden konnte. Ewige Nacht um Lewerenz.

«Sie sind wieder bei Lewerenz?» fragt der Arzt.

«Ja», sagt Borin. «Wie – wie trägt er es? Haben Sie es ihm schon gesagt?»

«Ja», sagt der Arzt und setzt sich. «Lewerenz ist ganz ruhig. Der Schock scheint die Krankheit, den Irrsinn aus seinem Hirn getrieben zu haben. Seine Fragen sind nüchtern, einfach. Er ist wie gelöst. Als er mit der Russin sprach, hat er sogar gelächelt.»

«Alja war bei ihm?»

«Ja, so hiess das Mädchen wohl. Und nach dem Gespräch war der Blinde geradezu glücklich.»

Das also ist der Kriegsverbrecher Lewerenz, denkt Borin. Ein zermarterter Körper, aus dem sogar noch der letzte Funken Licht hinausgetrieben wurde.

*

Doch der Wahnsinn ist aus dem Hirn von Bruno Lewerenz gewichen. Er singt nicht mehr die apokalyptischen Fetzen. Er kann jetzt sogar hineinschauen in das Bild, vor dem er sich gestäubt hatte, mit Furcht und Entsetzen. Er kann nun das Bild ertragen, auf dem ein Kind im Schnee verblutet.

«Wie geht es Borin?» fragt Lewerenz den Arzt. «Trägt er es leicht?»

Seltsam, denkt der Arzt. Ähnlich hat Borin sich nach Lewerenz erkundigt.

«Das mit dem Arm», ergänzt Lewerenz seine Frage.

«Ja, er denkt nicht an seinen Arm. Er denkt an dich!»

«Das ist schön», sagt Lewerenz. «Aber er soll es nicht.»

«Man kann es nicht verhindern. Die wenigsten von uns, die in den letzten Jahren hier gelegen haben, dachten an sich selber. Sie hatten immer den Kameraden vor sich.»

«Du denkst ja auch nicht an dich», sagt Lewerenz und versucht, aus seinen Verbänden über dem Gesicht den Arzt anzulächeln. «Du denkst an uns!»

Borin ist leise an das Bett von Lewerenz getreten und steht jetzt neben dem Arzt. Er hört, wie der Mann im Kittel sagt:

«Das ist mein Beruf. Er ist mir noch nie so schwer geworden wie hier. Aber auch noch nie so klar wie an deinem Bett, Lewerenz.»

«Ausgerechnet...»

«Ja, ausgerechnet an deinem Bett. Ich bin nur ein kleines Licht. Aber auch das kleinste Licht braucht Sauerstoff, damit es weiterbrennt. Früher, in meiner Praxis, habe ich auch kämpfen müssen. Aber das war der Kampf um den Lebenswillen des Patienten, jenen Willen, den man provozieren musste. Aber hier kommt der Kampf hinzu, der mit den Russen um euch geführt wird. Und dieser Kampf dauert nun schon zehn Jahre.»

«Wer gewinnt ihn ...?» fragt Borin dazwischen.

«Bastian!» ruft Lewerenz. Borin legt seinem Kameraden nur leise die rechte Hand auf das Gesicht. Der Arzt fährt fort:

«Wir gewinnen diesen Kampf. Heute. Schritt für Schritt sind wir an dieses Ziel gekommen. Selbst hier in Workuta.»

«Wir?» fragt Borin.

«Wir!» sagt der Arzt. «Ihr hört doch täglich aus den anderen Lagern die Berichte über Kohler und Driver. Kohler, der zwei Tage vor Weihnachten 1942 sich wieder in den Kessel von Stalingrad einfliegen liess. ‚Doktor, wir haben gewusst, dass Sie wiederkommen!‘ stammelte am Flugplatz ein Obergefreiter, damals. Und wie Kohler dann bei den Plenarij von Solny wieder begann: Operationen bei der Petroleumlampe, mit Meissel, Bohrer und Holzhammer aus der Lagerwerkstatt im Anfang. Von tausend Gefangenen durften in Solny nur fünfzehn krank sein. Norm! Soll! Dabei waren von diesen tausend höchstens fünfzehn nicht krank. Denn man ist in Solny, dem Malariakessel Russlands. Dr. Ottmar

Kohler wird der russischen Lagerärztin unbequem. ‚Idi raboti!‘ – Geh arbeiten! Diesen Befehl erwirkt man für den Arzt, der nun mit der Spitzhacke in den Dreck geschickt wird. Aber da stehen die Plennijs von Solny nach vier Wochen vor einer Kommission aus Moskau und schreien im Sprechchor: ‚Gebt uns unseren Doktor wieder! Gebt uns unseren Doktor wieder!‘ Und Kohler kommt zurück, behandelt sogar den Rayonchef des sowjetischen Lagerbezirks Pensa und holt ihn aus einer Malaria. Das wiederum bedeutet: Gunst! Und Gunst der Sowjets heisst: ein paar tausend deutscher Kriegsgefangener sind gerettet.

Oder der Dr. Hans Driver in Swerdlowsk. Einer der deutschen Ärzte, die sich die vorbehaltlose Achtung ihrer russischen Kollegen erworben haben. Der ‚Engel von Swerdlowsk‘ genannt wird und das nicht hören will.

So stehen wir auf unseren Posten. Kleine, nette Landpraxis. Danach habe ich mich geseht. Gespräch mit dem Bauern überm Zaun. Ein paar Geburten im Jahr, ein Dutzend Operationen und ein Stück Land, wo man sich selbst mit dem Spaten körperlich austoben kann. Aber wenn ich hier stehe, Lewerenz, höre gut zu, dann stehe ich neben deinem Bett nicht wie ein Klempner, der etwas reparieren muss an einer Maschine, die ’s nicht mehr tut, sondern wie ein Bruder, dessen Geschwister geschlagen werden. Ich habe hier lieben gelernt, Lewerenz. Am Operationstisch in Deutschland war ich sachlicher Spezialist, der in den Menschen hineingriff wie in das Räderwerk einer Uhr. Das ist vorbei, Lewerenz, weil du da warst und weil es die anderen gab hier in Workuta. Das ist endgültig vorbei!»

Der Arzt steht schnell auf und geht von den beiden verstümmelten Männern weg.

Borin streichelt Lewerenz über das zerschundene Gesicht. Lewerenz sagt:

«Nimm es nicht so schwer, Bastian. Für dich gibt es doch genug zu tun. Auch in ’nem anderen Beruf!»

Lewerenz fühlt, wie es seinem Kameraden zumute ist. Dem Kameraden, dem soeben das Ethos jenes Berufes auf gegangen ist, den er angestrebt hat.

Borin sagt:

«Du hast recht, Bruno!»

Aber bei diesem Satz starrt Borin auf seinem Armstumpf. Lewerenz sieht nicht. Lewerenz starrt in die Nacht. Da hört der Kumpel von König Ludwig ein Weinen.

«Wir müssen nach Hause, Bruno. Schnell nach Hause. Wann geschieht das Wunder? Wann?»

Borin senkt sein nasses Gesicht auf das Kissen.

Stalin und der alte Mann

Stalin ist tot. Der Schustersohn aus Georgien, Josef Wissarionowitsch Dschugaschwily, genannt Stalin – der Stählerne –, ist tot. Der «Herr des Volkes, der die Menschheit zum Leben rief und die Erde erweckte» – so feierten ihn bezahlte Schreiber – ist tot.

5. März 1953. Der Heilige Vater in Rom empfängt die Nachricht vom Tode des Herrn der halben Welt und geht in die Hauskapelle zu stundenlangem Gebet.

5. März 1953. Der Oberste Sowjet bestellt Mittel zur Einbalsamierung des «Stählernen» und atmet auf.

Da ist Chruschtschow. Er hat diesen Mann Stalin nie gemocht. Er hat ihn gehasst seit dem Zeitpunkt, als Stalin ihn anschrie:

«Chacholl, tanze den Gopak!» Und Chruschtschow tanzte.

Molotow freut sich. Der Hausarrest, den Stalin über ihn verhängte, wird nie mehr ausgesprochen werden. Die Generale Russlands schauen sich an. Stalin, der die militärischen Operationen des letzten Krieges auf einem Schulglobus kontrollierte und nicht wusste, was eine Generalstabskarte ist, lebt nicht mehr. Generalissimus Stalin, Götze Stalin, ist tot.

In den Straflagern jenseits des Urals schöpfen Millionen neue Hoffnung. Vor allem die Deutschen, die von der Faust dieses Stalins hierhergestellt wurden. Was wird jetzt mit uns geschehen? – Was tut man in der Heimat für uns?

Stalin ist tot. Was tun die Lebenden?

Die Lebenden arbeiten. Vor allem die Deutschen. Auf beiden Seiten der Grenze, die ein Stück Deutschland zum Zuchthaus macht. Am 17. Juni 1953 rütteln Millionen an den Ketten, die Stalin um ihre Körper geschlungen hatte. Aber der Befreiungsversuch bricht zusammen, blutig.

Die Lebenden arbeiten. Vor allem der alte Mann, der in Rhöndorf wohnt, aber in diesen Monaten die meiste Zeit in Flugzeugen, auf Schiffen und in Konferenzsälen verbringt. 6. April 1953: der alte Kanzler trifft an Bord der United States in New York ein. Er handelt, zäh und geschickt. Es geht ja um das Volk, das ihn zu seinem handelnden Exponenten gewählt hat. Dieses Volk macht ihn erneut am 6. September 1953 zum Bundeskanzler.

Und am 2. Januar 1954 ist der Alte in Friedland. Der Mann aus Rhöndorf spricht kaum ein Wort, als er durch das Lager geht. Er blickt nur scharf auf alles, was zu Friedland gehört.

Dass das Lager so sein darf, wie es sich jetzt dem Auge bietet, ist jedenfalls zu einem guten Teil sein Werk. Er hat die Souveränität für den grössten Teil des deutschen Volkes erwirkt. Diese Souveränität hat auch die letzten englischen Soldaten aus dem Bild Friedlands hinweggewischt. Die Lagerleitung ist endgültig und vollständig in deutscher Hand. Der neue Lagerleiter, Dr. Frehsen, und sein Stellvertreter Gottschalk wis-

sen, dass der erste Eindruck der Heimat für den Heimkehrer unauslöschlich ist. Das erste, was sie bei Übernahme der Lagerleitung in Angriff nahmen, war die Ausgestaltung und Ausschmückung jeden Quadratmeters Boden. Beete entstehen, Grünflächen, die letzten Nissenhütten werden abgerissen oder höchstens noch als Geräteschuppen gebraucht.

Die letzten Nissenhütten! Bis auf eine: die des Lagerpfarrers.

Der alte Mann sieht von der Tribüne, die man neben der Behausung Dr. Krahes aufgestellt hat, in tausend Heimkehrergesichter. Ein Grosstransport ist vor zwei Tagen aus Russland gekommen.

Das sind die letzten meines Volkes, denkt der alte Mann. Aber es geht noch um die allerletzten. Um jene, die nicht hier stehen. 28734 Briefe sind im Verlaufe seiner bisherigen Regierungstätigkeit von Frauen an ihn geschrieben worden, die noch auf Menschen warten, aus Archangelsk, Workuta, Kasakstan und wie die Plätze sowjetischen Terrors noch heissen mögen.

Und das Wissen um diese allerletzten ist es, das folgende Sätze aus dem Herzen des Kanzlers kommen lässt:

«... Ich bringe euch den Gruss des ganzen deutschen Volkes, der Heimat, die euch mit Liebe empfangen hat. Ich trete vor euch bewegten Herzens. Ich denke an alles, was ihr gelitten habt, was ihr geduldig ertragen und auf euch genommen habt während all dieser Jahre. Aber ich denke auch an alle unsere Landsleute, die noch in Gefangenschaft schmachten, und ich denke an die Angehörigen derer, die noch nicht zurückgekommen sind, die aber, will's Gott, doch eines Tages zurückkommen werden.»

Der alte Mann weiss, dass er hier nicht wohlklingende, aber im Grunde unverbindliche Worte in diese Gesichter hineinsprechen darf. Er sieht vor sich die Mikrophone, die seine Worte für einige Millionen Lautsprecher aufnehmen. Unter den Menschen an den Lautsprechern werden auch die Frauen sitzen, die jene bittenden Briefe an ihn schrieben. Der alte Mann schliesst ab und zu die schmerzenden Augen vor den harten Blitzlichtern der Kameras. Sein Ohr vernimmt das feine Sirren der Aufnahmegeräte von sechs Wochenschau-Produktionen. Viele diesseits und jenseits der Grenzen vergleichen den alten Mann mit einem Fuchs. Sie wollen damit seinen Sinn für das Reale, Notwendige herausstellen, sie wollen damit seine Zähigkeit bezeichnen, mit der er seine Ziele verfolgt und erreicht.

Ich weiss, denkt er, dass wohl noch nie Worte von mir derart auf die Goldwaage gelegt wurden, wie man es mit denjenigen tut, die ich jetzt sage. Es wird Konferenzen geben deswegen. Ich werde Zugeständnisse machen müssen. Ich werde manches, was Programm ist, umwerfen müssen um dieser Worte willen. Doch ich muss sie sagen. Tausend Augenpaare schauen mich an. Millionen Augenpaare werden in wenigen Tagen auf die Leinwand starren, wenn mein Kopf in Grossaufnahme dort erscheint. Und ich muss in diesen Augenblicken hochgespannter Erwartung

eine Antwort auf die Fragen geben, die diese Millionen an mich richten.

Und jetzt verliert das Gesicht des alten Mannes für Sekunden seine Erstarrung, seine Maskenhaftigkeit. Die Stimme, trocken und nüchtern sonst, ohne Modulation, ohne Höhen und Tiefen, ist plötzlich voller Leidenschaft.

Der alte Mann ruft:

«Ich sage euch, dass dieser Tag, diese Stunde hier eine der schönsten Stunden ist während der viereinhalb Jahre der Bürde meiner Kanzlerschaft. Wir werden nicht ruhen noch rasten, bis der letzte Gefangene und der letzte Verschleppte der Heimat wiedergegeben ist!»

Der Lagerpfarrer neben dem Kanzler, die Minister und Staatssekretäre, die Heimkehrer, die Pressevertreter und die Angehörigen der Kriegsgefangenen auf dem Platz halten den Atem an. Zwei – drei Sekunden dauert diese Stille. Jeder erfasst es sofort: was hier gesagt wurde, ist ein Gelöbnis, hinter dem als Einsatz das Riesenamt dieses Mannes steht und seine persönliche Ehre.

Nach den Schrecksekunden erst bricht der Beifall aus, in einer solchen Stärke, wie sie das Lager Friedland bisher nicht kannte. Lange dauert es, bis einer der Heimkehrer das Dankeswort an den alten Mann richten kann. Die Männer unten in den Wattejacken und Pelzmützen haben aus ihren Reihen einen Mann neben den Kanzler auf die Tribüne geschickt, der dazu besonders legitimiert ist.

Es ist Dr. Kohler, der Arzt von Stalingrad.

Langsam geht der alte Mann von den rohen Brettern der Tribüne hinunter. Das Klatschen und Jubeln der Männer will nicht verstummen. Aber der alte Mann empfindet den Beifall in diesem Augenblick als schmerzhaft. Er hätte gern noch mehr gesagt. Er hätte aus dem Grunde seines Herzens heraus das Versprechen geben mögen, dass mit den Kriegsgefangenen auch bald der letzte Deutsche jenseits der Zonengrenze wieder in Freiheit leben darf. Aber mit welcher Macht kann der Alte aus Rhöndorf ein solches Versprechen geben?

Der Lagerpfarrer spürt etwas von dem, was sich hinter den gefrorenen Zügen des Staatsmannes abspielt. Und der Lagerpfarrer denkt:

Ja, alter Mann, auch du kannst die Furchtbarkeit der Zonengrenze nicht abschaffen. Was soll ich dir da von meiner Arbeit erzählen, die schon so oft gegen die Zonengrenze angerannt ist. Wahrscheinlich weisst du es schon, und wenn du es nicht weisst, kann ich dich auch nicht mit neuer Qual belasten! Jetzt, mitten im ekstatischen Jubel, durch den der Kanzler zu seinem Sonderwagen schreitet, ziehen wieder Bilder aus dem Erlebnisbericht des vergangenen Jahres vor die Augen des Lagerpfarrers.

Da wohnt eine junge Frau in Reiffenhausen, Rohling heisst sie.

Nach kurzem Leiden stirbt sie. Die Eltern der jungen Frau stehen auf der anderen Seite der Zonengrenze und hören die Glocken läuten, als die Tochter beerdigt wird. Kein Hinüberkommen. Kein Dürfen mehr. Der Vorhang, aus Hass gewebt, ist endgültig heruntergelassen worden.

Oder da sind die jungen Studenten und Arbeiter aus dem Ausland, die Gesellen des Bauordens, die an der Siedlung arbeiten. Sie ziehen eines Tages mit dem Lagerpfarrer zur Zonengrenze, weil sie dieses Monstrum, von dem in den Zeitungen ihrer Länder so viel berichtet wird, auch einmal sehen wollen. Kann es denn wirklich so schlimm sein mit der Zonengrenze? denken sie. So etwas muss sich doch überbrücken lassen. Und sie rufen den russischen Posten jenseits der Zonengrenze an mit lachenden Gesichtern. In Flämisches erst, dann in Französisches, jetzt versuchen sie es deutsch. Die sowjetische Wache drüben steht wie ein Klotz. Nur die Augen, diese seltsamen schräggeschnittenen Augen, blicken eisig auf die jungen Menschen.

Noch einige Minuten lang rufen die Baugesellen nach drüben. Dann sagt Pierre Hartog:

«Jungens, wir müssen uns als Souvenir ein Stück von diesem verdammten Draht mitnehmen. So etwas müssen die zu Hause sehen, sonst glauben sie es uns schliesslich gar nicht, dass es in Deutschland eine Zonengrenze gibt!»

«Und noch etwas, Pierre!» sagt ein anderer.

«Was denn?»

«Wenn jeder von uns sich solch ein Stück Stacheldraht mitnimmt, dann müsste doch schliesslich diese ganze Zonengrenze eines Tages verschwinden.»

Gelächter der anderen Jungen in der weissen Kleidung antwortet dem Sprecher. Ohne den russischen Posten zu beachten, gehen die jungen Studenten und Arbeiter an den Draht und biegen sich Stücke davon ab. Wie ein Abzeichen stecken sie es an ihre Jacken. Jetzt wird der Posten drüben aus seiner Erstarrung wach. Ein paarmal ruft er herüber:

«Njet! Njet!»

Aber da hat schon jeder ein Stück deutschen Zonendrahtes.

Der Lagerpfarrer senkt ein wenig den Kopf. Er schämt sich vor diesen Jungen aus Belgien und Holland, dass sie die klaffende Wunde Deutschlands so unmittelbar vor sich gesehen haben. Aber vielleicht ist es gut, denkt er. Vielleicht bringt erst das Wissen um die Grausamkeit der Stacheldrahtlinie in Deutschland die Ausrottung dieses Irrsinns mit sich.

Der Lagerpfarrer zieht mit seinen jungen Menschen ab. Ein finsternes Gesicht sieht ihnen nach. Das Gesicht eines Asiaten. Mitten in Deutschland.

Und der Lagerpfarrer neben dem Kanzler denkt weiter: Oder ich könnte dir von den Sperrzonenflüchtlings erzählen, alter Mann, der du so viel

für Deutschland getan hast. Jetzt, wo du zu deinem Wagen gehst, jubelt dir gerade Frau Flucke zu. Das ist so ein Sperrzonenflüchtling. Sie wohnte drüben und ihr Mann arbeitete bei mir im Lager. Eines Tages hiess es, auf der Ostzonenseite der Grenze solle ein 15 km breiter Streifen «gesäubert» werden von unsicheren Elementen. Dazu zählten vor allem jene Menschen, von denen nächste Angehörige im Westen arbeiteten.

Die Räumung der Sperrzone solle so aussehen, dass man die dort Wohnenden deportierte, tiefer in den Osten hinein. Was war zu tun? Vater Flucke hatte nie etwas mit Politik zu tun gehabt. Er war Eichsfelder. Schon seit Generationen arbeiteten diese Menschen, die dem kargen Boden dort nichts mehr abringen konnten, in der Fremde. Was kann die Familie Flucke dafür, dass zwischen ihrem Häuschen und dem Arbeitsplatz des Mannes nun die Zonengrenze liegt?

Nachts dringt die Botschaft von der bevorstehenden Deportation zu Frau Flucke.

«Es gibt nichts mehr zu überlegen, Mutter. Wir müssen zu Vater. Wir müssen in den Westen.» So sagt der älteste Junge.

Rasch bringen die Fluckes die Schweine, Ziegen und Hühner bei Bekannten unter. Dann nimmt Frau Flucke ihre drei Kinder und will die paar Kilometer bis zur Zonengrenze gehen. Die Nacht ist kalt. Nieselregen. Das jüngste Kind weint.

«Jetzt musst du still sein!» sagt Frau Flucke. «Jetzt kommen wir an die Grenze.»

«Grenze», lallt das Kind und ist ruhig.

«Halt! Stehenbleiben!»

Der Sohn, der vorangeht, stoppt. Das Kind beginnt wieder zu weinen. Zwei Volkspolizisten treten aus einer Laube, in der eine Steinbank steht, auf die Fluckes zu. Untersuchung. Abführen in den nächsten Ort.

Die Fluckes werden in einen Betonkeller gesperrt. Ihr Gepäck wird ihnen abgenommen. Am anderen Tage Verhör. Getrennt. Nach stundenlangen Kreuz-und-Querfragen werden die vier Menschen mit einem Notausweis, der für vier Tage gilt, nach Hause geschickt. Ihre anderen Papiere erhalten sie nicht zurück.

Der Kommandant:

«Sie werden bald noch von uns hören!»

Nur wenige Tage noch bleiben die Fluckes in ihrem leerstehenden Haus. Dann ziehen sie sich Kleidung an, die zur Feldarbeit passt, die Frau nimmt eine Markttasche in die Hand, und es geht abermals in Richtung Zonengrenze. Einen Kilometer vor dem Draht nehmen sie aus der Tasche Kartoffelhacken, schnitzen sich Stiele zurecht und stecken sie in das Eisen. Zum Scheine hackend, passieren die Fluckes um ein Uhr die Grenze. Wenige Stunden später sind sie beim Lagerpfarrer in Friedland.

Die Bilder vor den Augen des Lagerpfarrers verblassen. Eigentlich kann ein Deutscher erst wieder glücklich sein, wenn so etwas nicht mehr zu sein braucht. Aber wie wollen wir das erreichen? Ich habe es nicht gekonnt, alter Mann. Vielleicht erreichst du es. Doch es ist ein Schritt auf dieses Werk zu, wenn du uns die Kriegsgefangenen aus Russland zurückbringst. Du hast versprochen, nicht eher zu ruhen, als bis der letzte unserer Brüder aus den Lagern jenseits des Urals wieder in der Heimat ist. Und ich verspreche, dass ich für jeden einzelnen dieser Menschen, die du zurückbringst, so sorgen werde wie für meine leiblichen Geschwister.

Oberschwester Charlotte hält dem alten Mann die Chronik des Lagers Friedland hin. Mit seiner steilen Schrift schreibt er hinein:

*Voll Dank für die Heimgekehrten: Adenauer
2.1.1954*

Dann geht der alte Mann zu seinem Zuge. Er hat den bereitstehenden Apparat von Polizeiwachen, Wagenpark, Minister und Fahrern bereits verblüfft, als er in das Lager kam; denn er ging dort, statt durch das geschmückte Hauptportal, gleich über den schlüpfrigen Lehmsteig durch ein Hintertor zum Lager hinein.

Auch auf der Rückfahrt tut er etwas, was nicht im Protokoll vorgesehen ist. Unter den Heimkehrern in Friedland, die sich bei der Begrüßung vor ihm stauten, ist Konrad-Joachim Müller aus Stalingrad. Er stammt aus dem nur zwei Kilometer von Rhöndorf entfernten Honnef. Der alte Mann hatte die Frau dieses Heimkehrers, Elfi Müller, gleich in seinem Sonderwagen mitgebracht. Nun überlässt er dem Ehepaar Müller den besten Platz in seinem Wagen.

«Wir sind ja Nachbarn», sagt er.

Der Wagen fährt aus dem Bahnhof Friedland hinaus.

Wird er es schaffen? denkt das Ehepaar Müller, als es den alten Mann gleich in tiefes Nachdenken versinken sieht.

Der Nachbar aus Rhöndorf stützt seinen Kopf schwer in die Hand.

Werde ich es schaffen? denkt der alte Mann. Werde ich sowjetische Lagertore sprengen können?

Werde ich es schaffen? – Werde ich es schaffen? – Werde ich es schaffen? – Werde ich es schaffen?

Monoton stuckern die Weichen diese Frage.

Wird er es schaffen? – Im Herzen Tausender Mütter pocht diese Frage.

Das Fenster des Jonas

«Und schon ersah der Herr Sich einen grossen Fisch,
auf dass den Jonas er verschlinge.
Und Jonas blieb drei Tage und drei Nächte
in dem Leib des Fisches. Und Jonas betete
zu seinem Gott und Herrn dann ausserhalb des
Fischleibs. Er sprach: Ich habe zu dem Herrn
in meiner Not gerufen; da hat Er mich erhört.
Ich schrie um Hilfe aus dem Schoss der
Unterwelt, und Du vernahmst mein Rufen!»

In der Nissenhütte des Lagerpfarrers sitzt der Künstler Ludwig Baur aus Telgte. Der Lagerpfarrer vor ihm hat mit dem Bau einer Kirche begonnen. Doch dies ist nicht irgendeine Kirche. Es ist die Kirche des Heimkehrers.

Die Heimkehrer wollen diesen Kirchbau. Spende um Spende schicken sie von den ersten selbstverdienten Geldern an den Lagerpfarrer von Friedland.

«Bauen Sie eine Kirche davon, bitte. Eine Kirche, für uns, die wir aus der Nacht in den Tag zurückgehoben wurden, und für jene, die noch in dieser Nacht schmachten!»

So schreiben sie an den Mann in der Nissenhütte.

Auch die Siedler von Friedland wollen diese Kirche bauen.

«Wir haben jetzt unsere schönen Häuser, Herr Pfarrer. Nun wollen wir dem Herrgott eines bauen. Oder wir müssen uns schämen in unserem neugewonnenen Hausstand!»

So sagt der Invalide Johannes Berk für alle anderen.

Für den Lagerpfarrer ist dieser Kirchbau das Gebot der Stunde. Schon am ersten Tage, als er mit den Füßen im Schlamm Friedlands versank, war es für ihn klar, dass hier Gott sein Haus haben müsste. Sein würdiges Haus.

Jetzt ist es soweit. Die Geldspenden, die die Heimkehrer seit Jahren einsenden, erlauben die Grundsteinlegung. Die Gemeinde Friedland, inzwischen auf 1'300 Seelen angewachsen, bringt im Verlaufe der Bauzeit allein 30'000.– DM auf. Dies ist eine gewaltige Summe, wenn man bedenkt, dass jeder jeden Pfennig für den Häuserbau zusammenkratzt.

Am 17. Juli 1954 ist der Grundstein zur «Friedland-Gedächtnis-Kirche» gelegt.

«Ja, das könnte man gestalten. Der Mensch, der aus der Not und aus der Entbehrung, aus der Ausweglosigkeit der Gefangenschaft nun wieder an das feste Land gespien wird.» So sagt der Maler.

Und der Lagerpfarrer fügt gleich daran: «Das müsste das Fenster über dem Portal werden. Jeder, der hier durchschreitet, soll an die Gefangenschaft erinnert werden; aber in einer Weise, die nicht in die Hoffnungslosigkeit einmündet. Das Motiv müsste dann weitergeführt werden. **115**

den Seitenfenstern vielleicht. Der ahasversche Mensch, die unruhegepeitschte Kreatur, die in Kain ihren Ursprung hat, könnten in ihrer Erlösung dargestellt sein: in der Himmelfahrt Christi. In jener Himmelfahrt, die sie herausreisst aus unheilvollen Bindungen und Verkettungen.»

Der Maler aus Telgte geht an die Arbeit.

Bei der Planung des Kirchenbaues stösst der Lagerpfarrer von Friedland in Göttingen auf einen jungen Architekten, der genug künstlerische Kraft hat, eine aussagestarke Heimkehrer-Kirche zu schaffen.

«Trauen Sie sich einen solchen Kirchenbau zu?»

Der junge Mensch, Friedrich Wagener, stammelt:

«Ja, Herr Pfarrer, ja. Doch es wird wohl nicht gehen. Es ist da noch...»

«Ja?»

«Ich will es Ihnen rundheraus sagen, Herr Pfarrer: ich bin evangelisch.»

«Und?» fragt der Pfarrer. «Keine Schwierigkeit.»

«Bitte?» fragt der Architekt.

«Keine Schwierigkeit.» sagt der Pfarrer noch einmal und legt seine Hand auf die Schulter des Mannes.

Das geht über das Begreifen des Architekten.

«Ich habe aus unserem Gespräch gespürt, dass Sie mitten in unserer Liturgie stehen. Ich weiss weiterhin, dass Sie mit Freude und einem redlichen Gestaltungswillen an dieses Projekt herangehen. Und wo soll es denn da noch Schwierigkeiten geben? Die Kirche soll doch jedem Heimkehrer offenstehen. Die Heimkehrer- und Flüchtlingsnot geht uns *alle* an. Wenn Sie bereit sind, werde ich mit Ihnen dieses Gotteshaus bauen.»

Das sagt der Lagerpfarrer zu dem jungen Menschen, der zwar immer noch nicht recht versteht, aber verwirrt «Ja» sagt. Vielleicht weiss er noch nichts von der beispiellosen Zusammenarbeit aller Konfessionen in diesem Lager, der Architekt. Vielleicht weiss er noch nicht, dass im Siedlungswerk des Lagerpfarrers Katholiken und Protestanten gleicherweise ihr Haus bauen konnten und bauten.

«Dann wollen wir also beginnen!», sagt der Lagerpfarrer.

*

Aus Friedlands Erde wächst der Dom. Hier kann man nichts Fremdes, Unpassendes bauen. Diese Erde, die soviel nacktes Elend und Furchtbarkeit gesehen hat, diese Erde, auf der Menschen wie Tiere verenden mussten, diese Erde, auf der Kinder im Schweinestall geboren wurden, verträgt nur eine ganz echte künstlerische Aussage.

Der Lagerpfarrer zwingt der Erde Friedlands kein andersartiges Material auf. Der rohe Backstein, mit dem er die Kirche baut, stammt aus der Ziegelbrennerei Friedlands. Unverputzt, in seiner natürlichen Farbe,

leuchtet dieser Backstein im Innenraum des Domes, leuchtet er vom Turm über die niedersächsische Erde.

Da ist der Altarraum, grossräumig und klar, ohne trennende Kommunionbank, ohne Abschluss zur Gemeinde hin. Der Altar, wuchtig aus massivem Stein gehauen, ohne Beiwerk. Der Taufbrunnen, in einer besonderen Nische eingelassen, wird durch eine Deckenlinse vom Tageslicht erleuchtet. Auch zu diesem Kirchbau muss der Lagerpfarrer von Friedland seine Predigtfahrten unternehmen. Aber er hat es nicht mehr so schwer wie im Anfang. Das Lager Friedland und die Arbeit des Pfarrers stehen immer häufiger im Brennpunkt von Gesprächen und Debatten, von Predigten in der Dorfkirche und von Reden im Bundeshaus.

Die Post in der Nissenhütte des Lagerpfarrers stapelt sich. Die alte Arbeit ist geblieben, und neue ist in einem Übermasse hinzugekommen. Aber geblieben sind auch die Risse und Spalten in der Nissenhütte. Geblieben sind auch die eisigen Zugwinde, die der Lagerpfarrer nicht beachtet, wenn er nachts seine Bettelbriefe schreibt. Ein gefährlicher Gelenkrheumatismus ist die Folge. Für Wochen muss man den Lagerpfarrer von Friedland nach Duderstadt ins Krankenhaus bringen. Aber noch bevor es die Ärzte ihm erlauben, ist dieser zähe Mann bereits wieder in seiner Friedländer Hütte. Er will das Werk weiter vorantreiben, wenn es scheinbar nicht mehr weitergeht. Er will bei den Heimkehrern sein, wenn sie nach ihm rufen. Er, der grosse Schnorrer Gottes, will leere Hände füllen mit Gaben, die eine ganze Welt dem Lagerpfarrer von Friedland schickt. Und vor allem will er die Herzen anfüllen mit Zuspruch und Gebet, jene Herzen, die eine gnadenlose Fremde geleert und gequält hat.

Von dieser Berufung des Helfens und Heilens kann den Lagerpfarrer von Friedland in den Jahren nichts abbringen. Kein Ereignis, keine Krankheit, keine Erschöpfung. Auch keine Ehrungen.

Da der heimatlose Mensch durch alle Völkerschaften dieser Erde geht, wird die Kirche von Friedland auch zum Anliegen vieler Nationen.

Wieder kommen aus Holland und Belgien die Baugesellen. Eine Kommission aus Italien, die in Friedland nach vermissten Italienern forscht, stiftet sechs schwere Kerzenleuchter.

Aus den USA kommen Geldspenden. Regelmässig und in beträchtlicher Höhe. Junge Franzosen, Exilpolen, Schweizer und Dänen folgen dem Beispiel ihrer belgischen und holländischen Kameraden und stellen ebenfalls das Beste, was sie haben, nämlich ihre Arbeitskraft, dem Werke in Friedland zur Verfügung. Doch natürlich kommt das meiste an Spenden aus dem deutschen Volke selbst. Das Görres-Jungengymnasium in Düsseldorf stiftet den Kelch für die heilige Messe. Victoria-Luise, Herzogin von Braunschweig und Lüneburg, setzt sich mit ganzer Tatkraft für die Friedland- Gedächtnis-Kirche ein.

Neben den Heimkehrerspenden stammt der grösste Betrag für den Kirchbau von Kardinal Frings, der seinen jungen Kaplan aus Neuss nicht vergisst, sondern ständig an ihn denkt und jeden Tag für die Kriegsgefangenen in alle vier Himmelsrichtungen das Zeichen des Kreuzes macht.

Stein um Stein wird so zusammengetragen. Schon ist das Jonas-Fenster über dem Portal fertiggestellt. Sobald der Pfarrer aus seiner Hütte austritt, sieht er den befreiten Menschen, der dem Bauche des Fisches entsteigt.

Noch ist die Kirche nicht vollendet. Noch ist sie nicht geweiht. Mit ihrem Priester findet sich die Gemeinde Friedland noch in der Baracken-Kapelle zusammen.

«Lasset uns beten, Geliebte, zu Gott, dem allmächtigen Vater, dass Er die Welt von allen Irrtümern reinige, Krankheiten hinwegnehme, Hungersnot abwehre, die Kerker öffne, die Fesseln löse, den Pilgern Heimkehr, den Siechen Genesung, den Schiffbrüchigen den rettenden Hafen schenke.»

Dieses Gebet aus den Fürbitten des Karfreitags kommt dem Priester häufig dann in den Sinn, wenn er auf das Jonas-Fenster blickt. Ob jemals die letzten Heimkehrer aus Russland in dieses Fenster der Freiheit schauen dürfen?

Da kommt mitten in den Bau der Friedland-Gedächtnis-Kirche, mitten in den Aufbau Deutschlands hinein die Kunde: Der alte Mann aus Rhöndorf fährt nach Moskau! Er will im Kreml versuchen, die deutschen Gefangenen in Sowjetrußland zu befreien.

Die Plennijs bekommen ihr Gesicht zurück

«Der sieht ja gar nicht aus, als ob er uns fressen wollte!»

«Du hast recht, Iwanowitsch. Das könnte ein alter Sonnenblumenzüchter sein.»

«Ist er sogar – nebenbei!»

«Woher weisst du?»

«Ja, liest du denn keine Illustrierte?»

Das sind Gesprächsfetzen zwischen dem russischen Ko-Piloten, dem Funker und dem Dolmetscher in der Super-Constellation der Lufthansa, die am 8. September 1955 den alten Mann nach Moskau bringt.

Wie damals das Ehepaar Müller im Sonderzug des alten Mannes, so schaut heute häufig der russische Dolmetscher in das zerfurchte Gesicht dieses Deutschen. Der Russe will darin lesen. Aber es gelingt ihm nicht. Hat der Alte Angst vor dem ihn erwartenden Kampf in Moskau? Ist er zuversichtlich? Der Russe im Flugzeug weiss nur eines: der Mann ist nicht gleichgültig, sondern mit Hochspannung geladen.

Sechs Stunden nach Abflug der Maschine aus Bonn setzt sie auf dem

Rollfeld in Wnukowo auf. Der russische Ministerpräsident Bulganin geht auf den alten Mann aus Rhöndorf zu und begrüsst ihn. Dann knallen Befehle gegen die angetretene Ehrenkompanie. Gardehauptmann Petrow meldet dem alten Mann:

«Herr Bundeskanzler! Ich melde Ihnen die 1. Kompanie des 3. Garderegiments des XV. Armeekorps zu Ehren der Ankunft Eurer Exzellenz in Moskau angetreten!»

Präsentiermarsch der Roten Armee, Deutschlandlied und sowjetische Nationalhymne.

«Sdrastwuitje», sagt der Begrüsste.

Jawohl, dieses Wort, das «Guten Tag» heisst, hat sich der alte Mann aus Rhöndorf neben ein paar anderen Brocken daheim beigebracht.

Die angetretene Ehrenkompanie ruft zurück:

«Sdrawja dalaje!»

Und das wiederum heisst «Ewige Gesundheit».

Leningrader Chaussee. Hotel «Sowjetkaja». Appartement 307.

Freitag, 9. September 1955. Der erste Tag der Verhandlung. Wie die Begrüssung des alten Mannes auf dem Moskauer Rollfeld, so werden Teile der nun folgenden Gespräche ebenfalls über den Moskauer Rundfunk gesendet.

Die Russen hören, was der alte Mann aus Rhöndorf zu sagen hat. Die meisten hören mit halbem Ohr. Der Taxifahrer vor dem Mausoleum, die russischen Schüler vor dem Bolschoi-Theater, die Verkäuferinnen und kasernierten Soldaten.

Aber an vielen Stellen der Sowjetunion hört man die Ausschnitte dieser Reden mit geradezu süchtiger Begierde. Mit einer Gier, die die Menschen fast in das Empfangsgerät hineintreibt. Diese Punkte sind die sowjetischen Straflager. Diese Menschen sind die deutschen Gefangenen.

Das Radiogerät, Typ «Minsk», Kostenpunkt 782 Rubel, wird von den Plennijs fast zerdrückt. Das ist in Workuta. Vor dem Apparat «Minsk» sitzt ein Einarmiger: Borin. Ein paar Meter davon hat man Lewerenz mit seinem Bett herangeschoben.

Kleines Vorgeplänkel des alten Mannes aus Rhöndorf mit den Spitzen der Sowjetunion im Spiridonowka-Palais. Eröffnungsschachzug Bulganins.

«Friedenszeiten zwischen Deutschland und Russland haben beiden Völkern gutgetan. Zwei Kriege haben dem russischen und dem deutschen Volke die grössten Leiden zudiktiert.»

Der gepflegte sowjetische Ministerpräsident mit dem von ihm offensichtlich verhätschelten Hammerbärtchen spricht dann auffallend viel vom Frieden.

Der alte Mann aus Rhöndorf antwortet. Er hält hier nichts von Schachzügen. Er will hier nur eines: die Karten auf den Tisch, offen und sauber. Keine atemberaubenden Tricks, keine Taschenspieler-Kunststückchen, keine Zinken in den Karten, keine Pistole in der Tasche. Diese Haltung

imponiert den Russen. Man spürt es an der Resonanz, die die weitere Rede des alten Mannes hat. Man sieht es an den sowjetischen Gesichtern, die sich langsam aus der Verkrampfung lösen.

Der Alte aus Deutschland bringt auch gleich sein Hauptanliegen hervor:

«Bitte, schicken Sie die festgehaltenen Deutschen aus Russland in die Heimat zurück. Glauben Sie mir, ich spreche die Meinung des ganzen deutschen Volkes aus, wenn ich sage: Es ist nicht denkbar, normale Beziehungen zwischen Deutschland und Russland herzustellen, solange diese Frage ungelöst bleibt. Seien Sie menschlich! Machen Sie durch die Entlassung der Gefangenen einen Strich unter eine leidvolle und trennende Vergangenheit!»

Dann bringt der alte Mann aus Rhöndorf bei den russischen Hauptfunktionären die Bitte von 13 Millionen Deutschen vor, die vertrieben wurden, und von 50 Millionen, die darunter leiden:

«Tut das Eure, damit sich Deutschland wieder vereinigen kann!»

Hier trägt der alte Mann die Bitte der Fluckes und der Hartmanns, der d'Heureuses und Lorenzkowskis vor. So schälen sich die Hauptpunkte der Verhandlung eindeutig heraus. Die Russen möchten, dass der neue Staat, der «Bundesrepublik Deutschland» heisst, mit der Sowjetunion diplomatische Beziehungen aufnimmt. Sie hören aber nicht gern, dass der alte Mann aus Rhöndorf dabei sagt: Gut, wir sind bereit, solche Beziehungen aufzunehmen. Aber nur dann, wenn ihr die Frage unserer Kriegsgefangenen klärt und die Einheit Deutschlands.

Wie ungern die Russen solche Bedingungen hören, ergibt sich am zweiten Verhandlungstage. Der Apparat «Minsk» im Straflager Workuta peitscht Rede und Gegenrede in den Raum, in dem die deutschen Plennijs sich drängen.

*

«Lauter!» rufen einige der Hintenstehenden.

«Es geht nicht mehr!» ruft Borin zurück. «Der Knopf ist bereits bis zum Anschlag durchgedreht!»

Unerträglich laut – aber für die Plennijs wie Musik dröhnt die Stimme des alten Mannes aus Rhöndorf aus dem Lautsprecher. Er sagt nicht viel an diesem zweiten Verhandlungstage. Er sagt nur:

«Ich habe mich mit meinen Mitarbeitern beraten nach den Gesprächen des gestrigen Tages, und ich muss sagen, dass ich in diesem Augenblick nichts hinzuzufügen habe.»

Und der Alte aus Rhöndorf kennt sich selbst gut genug. Er weiss, dass man manchmal sagt, er entscheide autoritativ, selbstherrlich. Aber gestern hat er alles beiseitegeschoben. Denn, was er den Sowjets da vorgetragen

hat, war ja kein Programmpunkt irgendeiner Partei in Deutschland, sondern war eine Frage, die von Hamburg bis München, von Berlin bis Saarbrücken jeder Mensch stellte. Darum waren für den alten Mann, vielleicht zum ersten Male während seiner Kanzlerschaft, in dieser Frage die Barrieren weggeräumt worden, die sich zwischen ihm und der Opposition sperrig aufrichteten. Der joviale Professor, den der alte Mann aus Rhöndorf in der Super-Constellation bei sich hatte, konnte zu allen Ausführungen nicken.

Da zucken die Männer vor dem Empfänger in Workuta zusammen. Die Stimme Bulganins.

«Sie sprechen da von Kriegsgefangenen, Herr Bundeskanzler. Von deutschen Kriegsgefangenen, die sich noch in unserer Hand befinden sollen. Ich aber sage Ihnen und dem deutschen Volke, es gibt keine deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion mehr. Es gibt nur noch deutsche Kriegsverbrecher in Russland. Muss ich Sie daran erinnern, wie diese Barbaren unter Hitler in dieses Land einfielen?»

Bedrückendes Schweigen liegt über den Männern von Workuta.

«Muss ich wirklich auf Einzelheiten eingehen? – Hier ist die Liste. Lang, ungeheuerlich lang. Russische Orte und Namen sind darauf. Und diese Orte und Namen sind besudelt von deutschen Schandtaten. Die deutschen Kriegsverbrecher, die wir noch in unseren Lagern haben, sind Menschen ohne Gesicht!»

«Du Hund!» schreit einer in der Baracke von Workuta.

«Schamloser Lügner!»

Aber viele senken auch das Gesicht und sagen gar nichts. In Borin zuckt jeder Nerv. Aber da er sieht, dass Lewerenz sich in einem Weinkrampf bäumt, windet er sich zu ihm durch und legt ihm beruhigend seine heisse Hand auf die toten Augen. Die Männer hören weiter:

«Sie dürfen so etwas nicht sagen, Herr Ministerpräsident!»

Eine Stimme vor dem Lautsprecher: «Das ist wieder der Bundeskanzler.»

«... Sie dürfen Hitler-Deutschland nicht mit dem Willen und der Absicht des deutschen Volkes verwechseln. Sehen Sie, ich habe unter dem Nationalsozialismus gelitten. Man hat mich aus meiner Stellung gejagt, mir meine Existenz genommen, mich bespitzelt und in die Gefängnisse gesteckt. Glauben Sie mir, wenn ich Hitler damals gegenübergestanden hätte, würde ich ihn mit meinen eigenen Händen erwürgt haben. Nach dem letzten Kriege hat die Aufgabe für mich und meine Männer darin bestanden, Schritt für Schritt die grenzenlose Vernichtung und das Chaos zu überwinden. Ich muss Sie aber darauf aufmerksam machen, dass auch beim Einmarsch der Roten Armee in Deutschland Plünderungen und Schändungen, Ausschreitungen und Morde in grosser Zahl vorgekommen sind. Nicht nur auf der deutschen Seite wurde Unrecht begangen, sondern auch die sowjetische Armee hat da unentschuld bare Dinge getan!»

Begeisterte Rufe am russischen Lautsprecher in Workuta:

«Endlich mal einer, der denen die Wahrheit sagt!»

«Bravo, Konrad, du hast Mut. Zeige den Schindern, was ein deutscher Mann ist!»

«Wenn sie uns als Köder benutzen wollen, um dich zu erpressen, um ein Stück Deutschland preiszugeben, dann sag ‚Nein‘! Brülle es ihnen ganz laut in die Fresse, dass sie es hören und mit ihnen ganz Russland! Schreie ‚Nein!‘ und wir stehen hinter diesem Nein, auch, wenn wir deswegen in Workuta verrecken müssen!»

Den letzten Satz hat in massloser Wut der Junge aus der Ostzone gerufen. Die trotz der Erregung verhaltene Stimme des alten Mannes aus Rhöndorf im Rundfunk wird jäh abgeknickt von einer Zornfanfare Chruschtschows. Dieser untersetzte Mann mit dem glattgeschorenen Kopf und dem fleischigen Gesicht, der auf dem Thron des Parteisekretärs der Kommunistischen Partei Russlands sitzt, ereifert sich mit gellender Stimme:

«Sie haben die ruhmreiche Rote Armee beleidigt! Im Namen des sowjetischen Volkes verwahre ich mich mit aller Entschiedenheit dagegen! Wenn Sie noch einmal derartige Formulierungen gebrauchen, werden wir unsere Gespräche abbrechen müssen!»

«Abschalten!» ruft einer der Männer in den Wattejacken. «Abschalten! Dass sich der Kanzler solche Frechheiten überhaupt anhört!»

Aber der alte Mann aus Rhöndorf hört sich den masslosen Ausbruch des sowjetischen Parteisekretärs sehr kontrolliert an. Das Gesicht des deutschen Kanzlers wirkt in diesem Augenblick sogar entspannt. Mit einer stoischen Ruhe, so, als habe man sich soeben über die Chancen eines deutsch-russischen Fussballspiels unterhalten, bittet er Bulganin, Chruschtschow und Molotow für den Nachmittag zum Tee.

Die Sowjets sind verblüfft. Sie sagen zu. Sie sehen, dass sich der zähe Alte nicht einschüchtern lässt.

Aber der Alte aus Rhöndorf ist nicht so sehr beherrscht, wie es hier den Anschein hat. Er wird später äussern, in vertrautem Kreise, wie es ihm in dieser Minute nach der Eruption des kommunistischen Parteisekretärs ums Herz war. Trauer und Resignation waren in ihm. Mit dem Instinkt, den sich der alte Mann bei tausend Sitzungen, Verhandlungen, Diskussionen und Reden im Politischen erworben hat, spürt er, dass nach den Worten Chruschtschows jeder realpolitische Satz, jedes zielstrebige Wort in Richtung der Kriegsgefangenenfrage alles zunichtemachen würde: den Sinn seines Fluges nach Moskau und die Hoffnung der wartenden Deutschen.

Darum schaltet er kurzerhand um. Und seltsamerweise hat er die Fäden des Gesprächs noch in der Hand, als er alles in die gelöstere Atmosphäre eines Teenachmittags verschiebt, als er der Luft in diesem Verhandlungssaal mit einer einzigen Geste das Gift nimmt.

=:■

Davon aber spüren die Wattejacken-Männer von Workuta am Gerät «Minsk» nichts.

«Jetzt ist alles aus», sagt ein Mann mit einem Holzbein. «Es gibt keinen Weg mehr zurück in die Heimat!»

Selbst der Junge, der noch vor wenigen Minuten auf seine Heimkehr verzichten wollte, damit seine Freiheit nur ja nicht mit einem Stück Deutschland erkauft werden sollte, hat nun das fahle, erloschene Gesicht eines Rauschgiftsüchtigen nach dem Abklingen der Drogenwirkung.

Lewerenz muss sich auf seiner Pritsche erbrechen. Seine Nerven tanzen, vor unmenschlicher Erregung gehorchen seine Muskeln und Organe nicht mehr.

Borin lässt den Oberkörper vornüber hängen und flüstert:

«Elisabeth! Warum wird es kein Wiedersehen geben! So grausam darf das Schicksal nicht sein! Elisabeth!»

Aus dem Minsk-Gerät plärren die Takte eines schnellen russischen Volkstanzes, der nur mit «Hoi-Hoi»-Rufen durchsetzt ist. Einer der Plennijs bringt noch die Kraft auf, den Apparat abzuschalten. Die Skala erlischt.

«Berlin, Hamburg, Stuttgart!» Der Mann, der das Gerät ausgeschaltet hat, liest auf dem jetzt dunklen Glas die deutschen Namen. Jetzt schreit er seine Kameraden an:

«Berlin, Hamburg, Stuttgart! Alles erloschen! Alles tot! Weg! Aus!»
Alles tot.

*

Doch während das Minsk-Modell in Workuta ausgeschaltet ist, wird weiter um das Schicksal der Plennijs verhandelt. Der Tee in den Datscha, einem Landhaus, das die Sowjets dem Bundeskanzler für seinen Aufenthalt zur Verfügung gestellt haben, löst in der Tat die Verkrampfung des Vormittags. Doch spricht man von allem Erdenklichen, nur nicht von den deutschen Kriegsgefangenen. Der Geburtstag eines Staatssekretärs im Gefolge des alten Mannes wird gefeiert, Trinksprüche werden grosszügig ausgetauscht und mit blumenreichen Worten der Gast gelobt und der Orient beschämt.

Der gepflegte Bulganin beugt sich zum alten Mann:

«Für das Ballett heute Abend, Herr Bundeskanzler, da machen Sie mir doch die Freude und fahren mit mir in meinem Wagen?»

«Einverstanden!» sagt der Rhöndorf er Alte.

*

Das ist das Programm im Theater Bolschoi am Swerdlowplatz: Ballett «Romeo und Julia». Musik von Prokofiew. Die Ulanowa tanzt die Julia. Die Ulanowa, die berühmteste Tänzerin ganz Russlands.

Doch bevor sich der Vorhang hebt, greifen die Scheinwerfer des Bolschoi-Theaters in die mit Rot und Gold ausgeschlagene Loge. Da steht der alte Mann aus Rhöndorf zwischen Chruschtschow und Bulganin. Das Publikum applaudiert zu den drei Männern hinauf. Und da ertönt wieder die deutsche Nationalhymne, gefolgt von der russischen. Wieder die Scheinwerfer, wieder der Beifall. Und Händeschütteln.

Was ist los? denken diejenigen, die mit dem alten Mann aus Rhöndorf in diese Stadt gekommen sind. Man zeigt uns das Beste an künstlerischer Glanzleistung, was Russland zu bieten hat: das Ballett. Man zeigt uns die Ulanowa, weltberühmt wie die Pawlowa zur Zeit unserer Eltern. Da unten singt der Schdanow die dramatisch bewegte Musik Prokofiews. Und wozu das alles? – Ist das ein neuer Kurs, nachdem der «Stählerne» im Mausoleum liegt? – Will man uns zeigen, dass auch Sowjetrusland «Kultura» hat?

Dieser 2'200 Menschen fassende Raum aus der zaristischen Zeit? Gut! Aber wir sind ja nicht gekommen, um uns hier in Goldlogen anscheinwerfen zu lassen. Die wir herausholen sollen, sitzen mit schwarzerfrorenen Füßen, mit ausgerenkten Gliedern in Erdlöchern, in Folterzellen, in Schächten. Dieses Sitzen hier kann uns nur dann verziehen werden, wenn wir unsere Landsleute befreien. Und wie ist die Lage trotz des Beifalls vorhin und des Händeschüttelns?

Die Lage ist denkbar schlecht, das muss sich auch der alte Mann sagen, jetzt, wo der Scheinwerferstrahl von ihm abgeglitten und auf die Bühne des Bolschoi gerichtet ist. Da wird der grosse Familienzweist zwischen den Capulets und den Montagues noch einmal gestaltet, mit allen spannungsträchtigen Akzenten, mit dem strahlenden Finale, das sich aus der Trauer hebt.

Nach dem, was in den zwei Verhandlungstagen offenbar wurde, kann es bei uns nicht einmal ein befriedigendes, geschweige denn ein strahlendes Finale geben, denkt der alte Mann in der Ehrenloge des Bolschoi.

Vorhang zu. Vorstellung der Hauptdarstellerin. Ein paar Worte des alten Mannes. Lächeln der Primaballerina, Lächeln der Staatsmänner, Lächeln des Publikums.

Aber das alles ist kein Schritt auf Borin und Lewerenz zu. Kein einziger Schritt.

Und der alte Mann weiss es.

*

Sonntag Morgen. An der kleinen Llubjankastrasse duckt sich die polnische Sankt-Ludwigs-Kirche. In ihr kniet der alte Mann aus Rhöndorf.

Er bittet um Kraft, jetzt weiter durchstehen zu können. Er bittet darum, dass seine Hände, die leeren, alten Hände, gefüllt werden mögen.

Nach der Messe geht der Mann aufrecht aus der Kirche. Verändert.
Aufgeladen.

Es muss einfach weitergehen!

*

«Es kann nicht mehr weitergehen! – Es kann nicht mehr weitergehen!»

Der Junge aus der Ostzone krächzt es aus bereits heiser geschriener Kehle heraus und wirft sich mit dem Kopf gegen die Bretterwand. Blut sickert ihm schwer ins Gesicht und setzt sich in den Falten ab, die dieses Menschenkind früh alt erscheinen lassen.

«Pack ihn noch einmal!»

«Der hat den Koller. Das ist schon alles von Blut glitschig. Die Pulsadern. Ich kann den Jungen nicht kriegen!»

Die Kameraden jagen den Jungen, der Hand an sich selber legte und mit einem ausgezählten, scharfkantigen Blechstreifen seine Pulsadern aufriss. Das Blut verschmiert den Boden. Aber noch steckt in dem schwächtigen Körper Kraft genug, um sich zwei-, dreimal loszureissen.

«Der verblutet uns!» schreit einer entsetzt.

«Was ist los?» ruft der blinde Lewerenz in das Getümmel der Leiber hinein.

«Ich hasse euch alle!» schreit der Junge von der Wand her. «Ich will weg von euch! Ich will hier raus. Durch die Wand will ich raus! Lasst mich in Ruh, damit ich hier rauskomme. Ihr Hunde ihr. Ihr seid alle Russen geworden! Kommt ran! Ich fress euch auf!»

Mit gefletschten Zähnen, blutüberströmt, steht der Junge vor den fassungslosen Männern.

Da ist Borin mit einem Sprung heran.

«Komm doch!» brüllt der Junge. «Dich fress ich auch!»

Und damit springt der Junge auf Borin zu und will die Zähne in dessen Hals schlagen und vergraben.

Doch Borin reisst seine Rechte hoch und wuchtet die Handkante hart gegen die Halsschlagader des Jungen. Auch nach der Hand schnappt der Junge, der von Sinnen ist. Noch einmal schlägt Borin zu, quer über den bissbereiten Mund.

Und noch einmal die Faust an den blutenden Kopf.

Da sinkt der Junge aus der Ostzone an der Wand zusammen. Aus den zusammengepressten Zähnen kommt ein hohes, schrilles Stöhnen.

«Los, Bandagen!» ruft Borin. «Den Strick da, und sofort den Arzt!»

Mit einer Hand versucht Borin, die zerschnittenen Pulsstellen zu bandagieren. Erst, als noch einer hilft, wird der einarmige Borin damit fertig.

Du bist also doch für deinen Beruf völlig versaut! denkt Borin.

Nicht mal das kannst du mehr! Nicht einmal einem Jungen, der sein Blut aus dem Körper strömen lassen will, die Arme abbinden.

«Warum hast du das überhaupt gemacht, Borin?» fragt der helfende Mann in der Wattejacke.

«Was?»

«Warum hast du dem Jungen überhaupt noch geholfen?»

«Das fragst du?»

«Ja, das frage ich. Vorgestern hätte ich es noch nicht gefragt. Aber seit gestern muss ich es fragen!»

«Bist du denn auch schon wahnsinnig?»

Borin richtet seinen Oberkörper hoch und schaut in die Gesichter, in die ausdruckslosen Gesichter der Plennijs.

«Seid ihr denn alle verrückt geworden?»

Noch stehen die Männer stumm. Dann aber sagt einer: «Vielleicht bist du wahnsinnig, Borin, dass du dem Jungen noch hilfst. Du weißt ja selbst, wie viele Jahre er in Workuta bleiben muss. Bis zu seinem Tod eigentlich, denn die 25 Jahre überlebt der nicht, so wie du und wir sie nicht überleben!»

Und ein anderer ruft:

«Und wenn er sich die 25 Jahre Hölle erspart? – Hast du gestern nicht gehört, Borin, was wir sind? Du hast mit dem Ohr am Lautsprecher gelegen. Menschen ohne Gesicht sind wir! Und du weißt, was die Russen damit meinen, wenn sie sagen, man hat kein Gesicht mehr. Dann ist man ekliger als der stinkendste Haufen Kot.»

Ein Dritter:

«Den Strick, den du da um den Arm des Jungen festzurrt, den lass uns lieber für unseren Hals. Da kann sich einer nach dem anderen dran aufhängen. Wir kommen nicht mehr heraus aus Workuta. Wer hier tot ist, hat es besser!»

Borin will sprechen, Einwände machen. Doch er hört nach dem einen Wort schon auf. Reden hilft nicht mehr. Nur Zupacken.

Sorgfältig tupft Borin mit der zitternden rechten Hand das Blut vom Gesicht des Jungen.

*

Kaviarbrötchen, Fasanenbrüstchen, Wodka.

Der Kreml ist nicht kleinlich, wenn es ums Essen geht. Der gepflegte Ministerpräsident Russlands mit der lässigen Eleganz, Bulganin, hat den alten Mann aus Rhöndorf zu einem Bankett geladen. Schwarzglänzende SIS-Limousinen holen die Deutschen vom Hotel Sowjetskaja ab und gleiten – fahren wäre ein zu rauhes Wort – zum Kreml, zur Residenz Bulganins.

Man isst und albert dabei ein wenig. Die anwesenden Journalisten notieren jedes gesprochene Wort, auch, wenn dessen Belanglosigkeit offenbar ist. Unter allem, was geschieht, wittert man einen doppelten Boden.

Und bisweilen wird aus dem Hinplätschern der Sätze wirklich ein Ka-

tarakt. Und wenn sich die Köpfe der Russen dem alten Mann aus Rhöndorf zuwenden zu einem Trinkspruch, so nimmt man jedes Wort des Toasts unter die Lupe.

«Ich trinke auf die Aufnahme diplomatischer und freundschaftlicher Beziehungen. Auch auf den Wegbereiter dieser Politik, den Bundeskanzler, den Führer der deutschen Delegation, und auf die sowjetischen Führer.»

Was bedeutet das, was Bulganin gerade gesagt hat? denkt der alte Mann. Ich muss da einhaken. Die Starrköpfigkeit scheint nicht mehr da zu sein.

Und frei heraus sagt der alte Mann:

«Ich muss sagen, dass wir hier in den letzten Tagen sehr freimütige und offenherzige und manchmal auch etwas heftige Aussprachen gehabt haben. Vor allem mein rechter Nachbar hat nie ein Blatt vor den Mund genommen!»

Chruschtschow lächelt geschmeichelt.

Der alte Mann aus Rhöndorf sagt weiter:

«Ich glaube, dass das auch nicht seine Art ist!»

Da sagt Chruschtschow:

«Ich habe nie einen Stein in der Tasche getragen und führe nichts im Schilde.»

«Das habe ich auch nicht gesagt», sagt der alte Mann. «Ich danke Ihnen allen für die grossartige Aufnahme unserer Delegation. Vor Ihrer aller Augen haben wir gerade hier ausserordentlich wichtige Gespräche geführt. Ich hebe mein Glas auf gute freundschaftliche und nicht nur diplomatische Beziehungen, denn die Diplomaten sind nicht immer die besten Freunde.»

Der alte Mann hebt sein Glas mit dem grusinischen Rotwein und leert es in einem Zuge. Diese Geste schmilzt das Eis von Bulganin und Chruschtschow hinweg. Beide stehen auf. Bulganin nimmt die Hand des alten Mannes, und Chruschtschow legt den Arm um die Schultern des Deutschen.

Und der alte Mann spricht mit Zähigkeit weiter, diesmal aber nur zu seinem linken Nachbarn Bulganin. Er fragt, erklärt, verhandelt.

Aber Bulganin schweigt.

Der Alte gibt nicht nach. Wieder sagt er:

«Die deutschen Gefangenen müssen nach Hause!»

Und plötzlich sagt Bulganin, niemand weiss warum:

«Gut! Ich bin bereit. Wenn die Bundesrepublik diplomatische Beziehungen zur Sowjetunion aufnimmt, können die ersten Deutschen aus den Lagern schon eine Woche nach der Bekanntgabe nach Hause fahren!»

«Ist das Ihr Ernst?»

«Ich gebe mein Ehrenwort!»

Chruschtschow, der Glatzköpfige, hat sich zu den beiden gebeugt. Bulganin fragt hin:

«Was meinst du dazu, Nikita?»

«Einverstanden! Auch ich verpfände mein Ehrenwort.»

Mein Gott, wie habe ich das verdient? denkt der alte Mann aus Rhöndorf. Ich komme nicht mit leeren Worten nach Hause. Ich komme mit zehntausend Deutschen. Mit zehntausend Menschen aus unserem Volke.

Das war Montag, der 18. September 1955. Für 9652 deutsche Menschen, von denen man einige über 12 Jahren in Russland zurückbehält, wird in diesem Augenblick das Wort gesprochen: Du bist frei!

Wäre dies noch zur Zeit Josef Stalins möglich gewesen? – Man weiss es nicht. Nicht weit von dem Raum, in dem für die Gefangenen die Stunde der Freiheit schlug, liegt der «Stählerne» in einem gläsernen Kubus, den goldgefasste Symbole der sowjetischen Revolution verzieren. Das breite Gesicht ist starr.

Stalin, der «Stählerne», kann nicht mehr über das Schicksal deutscher oder russischer Menschen bestimmen. Ein gewaltiger Mythos wird fahl; an einem Koloss, der aus Stahl gehämmert schien, zerbröckelt langsam der Gips.

In Köln-Wahn steigt der siegreiche alte Mann aus der Super-Constellation. Menschentrauben umlagern den Flugplatz. Unter den Jubelnden ist eine alte Frau. Als der alte Mann das Rollfeld betritt, hält es die Frau nicht mehr. Sie durchbricht die Absperrungskette, drängt sich durch die Menschen, die den alten Mann umlagern und ergreift seine Hand. Sie küsst diese Hand und stammelt: «Ich danke Ihnen, Herr Bundeskanzler, ich danke Ihnen!»

Der alte Mann streicht der Frau behutsam über das Haar. Es ist Frau Schuhmacher. Sie hat ein kleines Kolonialwarengeschäft in Köln. Diese Mutter wartet seit zwölf Jahren darauf, dass ihr Sohn Theo heimkehrt. Jetzt ist der alte Mann aus Moskau wiedergekommen. Er trägt das Ehrenwort der sowjetischen Machthaber bei sich. Die noch leben, werden heimkommen. Und Theo hat noch vor wenigen Wochen geschrieben. Darum wird er bei den Heimkehrern sein. Er muss dabei sein!

*

In Workuta jagt die Erregung das Blut so schnell durch die verbrauchten Herzen der Männer und Frauen, dass sie es kaum mehr ertragen können. Der Junge aus der Ostzone, wachsbleich im Gesicht und vom Blutverlust geschwächt, hebt manchmal verzückt seine weiss bandagierten Hände einem der Kameraden entgegen.

«Nach Hause», sagt er dann nur. «Nach Hause.»

Borin sitzt neben Lewerenz und sagt in das erloschene Gesicht hinein:

«Alles wird gut, Bruno, alles wird gut.»

Und Lewerenz in seiner Blindheit nickt:

«Das ist wahr, Bastian, aber warum kann es nicht so schön werden wie früher?»

«Es wird bestimmt wieder so schön wie früher. Es wird alles anders sein für uns. Grösser vielleicht oder bunter.»

Lewerenz dreht sein Gesicht weg.

Ich hätte das nicht sagen dürfen, denkt Borin. Man überlegt nicht. Man sagt in diesem Freudentaumel Dinge dahin, die man nicht verantworten kann. Für Lewerenz wird es nichts Bunters mehr geben auf dieser Erde. Und wie es für ihn nichts Bunters mehr gibt, so wird es für uns vielleicht auch einige Abgründe geben, von denen wir nichts wissen.

Schwer steht Borin vom Bettrand seines blinden Kameraden auf und geht zu dem Jungen. Als Borin heran ist, schlägt der Junge die grossen, tiefen Augen auf.

«Danke schön!» sagen die blutleeren Lippen.

«Schon gut», sagt Borin. «Kann ich mal deinen Spiegelscherben haben?»

«Na klar, du weisst ja, wo er ist.»

Borin nimmt das Stück Spiegelglas in die Hand und sieht sich darin. Zum erstenmal seit Jahren bewusst. Und er erschrickt bis ins Mark.

Das ist das Gesicht eines Greises. Die Augen liegen tief in den Höhlen und sind von einem kranken Glanz. Das Haar ist schütter geworden. Von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln laufen zwei tiefe Falten, wie von einem Schnitzmesser gezogen. Die Haut hat einen grauen Schleier.

Das bin ich, sagt sich Borin. Bin ich das wirklich? fragt er sich. Wird Elisabeth mich überhaupt wiedererkennen, wenn ich vor ihr stehe? – Aber vielleicht kommt das alles wieder hin! will sich Borin Mut machen. Ein paar Wochen Sonne, und die Haut ist wieder braun. Ein paar Monate Ausruhen, und es kommt wieder Fleisch an die Knochen. Ein paar gute Bücher, und ich vergesse, dass es in Russland ein Workuta gibt.

Ein Plennij streift an Borin vorbei, so dass sich die Hand, die den Spiegel hält, etwas senkt. Und nun durchfährt es Borin wie ein Blitzstrahl. Im weggedrehten Spiegel ist nichts anderes zu sehen als der Armstumpf am linken Schulterblatt.

Grässlich, denkt Borin, wie ich mir hier selbst Theater vorspiele. Da in dem Spiegel ist die Wirklichkeit! Da, wo vorher etwas war, ist nichts mehr, so heisst die einfache Formel dieser Jahre. Kahlschlag überall. Da stehst du nun und machst dir vor, dass es um ein paar Pfund Fleisch geht, die du wieder ansetzen wirst. Da stehst du nun, du Einarmiger, und bist zu feige gewesen, Elisabeth auch nur ein einziges Wort von dem verlorenen Arm zu schreiben. Es dauert noch Jahre, hast du dir gedacht. Aber nun dauert es nicht mehr Jahre, weil deine Landsleute nach Moskau gegangen sind. Jetzt dauert es nur noch Tage vielleicht. Oder höchstens Wochen. Und jetzt hast du Angst, weil alles so schnell geht. Jetzt könnte dir sogar die Verstiegenheit einfallen, noch einige Zeit auf dieser schrei-

enden Erde zu bleiben. Nur so viel Zeit, als ein ehrlicher Brief braucht, um von Workuta nach Castrop-Rauxel zu gehen. Doch diese Zeit ist verthan. Aber wenn Elisabeth dann vor dir steht, wirst du ja noch sprechen können. Was willst du dann sagen, Sebastian Borin?

Und der Plennij Borin starrt weiter in den Spiegel, der seinen Armstumpf zeigt, und spricht ganz leise vor sich hin:

«Erschrick nicht, Elisabeth. Ich bin wirklich Sebastian. Lass mich hier nicht so stehen. Das mit dem Arm...» Borin lächelt voll Schmerz, «das mit dem Arm ist schlimm. Ich will das vor mir und dir nicht beschönigen. Du wirst es schwer haben mit mir im Anfang, ich werde umhertappen wie ein Blinder vielleicht, aber wir wollen beide froh sein, dass ich nicht wirklich blind bin, wie Lewerenz es ist, dass ich noch sehen kann und lernen. Und lernen will ich und muss ich. Denn mit diesem einen Arm kann ich nicht mehr in meinen Beruf zurück. Du hast eben nun einen Krüppel bei dir. Geh nicht weg, Elisabeth! Sag, ob du mich noch lieb hast! Sag nichts, um mich zu schonen, sag nur das, was du wirklich denkst!»

Durch den Körper Borins geht ein Zittern. Zentimeter um Zentimeter bringt er die Spiegelscherbe näher vor seine Augen, bis er nur noch diese sieht. Bis er nur noch ganz fest in seine eigenen Augen schaut. Dann sagt er weiter:

«Verzeih, ich rede dummes Zeug, Elisabeth. Ich tue das, weil ich hilflos bin. Ich möchte ja gar nicht, dass du mir die Wahrheit sagst, wenn du mich nicht mehr lieb hast. Ich möchte dann, dass du lächelnd lügst. Dass du sagst: ‚Es macht mir gar nichts, Bastian, dass du so wiederkommst, und du hast dich kaum verändert. Und wir werden es bestimmt schon schaffen,‘ Ja, das möchte ich. So sollst du sprechen.»

Immer noch hat Sebastian Borin die Spiegelscherbe vor seinen Augen. Er sieht, wie vom linken unteren Augenrand ein dünner Tränenstreifen über das Gesicht zieht. Da holt Borin mit einer eckigen Bewegung aus und schleudert den Glasscherben gegen die Wand. Die Splitter tanzen durch den Raum und funkeln ein wenig auf, bevor sie auf dem Boden liegen.

«Verfluchtes Geflenne!» brüllt Borin. «Komm ich denn als Wahnsinniger zurück? Ich bin doch ich! Sebastian Borin! Die Jahre hier können meine Identität doch nicht ausgelöscht haben. Ich habe doch ein Anrecht auf meine Frau und mein Kind. Ich habe doch ein Anrecht darauf, nach Hause zu kommen.»

Borin kauert sich auf das Fussende der Pritsche des Blinden. Leise spricht Borin weiter:

«Die Grübeleien sind das Furchtbarste. Was heisst hier Anrecht? Ich zergrübele hier mein Hirn und weiss bald nicht mehr, ob ich Männchen oder Weibchen bin. Sind diese Jahre denn so dunkel gewesen, dass wir sie nie mehr aus unseren Seelen herausbekommen werden?!»

Lewerenz auf der Pritsche richtet sich auf und tastet sich mit seiner Hand an den Kopf Borins heran. Lewerenz sagt:

«Quäl dich nicht so, alte Seele!» – und dann fällt der Blinde wieder zurück.

Seele, denkt Borin. Daran habe ich wirklich nicht gedacht, Lewerenz. Ich bin ja gar nicht so arm. Ich bringe ja Elisabeth und der kleinen Barbara eine neue, heile Welt mit. Ich habe doch im Schacht von Workuta etwas gefunden, wovon ich den beiden mitteilen muss, abgeben. Mir steht es doch gar nicht zu, solche Zweifel zu haben. Ich habe Alja damals versprochen, mich durch diese Jahre zu schlagen, um der Heimkehr willen. Dass ich mich selber heimbringe und die anderen, die es nötig haben. Das ist wichtig.

Dabei schaut Borin zu dem Jungen hin, den jetzt jemand aus einer Konservendose füttert.

Den muss ich zum Beispiel nach Hause bringen. Den, den Lewerenz und den Sebastian Borin.

«Auf die Heimkehr!» protestiert ein Plennij mit einer kleinen Schale Wodka dem sinnenden Borin zu.

«Auf die glückliche Heimkehr!» sagt Borin und steht umständlich auf.

Kleines Übergangsbuch der Liebe

«Kleines Übergangsbuch». Das hat Elisabeth Borin auf die erste Seite des grauleinenen Buches geschrieben. Eigentlich müsste ja «Kleines Übergangsbuch der Liebe» am Beginn dieses Buches stehen, das Frau Borin schreibt. Und ein wenig ist es auch ein Büchlein der Angst, die seltsame Angst vor dem Wiedersehen, die in Elisabeth Borin genauso steckt wie in dem Mann von Workuta.

Seit der Moskaureise des alten Mannes aus Rhöndorf bereitet sich Deutschland auf die letzten Heimkehrer vor. Denn die Russen halten ihr Wort. Schon neun Tage nach der Abreise der deutschen Delegation wird der erste Transportzug zum Westen hin zusammengestellt.

Jede Stadt hat ein paar Heimkehrer zu erwarten. Auch Castrop-Rauxel. Mit Sebastian Borin sollen es fünf Kriegsgefangene sein. Elisabeth Borin geht zu einer Mutter hin, die ihren Sohn zurückerwartet. Die alte Frau ist ebenso verwirrt wie die junge, die da um Rat fragt, was man zum Empfang der Männer alles tun könnte.

«Wir werden das Schild ‚Herzlich willkommen‘ aus dem Keller holen, wenn Günther wiederkommt. Wir haben es damals schon aufgehängt, als er aus der Kinderlandverschickung wiederkam. Aber das war vor dem Kriege und damals war er erst dreizehn. Zwei von seinen alten Anzügen habe ich auch noch. In jede Tasche habe ich ein Päckchen Mottenpulver gesteckt, da müssen die Anzüge doch noch in Ordnung sein. Was meinen Sie, junge Frau?»

«Doch, doch», nickt Elisabeth Borin eifrig.

«Natürlich wird er da herausgewachsen sein, dieser Bengel.»

Die alte Frau setzt sich auf den Rand des Sofas und fährt sich mit ei-

nem grossen, blaukarierten Taschentuch durch das Gesicht. Sie weint in dieses Taschentuch hinein.

«Dieser Bengel! Als er zur SS wollte, haben Vater und ich dem Günther das ja ausreden wollen. Aber Sie wissen, wie es damals war. Da hingen überall die Plakate, und er brachte so dicke Werbebücher mit und erzählte uns, was man da alles werden könnte. Von Sturmführer oder so was hat er immer erzählt. Na ja, stramm aussehen taten die Kerls auf den Bildern. Nur hatten sie alle so'n komischen Blick. Und die Totenköpfe gefielen mir nicht. Aber weil der Junge doch nun so bettelte, hat Vater ihm schliesslich die Unterschrift gegeben, die Günther für den Aufnahmewisch brauchte. Das andere hat Vater dann nicht mehr erlebt. Die meisten Bomben fielen in Ickern. Vater musste nachts zur Flak, und in der Klopstockstrasse haben sie ihn gefunden. Von einem armlangen Bombensplitter zerfetzt. Als Günther dann in Urlaub kam, war er viel stiller geworden, bloss so viele Abzeichen hat er auf der Brust gehabt. Klaus, was unser jüngerer Sohn ist, hat da immerzu draufgezeigt und gesagt: ‚Mutter, das ist der Gefrierfleischorden, und das ist die silberne Nahkampfspange. Die kriegt man dann, wenn man soundso oft das Weisse im Auge des Feindes sieht.‘ Und solche komischen Sachen noch mehr, von denen unsereins nichts versteht. Ich habe nur verstanden, dass es dem Jungen nicht gut ging, dass er einen unsteten Blick bekam und nachts im Traum schrie und ganz weit weg mit seinen Gedanken war, wenn man ihn ansprach.»

Die alte Frau steht auf und greift in eine Büchse über dem Herd, auf der in verschnörkelten blauen Buchstaben «Zwiebeln» steht. Sie nimmt dort eine schmale Zigarettenschachtel heraus und hält sie Elisabeth hin.

«Danke, nein», sagt Elisabeth Borin.

«Vor lauter Aufregung bin ich damals ganz ans Rauchen gekommen. Schliesslich kriegten wir ja auch 'ne Raucherkarte, und die Nerven wollten zum Kriegsende nicht mehr so recht.»

Die Frau nestelt aus ihrer Schürzentasche Streichhölzer, zündet die Zigarette an und zieht den Rauch in starken Zügen durch die Lunge. Noch beim Weitersprechen quillt dünnfädiger, blassblauer Rauch aus Mund und Nase.

«So war das damals, junge Frau. Dann kamen die Nachrichten, dass sie alle Kriegsverbrecher gewesen sein sollten, die sich zur SS gemeldet hatten, und dass man die jungen Burschen mit dem Blutgruppenzeichen – unser Günther hatte eine 0 unter dem linken Oberarm tätowiert – erschlug wie tolle Hunde und folterte. Was ich damals ausgestanden habe, junge Frau, kann ich Ihnen gar nicht erzählen. Aber das wissen Sie ja selbst, wenn Sie sagen, dass Ihr Mann jetzt auch wiederkommen soll. Ich weiss nicht, was ich mit dem Günther mache. Wenn ich das Schild aufgehängt habe und er durch die Tür darunter hereinkommt und zu mir ‚Mutter‘ sagt, dann werde ich die Tür wohl abschliessen und den Jungen

nicht mehr auf die Strasse lassen, damit er nicht wieder solche Dummheiten macht wie damals. Sein Lieblingsgericht werde ich ihm kochen. Jeden Tag dicke Bohnen mit durchwachsenem Speck, damit er mir bloss nicht wieder wegläuft. Verstehen Sie das?»

«Ich verstehe das sehr gut», sagt Elisabeth Borin. «Sie haben mir vieles leichter gemacht.»

Noch ganz benommen von der Begegnung mit der wartenden alten Frau, geht Elisabeth Borin zur Strassenbahnhaltestelle an der Heineweiche. Ihr ist klargeworden, dass es ein einheitliches Empfangsschema für die zehntausend Männer und Söhne nicht geben kann. Dass jede Mutter, jede Frau ihren Jungen so in die Arme nehmen muss, wie sie es einstmals getan hat. Aber wie habe ich Bastian damals in die Arme genommen? Wir waren in unserer Ehe noch nicht einmal so weit, dass ich wissen konnte, ob er Gulasch mit Spaghetti oder Mettwurst mit Grünkohl lieber ass. Was weiss ich denn von meinem Bastian? – «Junge Frau», hat die Mutter da vorhin zu mir gesagt mit einiger Schmeichelei. Dabei kenne ich die Krähenfüsse um meine Augen sehr gut und die Krampfadern am Bein lässt sich bei den Nylons auch nicht mehr verheimlichen. Wer weiss, ob Bastian nicht auf der Stelle kehrtmacht, wenn er eine alternde Elisabeth dastehen sieht und eine kleine Barbara, die er nur aus meinem Briefen kennt.»

«Wie weit?» fragt der Schaffner.

«Habinghorster Strasse», sagt Elisabeth Borin.

«25», sagt der Schaffner.

«Und Sie?»

«Henrichenburger Strasse.»

«Mit Übergang?»

«Ja.»

Übergang, denkt Elisabeth Borin, es kommt wohl auf den Übergang an. Das Mütterchen von vorhin hat es nicht so schwer, sie hat Mottenpulver in Günthers Anzüge gesteckt und sein Lieblingsessen gekocht.

Aber wie verschaffe ich Sebastian diesen Übergang? denkt Elisabeth Borin. Wie kann ich ihm begreiflich machen, dass er hier zu Hause ist? Wie kann ich ihn spüren lassen, dass ich in diesem Zimmer an jedem Tag seinen Namen gedacht, geflüstert und gerufen habe? Wie? Wie? Wie?

Vielleicht schäme ich mich, ihm das alles im ersten Augenblick zu sagen, vielleicht erschrickt Sebastian, wenn er in dieses Zimmer tritt und all das Neue sieht, das wir beide früher nicht kannten: Toaströster und Zehnplattenspieler, meine neue Frisur und die abstrakt gemusterte Tapete, meine Selbständigkeit und die Nylonstrümpfe, meine neuen Bücher und das neue Geld, das ich jeden Monat erarbeitet habe und von dem einiges auf der hohen Kante liegt, die indirekte Beleuchtung und das Nierentischchen.

Man müsste Sebastian alles aufschreiben, damit er es leichter hat, sich

hier zurechtzufinden. So ein Vokabelheft der Jetztzeit müsste man für ihn schaffen, das wäre das Richtige.

Und Elisabeth Borin nimmt das schmale Buch aus dem Schreibschrank. Es sollte einmal ein Tagebuch werden, aber Elisabeth Borin kam nie dazu, es überhaupt anzufangen. Das Werk und ihr Kind verlangten ein Höchstmass an Anspannung von ihr, zwangen sie in einen solchen beständigen Rhythmus der Arbeit hinein, dass es kaum Impressionen gab, die sich lohnten, festgehalten zu werden.

Doch jetzt war die Zeit für das Buch gekommen. Es wird eine grössere, schönere Aufgabe haben.

*

«Für dich, Sebastian! Ein Übergangsbüchlein ganz allein für dich. Und an den Anfang will ich schreiben: ich hab' dich genauso herzlich und irrsinnig lieb wie damals, als wir uns ein Kind wünschten, das Barbara heissen sollte. Und weil ich dich so lieb habe, schreibe ich in meiner Verwirrung gewiss alles durcheinander in diesem Buch. Du, Bastian, dieses Büchlein ist ein ganz langer Liebesbrief, mit dem ich meine Angst hinwegscheuchen will und auch die deine, wenn sie dich bedrängt. Ganz weit weg wollen wir diese Angst jagen. So, und jetzt fange ich an, dich ein wenig zu schulmeistern, lieber, lieber Bastian. Das, was ich auf dem Kopf habe, diesen Wuschelkopf, das ist eine Meckifrisur. Ich bin ein richtiger Mitläufer der Mode geworden. Viel lieber hätte ich ja mein langes Haar wieder, durch das deine Hände so oft gefahren sind. Aber die Zeit ist so kurz (hoffentlich ganz kurz!), bis ich dich wiederhabe, dass es nicht mehr nachwachsen wird. Darum sei der Meckifrisur und deiner Elisabeth nicht gram!

Seidenstrümpfe trägt man nicht mehr. Das, was ich an den Beinen habe, sind Nylons. Eine hauchdünne Kunstfaser.

Da fällt mir ein (du siehst, wie durcheinander ich bin!): ich hätte mir zu deiner Begrüssung auch ein Dirndlkleid kaufen können. Doch damit hätte ich dir ja etwas vorgespielt.

Und die Möbel. Erschrick nicht vor den modernen Sesseln mit den schwarz-gelben Bezügen. Sie sind wirklich bequem, und du musst zugeben, dass die Farbe zum Zimmer passt. Und wenn ich Zimmer sage, denke ich an Tapeten. Denke nicht, ich habe den Verstand verloren, weil ich den Erker mit der starkfarbigen abstrakt gemusterten Tapete beklebt habe (selbst gemacht übrigens!) und das übrige Zimmer mit der dezenten perlgrauen. Auch das ist jetzt modern.

Und zwischendurch: unsere Liebe, Bastian, braucht keine neue Tapete, nein? Sie ist noch genauso hell und frisch wie damals!

Das Bücherbord steht voll mit einigen neuen Sachen, von denen wir an Winterabenden viel zusammen lesen werden. Du wirst eine ganze Reihe von Autoren nicht kennen können. Aber du wirst sie lieb gewinnen wie ich. Da gibt es ein Buch von Ernst Kreuder. Es heisst ‚Herein ohne

Anzuklopfen‘. Eine ausgewogene Landschaft der Traum Wirklichkeit. Und ein kleines Raucherbrevier, frech im Stil und in der Gestaltung (wo du doch so ein unermüdlicher Pfeifenraucher bist, wird es dir sicherlich gefallen). Eine neue Pfeife habe ich dir gekauft mit deinem Lieblingstak. Verbreite bitte damit ganz viel Behaglichkeit in unserer Behausung. Von Manfred Hausmann (jawohl: der Lampioon-Hausmann, er schreibt immer noch) liegt ein Essay-Band auf dem Nachttisch. Daneben ein paar Short- Stories von William Saroyan und ‚Die Schelme von Tortilla Flat‘ von John Steinbeck (die beiden letzteren sind Amerikaner; sie sind mit einer literarischen Nach-Invasion zu uns gekommen). Und ein Buch von Peter Lippert, Einsam und Gemeinsam‘.

Und nun, bevor ich an das zweite Kapitelchen meines Übergangsbuches gehe, eine Zwischenbemerkung, die schon lange notwendig ist:

Erschrick auch nicht davor, dass ich unabhängig geworden sein könnte! Ich bin unendlich abhängig. Von dir nämlich, Bastian. Ich bin immer noch ein hilfloses kleines Mädchen, das Elisabeth heisst. Und das alles trotz der gutbezahlten Stellung und des neugeschaffenen Lebensraumes hier. Ein Mädchen, das sich an dich schmiegen muss, um nicht umzufallen.

Hab mich nur lieb! Ich muss es siebenmal siebzimal rufen. Hab mich nur lieb!

Alles ist gut, Bastian. Alles!»

Frau Borin lässt die Feder vom Papier gleiten und bedeckt die Augen mit ihrer schmalen Hand.

Der Mittelpunkt der Welt

Die Transporte nach der Moskaureise des alten Mannes. Am 6. Oktober 1955 betreten die ersten deutschen Kriegsgefangenen, die nach den Verhandlungen im Kreml frei wurden, westdeutschen Boden.

Die Presse der Welt, für die zehn Jahre vorher Friedland nicht existierte, drängt sich im Lager und am Grenzbahnhof dicht zusammen. Fernsehkameras stehen auf den Dächern von Aufnahmewagen. Wochenschaugesellschaften aus den USA, Frankreich, Italien und der Bundesrepublik Deutschland haben ihre Geräte vor dem Ausgang des Bahnhofs aufgebaut. Auf den Bahnsteig darf kein Reporter; denn der Zonengrenzbahnhof ist exterritorial. Bis hierher fahren russische und polnische Züge, bis hierher kommen sowjetische Wachmannschaften. Vor dem Bahnhof stauen sich rund 7'000 Menschen. Hände strecken sich über die Barrieren. Die Heimkehrer werden mit Blumen überschüttet.

In Friedland wartet man stundenlang. Die Fahrt der geschmückten Busse von Herleshausen nach Friedland geht wie unter einem Triumphbogen vor sich. Ein Triumphbogen, der 60 km lang ist. Ein Triumphbogen, der aus Menschenmauern besteht. Die Bevölkerung der Dörfer,

durch die der Weg nach Friedland führt, stürmt die Busse. Pfarrer unterbrechen die Gottesdienste und lassen die Gemeinde teilhaben an der Heimkehr deutscher Brüder. Kleine Ladenbesitzer plündern ihre eigenen Geschäfte und werfen Schokolade und Keks, Zigaretten und Zigarren, Obst und Kuchen in die Busse. Weinflaschen werden zu den Fenstern hinauf gereicht. Schulkinder singen deutsche Volkslieder. Überall Lachen und Weinen der Freude zu gleicher Zeit. Die Heimkehrer sagen nichts mehr. Sie starren nur auf das Bild, das aus dem Omnibusfenster sich ihnen bietet.

*

Sonntag Nachmittag in Friedland. Lagerpfarrer Dr. Krähe sieht die Busse heranrollen, wie eine Menschen woge gegen die Fahrzeuge anbrandet und die Heimkehrer vor Freude fast herauszerrt.

Der Lagerpfarrer traut seinen Augen nicht. Das kann doch nicht möglich sein! In dieser Kleidung hat uns die Sowjetunion unsere Kriegsgefangenen zurückgeschickt?

Der Lagerpfarrer hält die Hand des ersten der Heimkehrer aus diesem Transport. Er schüttelt die Hand lange, bevor sie ihm von anderen Menschen entrissen wird. Diese Kleidung! denkt der Lagerpfarrer. Diese entwürdigende, furchtbare Kleidung! Die Männer dieses Transports tragen die gleichen Wattejacken und Wathosen wie die vor fünf Jahren. Die Transporte, die in den letzten Jahren in Friedland eintrafen, waren besser gekleidet: mit Anzügen, sauberen Hemden, ordentlichem Schuhwerk. Und nun wieder diese Schabigheit, die Menschen in dem gleichen Zeug zu schicken, das sie bei ihrer Arbeit in Sibirien tragen mussten.

Nein! denkt der Lagerpfarrer. So dürfen diese Menschen nicht nach Hause gehen. Nicht wie Kreaturen, die soeben aus der Unterwelt erschienen sind.

Die Heimkehrer wollen kundtun, dass sie sich endgültig von dem Joch der Gefangenschaft lossagen. Einige reißen ihre Wattejacken herunter und stampfen ihre Pelzmützen in den Boden Friedlands.

Die Begrüßung. Minister sprechen. Sie bringen den Heimkehrern den Willkomm des Volkes entgegen, das sie vertreten. Sie sagen auch den Willkommensgruss des alten Mannes aus Rhöndorf. Immer, wenn der Name dieses Mannes aufklingt, sind die Heimkehrer nicht mehr zu halten. Es dauert Minuten, bis die Sprecher nach dem Jubel wieder in der Lage sind, ihre Rede fortzusetzen.

Der Lagerpfarrer, der neben dem Minister steht, lauscht nicht sehr anächtig auf dessen Rede. Ihn lassen die Wattejacken und Uniformfetzen der Heimkehrer nicht los. Das geht nicht, denkt er. Wir dürfen das nicht zulassen, dass diese Menschen so nach Hause gehen. Gewiss, die Heimkehrer werden Geld bekommen, hier und an ihrem Heimatort. Aber was ist Geld? Sie sollen die Liebe ihres Volkes im wahrsten Sinne des Wortes an ihren Leibern spüren.

Sie sollen sich von dem Augenblick an, wo sie in Friedland sind, nicht mehr wie ausserhalb der Gesellschaft Stehende vorkommen.

Heute werde ich meine ganze Vorratskammer leerplündern, um diesen Transport mit all den nötigen äusseren Dingen zu versehen. Und morgen? Wer hilft morgen weiter?

Eine Welle der Bewegung geht durch die Heimkehrer. Sie beten das Vaterunser. Dann singen sie «Grosser Gott, wir loben Dich». Und unter diesem Laudamus bebt ganz Friedland. Dieser Chor der Gefangenen ist zeitlos. Er könnte aus dem Alten Testament stammen.

Noch einige Ansprachen. Noch ein paar Begrüssungsworte. Die Spätheimkehrer sind unendlich geduldig. Sie haben in Russlands Weiten gelernt, was Warten ist. Aber sie warten gern. Sie hören gern die Begrüssungsworte ihres Volkes und der Organisationen, die aus diesem Volke gewachsen sind. Denn sie haben ja gezittert davor, wie dieses Volk sie aufnehmen würde. Auch als Verfemte? Auch als Menschen ohne Gesicht?

Hier sind sie wieder vollwertiger Mensch unter Menschen. Das Deutschlandlied. Es ist ein Abschiedsgruss und ein neuer Anfang zugleich, vor allem für die Alten. Für jene, für die mit diesem Liede alles Frühere versinkt. Denn von den Spätheimkehrern spürt jeder, dass das alte Lied eine neue Aussagekraft hat, eine stärkere, eine, die weniger eingengt ist.

Bei all der Feierlichkeit verlangt das Leben, verlangt das Blut sein Recht. Schreie zerreißen einige Worte der Reden. Schreie, die da heissen: «Martin!»-----«Wilhelm, Junge, du bist wieder da!»

Und Stossgebete werden über den Platz gerufen, die einfach heissen: «Mutter!»

*

Die Busse bringen die Heimkehrer in ihre Unterkunft. Der Apparat zur Erledigung der notwendigen Formalitäten ist in Friedland bis zur Vollkommenheit eingearbeitet. Aber seltsamerweise verlieren die Registrierung, die ärztliche Untersuchung, die Röntgenaufnahmen, die Befragung des Suchdienstes, die Essenausgabe und die Bekleidung alles Mechanisierte, das einem solchen Vorgang gewöhnlich anhaftet. Denn Oberschwester Charlotte und Schwester Hedwig, Lagerleiter Dr. Fressen und Angestellter Kolditz und all die anderen, die zu Friedland gehören, kamen ja selbst einmal aus Gefangenschaft und Vertriebenheit. Sie alle waren einmal im grossen Unterwegs zu Haus.

Die Spätheimkehrer bestaunen alles. Sie bestaunen die kleine Pfadfinderhelferin und den Funkwagen des Bundesgrenzschutzes, den Fernschreiber und die fragenden Reporter, die geschmückten Autos und den Postbeamten Widmer.

Überhaupt dieser Postbeainte W. Wichner. Das kleine Postamt, in dem

er König ist, wird wichtiger, als jenes Mammutgebäude in Berlin, in dem Widmer noch vor ein paar Jahren Briefe stempelte. Widmer und seine paar Helfer in Friedland laufen sofort nach der Begrüssung der Heimkehrer ins Lager, um den Männern in den Wattejacken die ersten Telegramme vor die Augen zu halten, die aus Hamburg und Zuffenhausen, aus Konstanz und Würzburg, Baiersbronn und Mengede, aus New York und Buenos Aires den befreiten Gefangenen die ersten Nachrichten über ihre Angehörigen geben. Der schmale Postbeamte mit den lustigen Augen verliert in diesen Wochen noch einige Pfund an Gewicht. Er rennt im Lager umher wie ein Wiesel, lässt den einen oder anderen Namen ausrufen, berät hier einen Heimkehrer bei der Abfassung eines Telegramms oder dem Zustandekommen eines Telefonats.

W. Wichner in Friedland ist für den Heimkehrer aus Asbest viel mehr als nur ein Mann in einer blauen Uniform mit einem Posthorn am Kragen. Widmer gehört zum Schicksal von jedem der befreiten Gefangenen, ähnlich wie der alte Mann aus Rhöndorf; denn die paar Worte, die auf den Telegrammen stehen, wiegen unendlich schwer. Wichner weiss, wie das ist, wenn man den Menschen aussergewöhnliche Nachrichten überbringt. Er hatte in seiner Strasse in Berlin oftmals den Brief ausgetragen, auf dessen Umschlag «Frei durch Ablösung Reich» stand und in dem ein Bogen lag, der mit dem Wort «gefallen» ein Menschenleben auslöschte. Und er hat einmal einem jungen Lyriker einen Literaturpreis von 5'000 Mark gebracht und einer Oma im Altersheim eine Erbschaft von 15'000 Pfund Sterling. Er hat Hände zittern sehen, wenn sie den Empfang quittierten, und Augen weinen.

Doch hier in Friedland geschieht noch mehr vor den Augen W. Widmers. Hier wird durch das Telegramm «Erwarte dich mit Sehnsucht – stop – Mutti» eine zerborstene Welt wieder heil gemacht. Diese paar Worte sagen mehr aus als manches langzeilige Grusstelegramm von Organisationen oder Direktionen, das anfängt: «Wir geben der gewaltigen Freude Ausdruck, dass . . . usw.»

Es gibt viele Heimkehrer, die den Postbeamten Wichner umarmen. Eine Heimkehrerin küsst ihn sogar ab, als sie das Telegramm aufgerissen hat, das er ihr gab.

Doch es sind nicht nur Telegramme der Freude, mit denen der Friedländer Postbeamte durch das Lager läuft. Es gibt auch Telegramme, die den Heimkehrer unter der Wucht des Leides zusammenbrechen lassen. Da steht, kalt und grausam:

«Bin seit 1949 mit einem anderen verheiratet – stop – hielt dich für tot – stop – komm nicht nach Haus – stop.»

Oder ein Text in einem Amtsdeutsch, das sich sogar noch bis in ein Telegramm hineinschleichen kann:

«Müssen leider mitteilen, dass beide Elternteile verstorben – stop – schicken dennoch Wagen zur Abholung – stop – Stadtverwaltung Walsberg.»

Wenn W. Wichner solche Telegramme aufnimmt, dann verschwindet die Lustigkeit aus seinen Augen, und er lässt sich über die Dienstvorschrift hinaus den Wortlaut noch ein drittes Mal vorlesen.

Und noch etwas gehört zum Postamt Friedland. Es ist etwas, das die Titelzeile bekommen müsste: «Glanz und Elend der Presse.» Um das Postamt Widmers sind fünf Fernsprechkablen aufgestellt worden. Sie bleiben bei den ersten Transporten kaum unbesetzt. Die Journalisten der Zeitungen und Zeitschriften, der Informationsdienste und Pressestellen sprechen ihre Artikel durch die Drähte. Die Massenmedien Presse, Funk, Fernsehen und Film gewinnen und verlieren in diesen Tagen in Friedland zu gleicher Zeit ihr Ansehen. Es gibt Fotoreporter, die ihre Blitzlichter in die Tränen alter Männer hineingreifen lassen, die sich zu ihren Töchtern hinunterbeugen. Es gibt Kameramänner, die im Anblick eines Wiedersehens nach elf Jahren kaltschnäuzig sagen können:

«So, und wenn Sie jetzt nochmal den Arm um den Hals Ihres Mannes legen, das sieht gut aus.»

Da sind Berichterstatter, die in seltsamer Verirrung sich ausschliesslich an die Rockschösse jener hängen, die dem Mann aus Braunau, der sich vor dem Bunker in Berlin verbrennen liess, früher einmal das Jackett und die Hosen ausgezogen haben. Die gleichen Reporter umlagern einen weisshaarigen früheren General aus Verden an der Aller, der einmal ein Nationalkomitee Freies Deutschland in der Sowjetunion gründen half, das zur Fahnenflucht und Meuterei aufrief. Die wenigen Männer, die als Überlebende von Stalingrad bei diesem Transport sind, bleiben von den Journalisten unbeachtet. Dafür nehmen sie jedes Wort des Weisshaarigen wie ein Evangelium auf. Sie fragen, und der alte General antwortet. An den ersten Sätzen schon, die dieser Mann abgehackt vor sich hinspricht, müsste den Reportern das Düstere dieser Situation klarwerden. Der Mann, der sich im Mittelpunkt des Interesses sieht, glaubt, dass man ihn in diesem Staat wieder braucht. Dieser Glaube treibt Flecken hektischer Röte in sein Gesicht. Der Weisshaarige verlegt den 20. Juli 1944 in die Vorkriegszeit und erzählt, dass er in Verden an der Aller noch einmal sein Pferd besteigen würde, um mit der schwarz-weiss-roten Fahne gen Osten zu reiten. Die Reporter hören dies, aber notieren trotzdem weiter und kabeln den Wortlaut ihrer Stenogramme an die Redaktionen. Sie sehen, dass sie einen Schwerkranken vor sich haben, und lassen den Weisshaarigen doch nicht los. «Hochgradiger Cerebral-Sklerotiker», das muss eine Stunde später der Lagerarzt von Friedland nach eingehender Untersuchung des Mannes in seinen Befund schreiben. Die Journalisten haben keinen General befragt, sondern einen ausgebrannten, leidenden Menschen ohne Erinnerung, ohne Gefühl für die Gegenwart, ohne Blick in die Zukunft.

Das Volk, das Informationen erwartet, wird mit zweifelhaften Sensationen abgespeist. Der Redakteur einer Weltzeitung wendet sich an den

Flugkapitän, der den Mann aus Braunau in seinen Glanzzeiten von Massenkundgebung zu Massenkundgebung geflogen hat, von politischen Triumphen bis zur unaufhaltsamen Vernichtung eines Landes.

Der Mann im Duffle-Coat gibt dem Flugkapitän seine Karte und sagt lässig:

«Schreiben Sie uns Ihre Memoiren, wir zahlen Ihnen jeden Preis!» Wenige Tage später schon verhandelt der Flugkapitän in London. Ein anderer Reporter läuft an den Männern mit den Wattejacken entlang und ruft:

«Ich brauche starke Schicksale!»

Ach, du armer Wicht mit dem verfehlten Beruf! Starke Schicksale brauchst du? Jeder einzelne der Männer aus Russland ist ein starkes Schicksal. Jeder Einzelne, hörst du? Die einstigen Stabsgefreiten genauso wie Generäle. Der Schuster aus Lütgendortmund ebenso wie der frühere Kammerdiener des Bunker-Hochzeitlers.

Aber dieses Hasten nach der Sensation ist noch verständlich. Nur die völlige Verblendung nicht.

Da sind Vertreter der Massenblätter, die sich nicht einmal mit der Mythenbildung um zweifelhafte Grössen zufriedengeben. Da sind Männer mit Kamera und Notizblock, die kein Auge haben für die Opfer, die von jedem Helfer in Friedland gebracht werden, sondern die die seltsame Feststellung machen müssen, dass der Tee, der den Heimkehrern gereicht wurde, «nass, heiss und dünn» gewesen sei, dass die Busse, in denen die Heimkehrer von Herleshäusern nach Friedland gefahren wurden, «geknarrt» hätten, dass die ausgegebene Bekleidung «unzureichend» gewesen sei und die ärztliche Betreuung «mangelhaft».

Und so steht es tatsächlich am anderen Tage schwarz auf weiss in einigen Zeitungen. Die Meldungen sind ein Schlag ins Gesicht der Menschen in den caritativen Verbänden und des Lagerpersonals in Friedland.

Doch die Anwürfe werden schnell korrigiert von den Heimkehrern selbst.

Tausende von Briefen wie der folgende gehen an zuständige Stellen:

«Die Vorwürfe, die gegen Friedland in der Presse erhoben wurden und die mir in erster Linie durch ein Schreiben der Heimkehrerhilfe im Grenzdurchgangslager Friedland zur Kenntnis kamen, bedaure ich als Spätheimkehrer sehr.

Ohne mich in Schwärmereien einzulassen, die nahelägen, wenn ich mich dieser beiden Tage in Friedland wieder erinnere, möchte ich sachlich, und dies allein dient der Sache, wie folgt Stellung nehmen:

Bei dem erwähnten Transport klappte alles wie am Schnürchen. Ich

wüsste wirklich nicht, was ich bei schärfstem Massstab Negatives schreiben könnte.

Angefangen bei der ersten Schwester, die mir in Herleshausen Fleischbrühe darbot, bis zu dem Herrn, der mich zwei Tage später nachts 2 Uhr an die Bahn brachte, war alles auch nach westlichen Begriffen ausgezeichnet organisiert. Ich befand mich praktisch diese ganze Zeit auf einem laufenden Band, ging dahin, wohin mich der Lautsprecher bat, alles verlief in bester Ordnung.

Die Verpflegung war vorzüglich.

Die papiermässige Abwicklung ging ohne Stockung und in einer Atmosphäre grösster Liebenswürdigkeit vor sich. Eine ärztliche Betreuung brauchte ich nicht, die Untersuchungen wurden m.u.E. gewissenhaft und nicht kasernenmässig durchgeführt.

Die Einkleidung brauchte natürlich ihre Zeit. In einem Konfektionsgeschäft werden ja auch 600 Kunden nicht in zwei Stunden bedient. Anzüge, Schuhe und Wäsche waren von guter Qualität.

Nicht selbstverständlich erschien mir aber die ganze Atmosphäre. Beispiel: Ist es selbstverständlich, wenn die Dame bei der Caritas, die die Bekleidungskarten ausschrieb, einem dabei das erste Glas deutschen Weines anbietet? Ist es selbstverständlich, wenn eine Ordensschwester, der man die völlige Übermüdung ansieht, nachts nach 24 Uhr einem unentwegt immer wieder ein neues Paar Schuhe anprobiert, wenn eines nicht passt oder ein anderes nicht gefällt? Ist es selbstverständlich, dass die Damen der Arbeiterwohlfahrt, denen, wenn ich mich recht erinnere, die Änderung der nichtpassenden Bekleidung oblag, einen mit stets gleichbleibender Freundlichkeit bedienten?

Die Liebe und Güte, die uns in Friedland entgegenströmte, hat uns wirklich erschüttert. Nach meiner Auffassung dürfen die wartenden Angehörigen mit Vertrauen auf Friedland sehen, in der Gewissheit, dass alles Menschenmögliche für die noch Kommenden getan wird.

Augsburg Scharnhorststrasse 22

gez. Hans Kaiser

Das ist das Versagen der Massenmedien unserer Zeit.

Aber da ist auch die andere Seite. Da sind Zeitungen mit sauberer Berichterstattung, Rundfunkstationen mit instruktiven Reportagen, Regisseure des Fernsehfunks, die Friedland mit seinem wahren Antlitz zeigen. Da sind publizistische Organe, die zu gross angelegten Spendenaktionen auf ruf en, und da sind Funkreporter wie der, der an die Nissenhütte des Lagerpfarrers klopft, anstatt einen Lakaien zu interviewet, der mal jemandem das Braunhemd ausgezogen hat.

Einiges von dem, was der Lagerpfarrer in den letzten Tagen getan hat, wird in keiner Chronik dieser Welt geschrieben stehen. Auch die neugierigste Kameralinse, auch der fragefreudigste Reporter müssen vor einem

Beichtstuhl haltmachen. Hier wird das ego te absolvo gesprochen über Verstrickungen, von denen die Männer und Frauen in den Wattejacken keinem lebenden Wesen auf dieser Welt mehr etwas berichten werden. Hier werden durch das Kreuzzeichen die Ketten gesprengt, mit denen der Einzelne noch an den Abgrund geschmiedet war. Hier ist nur Raum für den Menschen, der sich von Gott erlösen lassen will.

Doch der Lagerpfarrer weiss, dass, wie die Seele des Menschen, auch der Körper umhüllt sein will. Nach dem Überwinden des Schreckens, der ihm von der entsetzlichen Bekleidung, von der sibirischen Uniform der Heimkehrer eingejagt wurde, hat er sofort veranlasst, auch den letzten Fetzen Zeug aus seiner Bekleidungsbaracke auszugeben.

Kaum ist das Wort der Begrüssung verhallt, da sitzt Dr. Krähe schon vor dem Mikrophon und stellt dem aufhorchenden Volke diese Männer und Frauen vor, die er soeben gesehen hat. Er sagt, dass nach wenigen Stunden sein geringes Vorratslager an Bekleidung völlig leer sein wird. Der Siedler Johannes Berk passt den befreiten Gefangenen gerade die letzten Jacken und Hosen an, reicht ihnen die letzten Paar Schuhe.

«Und was wird morgen, wenn der nächste Transport kommt?» Diese Frage stellt der Lagerpfarrer in aller Eindringlichkeit.

«Könnt ihr es mit ansehen, dass die Männer und Frauen aus der russischen Hölle in diesen verlausten Jacken und Hosen, mit diesen verwanzten Holzkisten nach Hause fahren? Wenn wir hier nicht helfen, und zwar schnellstens helfen, müssen wir uns so masslos schämen wie nie zuvor!»

Die Reaktion auf die Ansprache des Lagerpfarrers von Friedland ist rapide und allgemein. Die Diözese Aachen veranstaltet in allen Kirchen und Kapellen einen Tag nach der Ansprache Dr. Krahes eine Kollekte, die ausschliesslich für die Heimkehrer bestimmt ist. Und schon Stunden nach dem Rundfunkinterview sind die ersten Spenden von Krahes Heimatgemeinde Efferen-Hürth und von seinem Gymnasium Brühl da.

Die Poststelle Friedland kann in diesen Wochen die Liebesgaben Deutschlands und der Welt nicht fassen. Draussen stapeln sich die Pakete zu Bergen. Allein in der Zeit vom 6.10. bis 22.10.1955 werden geschickt:

Schuhe:	250 Paar	im Werte von 1 300 DM
Oberhemden:	1'100 Stück	im Werte von 16 000 DM
Unterwäsche:	2'200 Stück	im Werte von 9 000 DM
Oberbekleidung:	600 Stück	im Werte von 30 000 DM
Socken:	4'200 Paar	im Werte von 8 000 DM

Das sind Einzelspenden. Zu diesen Liebesgaben kommen in den wenigen Tagen rund 150'000 DM von Firmen und Verbänden.

Doch der Strom der Gaben darf nicht abreißen. Die Heimkehrer, die

in früheren Jahren durch das Lager Friedland gingen, wissen besonders, wie es ihren erst spät befreiten Kameraden ums Herz sein muss. Sie sparen sich oft den Bissen vom Munde, um für Friedland spenden zu können.

Aber es kommt auch vor, dass die Spätheimkehrer schon bei ihrem Eintreffen daheim gleich ein Dankpäckchen für Friedland zurechtmachen. Einer der Heimkehrer hat recht grosse Füsse, und es dauert eine Zeitlang, bis er in der Einkleidungsbaracke die richtigen Schuhe findet. Zwei Tage nachdem er das Lager Friedland verlassen hat, treffen beim Lagerpfarrer in einem Paket sechs Paar Schuhe ein. Dabei liegt ein Zettel: «Als erster Dank für die freundliche Einkleidung bei der Caritasstelle Friedland! →»

*

Viele Heimkehrer spüren, dass es mit dem neuen Anzug, den sie bekommen, nicht getan ist. Sie sehnen sich nach Büchern, die sie in der Gefangenschaft nicht bekommen konnten. Und vor allem wünschen sie das Buch der Bücher: die Bibel, das Messbuch.

Der frühere Gauleiter von Sachsen-Anhalt, Jordan, steht mit seinem Schott-Messbuch in der Hand in der Hütte des Lagerpfarrers. Der gebrochene Mann sagt:

«Das wird jetzt das. Buch sein, das mich mein Leben lang begleitet. Glauben Sie uns, Herr Pfarrer, wir alle haben umgelernt.»

Am meisten wundern sich die Heimkehrer darüber, dass hier in Friedland nichts getan wird, weil es so «befohlen» ist.

«Hier kommt ja alles von selbst!» staunt einer der Heimkehrer. «Hier ist nichts organisiert, und es klappt doch alles vorzüglich.»

Es ist wahrhaftig nichts organisiert in einem althergebrachten Sinne im Lager Friedland. Bei den Paketen und Päckchen liegen Briefe. Sie lauten etwa:

«Hochwürdiger Herr Dr. Krähe. ‚Meine‘ Kinder – Quintanerinnen – packen mit sehr grosser Liebe kleine Päckchen als ersten Willkommensgruss deutscher Kinder für die Russland-Heimkehrer. Mehr ist es nicht, als ein erstes Zeichen der Liebe der Heimat, aber vielleicht ist es auch das Beste, das Kinder im Augenblick tun können. Es sind 42 Päckchen. Kinderhände packten sie und Kinderherzen schrieben kleine Briefe. Ich habe den Inhalt der Päckchen nicht gesehen und die Briefe nicht gelesen – ganz bewusst sollte alles ein Geheimnis und in der Stille des Gebens bleiben. Ihre Männer, hart geworden, werden gewiss an kindlichen Fehlern oder kindlicher Ungeschicktheit im Ausdruck wie im Packen keinen Anstoss nehmen. Von diesen Kindern verloren manche ihren Vater, und manche warten nun mit bangen und wehen Herzen, ob ihr Vater unter den Heimkehrern ist. Ein Vater kam vor eineinhalb Jahren durch Ihr Lager zurück – totgeglaubt, und nun hat dieses Kind zwei Väter: denn die Mutter hatte eben neu geheiratet.

Ich bete mit den Kindern um Gottes Segen für Sie, Ihre Arbeit und Heimkehrer. Segnen Sie die 42 kleinen Quintanerinnen mit ihrer Klassenleiterin
Schwester Elis. Theresia.»

Und so sehen die Briefe aus, die den Päckchen beiliegen.

Ein Bogen Papier aus dem Schreibheft, einige Blumen darauf gemalt und ein Herz:

«Lieber Onkel Heimkehrer! Wir haben ja so lange auf Dich gewartet. So froh sind wir, dass Du wieder bei uns bist. Unsere Lehrerin hat uns erzählt, was ihr alles Schlimmes ausgehalten habt, den Hunger, die Kälte, die fremden Menschen und das Heimweh. Aber das wird Dir jetzt nicht mehr wehtun. Wir haben Euch alle so lieb. Du sollst Deine Schmerzen nicht mehr spüren. Darum habe ich Dir auch diesen Brief geschrieben, damit Du nicht denkst, ich hätte die Zigarren und die Schokolade einfach so in das Päckchen gelegt. Wir haben viel für Euch gebetet und werden es weiter tun.»

*

Einige Schulklassen bekommen Aufsatzthemen. Etwa: «Wie Heimkehrer nach dem Dreissigjährigen Krieg und heute empfangen wurden.» Das liest sich so:

«Hannes Neuhaus war 20 Jahre verschollen. Endlich gedachte er seiner Heimat. Er wollte wieder in sein Vaterhaus. Bald danach war Frieden im Land. Als bald machte er sich auf den Weg. Der Weg war endlos. Endlich war Hannes Neuhaus auf einem Berg angelangt. Drunten im Tale war seine Heimat. Aber wie sah das Dorf aus? Verwüstet; er sah nur noch Trümmer. Dann ging er ins Dorf. Auf einmal fiel ein Schuss. Die Kugel ist durch seinen zerschissenen Hut gegangen. Hinter einem der Trümmer lugte ein Greis hervor. Hannes Neuhaus versteckte sich und rief: ‚Freund!‘ Endlich getraute er sich an den Alten heran. Er erzählte ihm alles, was er in den vielen Jahren erlebt hatte. ‚Wenn das wahr ist, so lasse ich meine Leute kommen!‘ Der Alte pfiff kurz. Auf einmal kamen Mütter, Kinder und Männer hinter den Trümmern hervor. Hannes Neuhaus sagte auch einzelne Namen. Auf einmal sprach ein Mädchen: ‚Dann bist du der Hannes Neuhaus?‘ Er erzählte noch vieles von vergangenen Zeiten. Der Hof seines Vaters war völlig zerstört. Sie beackerten das Land. Hannes Neuhausens Brust spannte sich. Er war vor dem Pfluge. Des Bauern Tochter war hinter dem Pfluge.»

Das ist eine Hälfte des Aufsatzes der kleinen Gertrud Lohscheidt aus Bad Rehbürg im Hannoverschen.

Die andere Hälfte des Aufsatzes hat das Schulmädchen sich angelesen. Sie schreibt plötzlich Zeitungsdeutsch und spricht von «offiziellen Begrüßungen» und «Persönlichkeiten des Staates». Doch das darf der Lehrer der kleinen Gertrud nicht Übelnehmen. Sie war ja nicht in Friedland. Und sie kann nicht sehen, dass der Schlussteil ihres Aufsatzes von dem

grossen Staunen der Spätheimkehrer über die kleinen Dinge berichten müsste.

Denn es ist wirklich alles neu, was den Männern und Frauen aus den russischen Straflagern hier gegeben wird. Schwester Hedwig, der Invalide Johannes Berk und der Lagerpfarrer müssen viel erklären.

Ein Mann aus Swerdlowsk steht vor Schwester Hedwig, die glücklich ist, dass sie endlich einmal bei der Austeilung der Gaben aus dem vollen schöpfen darf. Dass sie zum ersten Male seit Bestehen Friedlands *neue* Anzüge ausgeben kann.

Schwester Hedwig hilft dem Mann aus Swerdlowsk in die Jacke.

* Es ist eine schöne, helle Tweedjacke, und sie passt dem Mann wie angegossen. Trotzdem sieht der Heimkehrer verzweifelt aus. Hilflos lässt er die Arme am Körper herunterhängen und sagt:

«Aber – die ist mir ja viel zu weit. Die hängt ja so. Hier vor allem.»
Der Mann aus Swerdlowsk greift am Bauch in die Jacke und zieht sie nach vorn.

«Wenn Sie was Engeres hätten, wissen Sie, so was, das hier stramm sitzt.»

Schwester Hedwig lacht herzlich. Sie hat begriffen, dass der Mann ein Jahrzehnt lang nur das enge Koppel gewöhnt war, oder den Strick, der ihm die Hose hielt. Das Saloppe, Lässige der neuen Kleidung ist ihm unbekannt und ungewohnt.

«Das trägt man heute», sagt Schwester Hedwig. «So, wie Sie jetzt dastehen, sehen Sie gut angezogen aus.»

«Meinen Sie?» fragt der Mann aus Swerdlowsk. Aber er ist erst dann von dem überzeugt, was Schwester Hedwig sagt, als ein Kamerad ihm auf die Schulter klopft und ruft:

«Mensch, Willem, du siehst ja phantastisch aus!»

Doch alle tapfen im Neuland umher.

«Probieren Sie man diese Slipper an.»

«Was soll ich anprobieren?»

«Diese Slipper, diese Schuhe ohne Schnürung zum Hineinschlüpfen.»

«Ach nein, da möchte ich doch lieber ein Paar von den alten, die Sie da in der Ecke stehen haben. Bei diesen Schuhen meine ich, ich hätte Pantoffeln an den Füßen.»

Die Ordensschwester nickt und lächelt. Sie sagt:

«Natürlich können Sie die auch haben. Doch vielleicht ziehen Sie ruhig einmal die Slipper über und gehen ein paar Schritte darin. Anwachsen werden die Schuhe ja nicht gleich.»

Gehorsam zieht der Heimkehrer die Schuhe mit Hilfe der Ordensschwester an und geht ein paar Meter über die knarrenden Barackendiele.

«Donnerwetter!» entfährt es ihm.

«Na?» fragt die Ordensschwester.

«Die sind wunderbar. So weich und federnd.»

«Möchten Sie die haben?»

«Ja, wenn ich darf!»

«Natürlich. Dafür sind die Schuhe ja da!»

Der Mann aus Swerdlowsk geht weiter zu Johannes Berk.

«Von mir bekommst du einen Mantel, Kamerad!» sagt der Invalide und überfliegt die Gestalt des Heimkehrers mit einem prüfenden Blick.

«Hm!» sagt Johannes Berk. «Diese Grösse müsste eigentlich hinkommen. Wie gefällt Ihnen der Duffle-Coat?»

«Daffel-Kott?» fragt der Mann aus Swerdlowsk verwirrt.

«Wenn der Ihnen nicht gefällt, können Sie auch einen Trench-Coat haben», sagt der Invalide Berk.

Der Blick des Spätheimkehrers geht von einem Mantel zum andern.

«Das ist alles so kurz und ganz anders!»

«Ich weiss, was du haben möchtest, Kamerad!» sagt Johannes Berk. «So einen Wachmantel, der bis an die Knöchel reicht, nicht wahr?»

«Ja!» nickt der Mann aus Swerdlowsk erfreut. «Du, woher weisst du das?»

«Erstens habe ich das deinen Augen angesehen!» sagt Johannes Berk lachend. «Und zweitens habe ich selbst mal so ein Ding angehabt. Aber das ist ganz und gar aus der Mode gekommen. Heute gibt es nur noch solche hübschen, flotten Sachen. Da sehen selbst die alten Leute noch jung drin aus.»

Nun lachen beide, der Heimkehrer und Johannes Berk.

«Ist gut, dann gib mir bitte den Daffel-Kott!»

«Duffle-Coat», berichtigt Johannes Berk. Der Heimkehrer spricht das Wort nach, viermal. Dann sagt er:

«Was man da nicht an einem Tag alles lernt!»

Und strahlend verlässt der Spätheimkehrer die Bekleidungsbaracke.

Nach zwei Wochen zählt der Lagerpfarrer den Bekleidungsbestand. Gott sei Dank! denkt er. Es wird für die Heimkehrer der nächsten Transporte ausreichen. Ich habe nicht die Hilfe des Staates in Anspruch nehmen brauchen. Das Volk hat seine Heimkehrer selbst bekleidet, von Kopf bis Fuss, mit funkelnagelneuen Sachen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Heimkehrer dies in ihrem Leben vergessen werden. Und auch die nicht, die diese Liebesgaben geschickt haben. Wer sein Scherflein für Friedland gegeben hat, der hat hier im Lager gestanden. Der war dabei, genauso wie die Minister und Bischöfe, die Begrüssungsworte gesagt haben. Wenn die Transporte in den gleichen Intervallen kommen, werden wohl die allerletzten Männer und Frauen aus Sibirien zu Weihnachten hier sein.

Ein Schlag gegen das Herz

Aber diese Hoffnung wird zunichte gemacht. Die Kette der Transporte reisst jäh ab. Zwei Wochen vergehen, drei, vier, fünf. Erst die Hälfte der Gefangenen, für die die Sowjets ihr Wort verpfändet haben, ist daheim.

Wo sind die anderen? Wo sind die Fünftausend? Wo?

Jetzt, wo der Sohn des Nachbars bereits zurückgekehrt ist, ist das Harren auf das eigene Kind in Russland unerträglich.

Gerüchte schleichen durch das Land.

«Die Sowjets wollen etwas von der Bundesregierung erzwingen und behalten die letzten Kriegsgefangenen als Faustpfand.»

«Die Transporte liegen bei 40 Grad Kälte in Sibirien fest und werden erst zum Frühjahr weiterfahren können.»

«Die Ostzone will erst ihre Kartoffel- und Rübenernte einbringen, bevor sie Transportmittel für die Weiterfahrt zur Verfügung stellt.»

«Unsere Minister waren bei den Begrüssungen zu unvorsichtig. Sie haben das Politische der Heimkehr zu stark betont und haben vergessen, den Sowjets wegen Einhaltung ihrer ehrenwörtlichen Verpflichtung zu danken.»

«Die ersten Heimkehrer haben zu viel über die Zustände in der Sowjetunion erzählt. Die Russen wollen das geheimhalten. Die Männer des neuen Kurses wollen sich keine Blöße geben.»

Das sind nur einige der Parolen, die durch die Städte sichern und das Lager Friedland überschwemmen.

Eine westdeutsche Zeitung telefoniert mit dem Bahnhofsvorsteher von Brest-Litowsk und fragt:

«Sind in den letzten vierzehn Tagen Züge mit deutschen Kriegsgefangenen durch Ihren Bahnhof geleitet worden?»

Antwort:

«Njet!»

Das grosse Warten hebt an. Die Journalisten schreiben noch einige Stimmungsbilder über das einsam gewordene Friedland für die Spalten ihrer Feuilletons und fahren zu einer Filmpremiere nach Düsseldorf oder nach Brüssel zu Peter Townsend, um ihn zu befragen, was er nach dem Nein der Prinzessin Margret-Rose zu tun gedenkt. Die Fotoreporter nehmen noch einmal den Totenwald der Suchschilder vor den Friedländer Baracken auf, schreiben Bildunterschriften von der Tristesse des Lagers und werden von ihren Redaktionen zur Dortmunder Westfalenhalle beordert.

Schwester Hedwig bringt weinende Frauen, die beim Warten auf ihre Angehörigen ihr letztes Geld verbraucht haben, bei Familien im Dorf und in der Siedlung unter.

Gegen die Nissenhütte des Pfarrers klatscht der Novemberregen und feuchtet die Wände.

Was ist mit den Gefangenen?

Viehwaggons. Dennoch Gemütlichkeit. Der eingebaute Ofen ist dicht umlagert. Zwei Plennijs spielen Mundharmonika, die andern singen:

«Kein schöner Land in dieser Zeit...»

Der Transport poltert durch die Nacht. Langsam verplätschert das Spiel der Harmonika. Zwei Stimmen tragen noch das Lied weiter. Dann Stille.

Borin fragt:

«Liegst du warm, Bruno?»

Lewerenz wälzt sich auf dem Stroh herum und sagt:

«Ich bin gut zugedeckt, Bastian. Aber innen ist mir so kalt. In der Brust.»

Borin hebt den Kameraden etwas an und legt ihn näher an den Ofen. Dann reibt er ihm die Herzgegend mit etwas Wodka ein.

«Besser?» fragt Borin.

«Ja. Bastian. Viel besser!»

Der Junge aus der Ostzone fragt in das Dunkel hinein:

«Wie lange wird es dauern, bis wir in Westdeutschland sind?»

«In drei Wochen wahrscheinlich.»

«Drei Wochen!» wiederholt der Junge und lächelt.

Und nun spricht keiner mehr.

Vor dem Hinüberdämmern in den Schlaf denkt Borin noch an den Abschied von Alja.

Erst, als er ihr die Hand gab und sie mit ausgetrockneter Stimme auf Wiedersehen sagte, hatte er bemerkt, wie die Jahre in Workuta ihren Körper zerstört hatten.

«Denk an mich, Bastian!» hatte sie gesagt. «Denk an uns, die wir hierbleiben. Denk an das andere Russland. Das Mütterchen Russland!»

Und sie versucht ein Lächeln.

«Ich werde daran denken, Alja. Die Sowjetunion hat uns gezeichnet, aber Russland hat mich gesegnet. Ich werde das auseinanderhalten können, weil ich dir begegnen durfte, Aljascha.»

«Damit du es wirklich nicht vergisst, damit ihr alle in der freien Welt es nicht vergesst, dass es noch ein Russland gibt in Reinheit, darum nimm das mit. Hier!»

«Die Stola?»

«Ja, die Stola, die im Schacht von Workuta geweiht wurde. Zeige sie allen, Sebastian, die nicht daran glauben, dass ein anderes Russland noch im Schosse der Erde weiterlebt!»

«Kleine, gute Aljascha!»

Da richtet sich Alja auf ihre Zehenspitzen und küsst Bastian Borin auf die stoppligen Wangen.

Und läuft schnell fort.

Es spricht keiner mehr bis morgens um 4.20 Uhr, wo mit hässlichem Knirschen der Zug gebremst wird. Die russischen Posten rennen an den Zügen entlang. Verschlafene Gesichter der deutschen Plennijs an den Luken.

«Was habt ihr denn schon wieder?»

Einer der Posten antwortet mürrisch:

«Ihr kommt nicht nach Hause. Ihr müsst hierbleiben. Der Zug wird nach Swerdlowsk umgeleitet. Neue Befehle!»

Soviel Russisch verstehen sie alle in den Viehwagen, dass ihnen der Sinn der Worte auf geht. Durch den Zug geht es wie ein einziger Schrei. Dann zerbröckelt der Schrei, wird zu Stimmengewirr, zu einzelnen Sätzen.

«Diese Satane!» brüllt einer. Unruhe brodelte mit diesem Ruf durch alle Waggons. Jeder spricht.

«Das kann nicht sein!» sagt Borin in das Gesicht des Jungen hinein. Aber er sagt es wohl mehr zu sich selbst als zu dem, den er vor sich in der Dunkelheit vermutet. Er will sich beruhigen. Dieses «Ihr kommt nicht nach Haus» hat die Wärme aus den Waggons hinweggenommen und durch Eiseskälte ersetzt. Selbst die Sätze und Flüche der Männer sind starr geworden. Sind ausdruckslos. Fallen wie Steine zu Boden.

Lewerenz sagt nichts. Er hat die geballte Faust in den Mund gesteckt und beisst auf die Knöchel. Er hört, wie die Plennijs im Wagen alle aufgestanden sind, vor Erregung durch das Stroh hin und her stapfen und sich unzusammenhängende Sätze zubrüllen.

Dann ruckt der Wagen wieder an. Doch der Zug fährt rückwärts. Nach einer Weile wird irgendwo rangiert und weiter geht die Fahrt.

Das Reden hat nicht aufgehört. Nur aus dem Munde von Lewerenz kommt immer noch kein Laut.

Im Morgengrauen steht es endgültig fest: es geht nicht nach Hause! Der Transportleiter hat es selbst gesagt, mit Achselzucken und ehrlichem Bedauern.

«Ich weiss nicht, was los ist. Ich weiss nur, dass ich euch jetzt nach Swerdlowsk bringen muss.»

«Sollen wir denn da noch einmal zehn Jahre für euch schuftet?» ruft ein Plennij.

Ein zustimmendes Johlen seiner Kameraden begleitet diesen Satz.

«Nitschewo!» sagt der Transportführer und stapft weiter.

Erst gegen Mittag flaut die Erregung der Männer ab. Die Müdigkeit, die von der zerstörten Nacht herrührt, übermannt die Enttäuschten. Auch Borins Kopf ist auf die Brust gesunken. Die Schlafenden atmen wie unter einer schweren Last.

Aber Lewerenz schläft nicht. Seine Sinne sind überwach. Wo die anderen ihren Schmerz hinausgeschrien haben, hat er ihn mit der geballten Faust gleichsam in sich zurückgedrückt. Das Kalte, das wie ein Ring um

sein Herz lag, hat sich derart verstärkt, dass Lewerenz glaubt, sein Körper müsse zerspringen.

Da zerreisst die Angst vor der Umkehr, die Angst vor dem Zurückmüssen in die Hölle den Vorhang aus Dunkelheit vor den toten Augen des Plennij Lewerenz. Der Kumpel von König Ludwig sieht. Er sieht ein Motorrad da stehen, blitzend von Lack und Chrom, ein Motorrad, das ihn zum heutigen Wochenende zur Rauschenburg bringen wird, zu einem Kotelett und einem Glas Bier. Er sieht ein Motorrad, das vor der Pförtnerloge von König Ludwig auf ihn wartet, und er weiss, dass er niemals mehr in den Leib der Erde zurück braucht, wenn er die Maschine besteigt. Es ist nur so weit bis zur Maschine, und er hat seine Schicht eigentlich noch nicht verfahren. Der Pförtner soll nicht sehen, wie er heimlich seine Blechmarke aufhängt. Keiner soll Lewerenz sehen. Kein einziger. Ganz allein will er zur Rauschenburg fahren. Ohne Sozius. Ohne einen, der zuschaut.

«Auf die Maschine!» flüstert Lewerenz eindringlich. Aber man hat ihm Schwierigkeiten gemacht. Alle die Feinde aus der Unterwelt. Jetzt haben sie plötzlich ein grosses Tor vor das schöne Motorrad geschoben.

Die sollen was erleben! denkt Lewerenz und geht entschlossen einige Schritte vor. Ein Körper, auf den er tritt, krümmt sich weg und eine Stimme murr:

«Penn, du Dämlack!»

Aber Lewerenz denkt: ja, pennt ihr nur alle. Der Lewerenz ist wach. Und der Lewerenz schiebt auch jetzt das Tor weg, damit er zur Rauschenburg kann.

Die Hände des blinden Plennijs greifen einen Eisenhebel. Lewerenz drückt mit enormer Kraft, die durch das Fieberhochgepeitscht ist, das Eisen herum. Scharfer, kalter Luftzug dringt wie schmutziges, kaltes Wasser in den Wagen.

«Zumachen!» knurrt jemand.

«Welcher Idiot ist denn da an der Tür?»

Borin taumelt hoch und schreit im nächsten Augenblick: «Lewerenz!»

Aber der Kumpel von König Ludwig hat sich bereits mit einem Sprung vom Zuge gelöst und fällt schwer in den Schnee. Borin schnellte sich zur Tür. Er sieht, wie Lewerenz sich tapsig aufrichtet und mit nach vorn ausgestreckten Armen vom Zug wegtorkelt.

«Lewerenz!» ruft Borin noch einmal. «Lewerenz! Zurück!»

Der Zug rollt langsam weiter. Lewerenz kommt in den Sichtbereich der letzten Wagen.

Lewerenz ruft klagend in die russische Weite hinein:

«Ich will nicht mehr hierbleiben! Ich kann nicht mehr hierbleiben!»

Vom letzten Wagen her saust es messerscharf befehlend durch die Eisluft:

«Stoi!»

«Lewerenz!» ruft Borin. «Bruno! Bitte, bleib stehen!»

Noch einmal der Ruf: «Stoi!»

An allen Wagen drängen sich jetzt die Kameraden vor den Türen. Auch sie rufen den Namen des Kumpels von König Ludwig.

Aber dazwischen fetzt es ein drittes Mal:

«Stoi, Plennij!»

Und dann belfert es hart durch den Wintertag. Vier Maschinenpistolen feuern zugleich.

«Bruno!» jault Borin auf wie ein gepeitschter Hund und lässt sich nach vornüber fallen, um zu dem Kameraden zu eilen. «Bist du wahnsinnig!» zischelt es da hinter Borin. Und Kameradenhände, unter denen die verbundenen des Jungen aus der Ostzone sind, reißen Borin wieder in den Wagen hinein.

Und noch einmal die Maschinenpistolen.

Lewerenz bricht in die Knie, kommt unbeholfen wie ein Betrunkener wieder hoch, dreht sein erloschenes Gesicht dem fahrenden Zuge zu und wimmert:

«Ich will doch nicht hierbleiben! Ich will nicht! Ich will...»

Da dringt gurgelndes Rot aus dem weitaufgerissenen Mund des Plennij. Er richtet sich auf ein Knie, steht dann noch einmal ganz und will den Arm in Richtung des Zuges heben, aber da fällt der Körper schon steif in den Schnee.

«Anhalten!»

Borin bäumt sich auf und will sich aus den harten Griffen der Kameraden herauswinden.

«Anhaaalteen!»

Doch der Zug fährt weiter. Er rollt in der gleichen Langsamkeit und Stetigkeit voran. Er rollt. Weiter weg. Immer weiter weg von Lewerenz. Von dem toten Lewerenz, der zehn Jahre lang Haut an Haut neben Borin geschuftet hat. Von Lewerenz, der mit Borin den «Kreml» teilte. Der Zug mit Borin rollt weg von dem Kumpel von König Ludwig, der ein Kriegsverbrecher war und der das wusste. Der aber auch ein zermarterter Mensch war und den das Feuer, das ihm die Augen ausfrass, wirklich zu einem Mann ohne Gesicht machte, wie es der Mann in Moskau gesagt hatte.

Irgendwo zwischen Workuta und Swerdlowsk liegt ein Mann, der gebüsst hat.

*

In Swerdlowsk dämmert Borin drei Wochen lang vor sich hin. Die Kameraden müssen ihn zwingen zu essen. Ganz allmählich erst weicht die Erstarrung. Dann fragt Borin zum erstenmal seit dem Tode von Lewerenz einen jungen russischen Posten:

Plennijs weiss es. Sie nehmen es hin, mit der Gleichgültigkeit, mit der sie ein Jahrzehnt lang das Wechselhafte des russischen Wesens ertragen haben.

Es gibt jetzt in Swerdlowsk sogar eine Art Klubzimmer für die deutschen Gefangenen. Dort hinein befiehlt sie eines Tages der Lagerchef Major Bobkow. Er hält eine lange, wohlgebaute Rede.

«Wiedervereinigung!» ruft er emphatisch. «Dafür müsst ihr eure Kräfte einsetzen. Westdeutschland muss wieder an Ostdeutschland angegliedert werden!»

«Warum denn nicht Ostdeutschland an Westdeutschland?» fragt einer der Plennijs.

Ärgerlich winkt der Major ab und redet weiter aus der Erinnerung den Leitartikel herunter, den er vor ein paar Tagen in der Prawda gelesen hat.

Dann versuchen einige Brigadiers den Sermon des Russen wiederzukäuen. Doch werden sie von den Plennijs niedergeschrien.

Nach der jahrelangen Peitsche kommt nun auch das Zuckerbrot. Man zeigt ihnen ein Ballett, man lässt sowjetische Artisten sich vor den Männern in den Wattejacken produzieren.

«Endgültiger Abtransport!»

Ein deutscher Transportführer ist ernannt worden. Die Kapelle der NKWD spielt russische Marschmusik. Ein wilder Zirkus am Verladeplatz. Hohe Offiziere in Gala-Uniform stehen an der Rampe und winken mit gekünsteltem Grinsen den abfahrenden Plennijs zu.

«Wie die Pinguine stehen sie da!» sagt der Junge aus der Ostzone zu Borin.

«Das Winken wird befohlen sein», sagt Borin.

Russland gleitet an Borin vorbei. Im Unterbewusstsein registriert er: Rewda – Kama, ein Strom – Wolga – Kasan – Armenas. Die Felder an dieser Strecke strotzen vor Fruchtbarkeit, haben eine fast tropische Vegetation. Doch die Menschen in diesem Landstrich hausen in Kolchosen, die in ihrer Ärmlichkeit wie vom Aussatz zerfressen sind. Einmal sieht Borin eine Kirche. Er muss bemerken, dass ein Wagen mit Maisstroh in sie hineinschaukelt.

Gshask – Wjasma – Smolensk – Orscha – Minsk – Brest.

Borin horcht auf. Brest, das ist die Grenze. Soll das denn wirklich wahr sein? Soll Russland hinter ihnen liegen?

Es ist wahr. Die russische Wachmannschaft geht mit Plombenzangen an den Wagen entlang und versiegelt sie. Die Polen übernehmen den Transportzug.

«Hier, nimm!» Auf einem polnischen Bahnhof reckt eine Bäuerin dem Plennij Borin, der an der entgitterten Luke steht, einen Korb mit Äpfeln und Birnen entgegen. Borin fragt nicht lange. Er nimmt die Früchte, einzeln, und gibt sie seinen Kameraden.

«Wir nicht mögen Russen!» murmelt die Frau wie zur Erklärung.

«Es riecht nach Deutschland!» sagt 32 Stunden später der Junge aus

der Ostzone. Während in Russland Borin allein an der Luke stand, wollen jetzt auch die Kameraden hinausschauen.

«Deutschland!» in jedem Satz kommt das Wort nun vor. Und doch: bei dem Anblick des Stückes Deutschland, das die Plennijs zuerst sahen, herrscht tiefes Schweigen. Es ist kein Schweigen der Ergriffenheit, sondern die Masslosigkeit einer Enttäuschung, die den Männern die Worte nimmt.

Posen! Tagsüber rast der Transportzug. Nur nachts hält er auf den Bahnhöfen, damit die Lokomotive Wasser nachfüllt. Und das ist das Bild, das die Plennijs nicht vergessen werden: Leere Bahnhöfe.

«Empfängt uns so die Heimat?» fragt Borin. Aber Borin und seine Kameraden wissen in diesem Augenblick noch nicht, dass die Heimat sie nicht empfangen darf, nicht in diesem Stück, das Sowjetzone ist.

Weil die Ausfahrt blockiert ist, muss der Zug doch noch auf einem sowjetzonalen Bahnhof stehenbleiben. Arbeiter, Frauen und Kinder, die an den Zug heran wollen und winken und «Willkommen» rufen, werden von schwarzen Bengeln, die plötzlich wie aus dem Erdboden wachsen, mit quergehaltenem Karabiner abgedrängt. Einer der Schwarz-Uniformierten, der Reithosen trägt und breite Streifen auf den Schultern, ruft der eingeschüchterten Menge zu:

«Bleiben Sie von denen weg! Das sind Kriegsverbrecher!»

Da ruft es aus dem Zug:

«Du Bolschewisten-Jüngelchen! Ihr wollt Deutsche sein? Ihr Zuhälter Russlands schämt euch nicht, unsere Landsleute vom Zug wegzujagen? Unsere Landsleute, die uns begrüßen wollen?»

Da dreht sich der schwarze Oberanführer barsch zu den Plennijs herum und geifert:

«Schnauze!»

«Da hauen wir dir gleich eine rein, du schwarzes Stinktief!»

Ein paar jüngere Volkspolizisten lachen unterdrückt. Offensichtlich gönnen sie ihrem Häuptling die Abfuhr. Aber als der die Reihe seiner Untergebenen entlang blickt, wird das Lachen zu einem Hüsteln und versiegt dann völlig.

Der Zug fährt an. Mit hochrotem Kopf befiehlt der Vopo-Führer:

«Treibt die Leute am Bahndamm auseinander!»

«Deutschland!» sagt Borin. «Deutschland, wie hat man dein Gesicht verschandelt! Deutschland, was hat man aus deinen Menschen gemacht!»

Über der Landschaft, die an ihnen vorbeirast, ist Sonntag. Der Kalender, den ein Plennij gegen seine Pelzmütze eingehandelt hat, sagt das. Doch dem Lande merkt man das nicht an. Die Menschen trotten zur Arbeit, die Bauern pflügen die vernachlässigten Felder. Selbst den Landarbeitern sind Hunger und Entbehrung in die Gesichter gegraben. Die meisten Plennijs sehen ihnen gegenüber besser aus. Als aus einem Wagen einer arbeitenden Frau von den Gefangenen ein Brot herausgereicht wird, nimmt sie es dankend.

Mein Gott! denkt Borin. In Polen haben uns die Menschen beschenkt, und hier müssen wir noch das Brot mit unseren Brüdern teilen.

Plötzlicher Halt. Wieder ein Dutzend Vopos. Vier davon haben Hunde an der Leine, Bluthunde.

Die jungen Männer in den schwarzen Uniformen reden hastig mit dem Transportführer. Dann öffnen sie einige Waggons und verlesen ein paar Namen. Auch die Tür zum Wagen Borins wird aufgeschoben. Ein Hundehalter schnarrt den Namen des Jungen mit den verbundenen Pulsen in den Waggon hinein. Die Männer rühren sich nicht. Da tritt Borin in die Tür.

«Wie soll der heissen?»

Ärgerlich wiederholt der Schwarz-Uniformierte den Namen. Borin spürt, wie der Junge hinter ihm zittert und Sebastian Borin legt alle Gleichgültigkeit, die er im Augenblick zusammenraffen kann, in seine Stimme hinein, als er sagt:

«Ha! Ihr Säcke, seid mir nette Polizisten! Den ihr da sucht, der ist doch schon längst tot. Der ist zwischen Workuta und Swerdlowsk erschossen worden!»

Borin sagt das und lässt dabei seinen Blick von dem Vopo abgleiten und richtet ihn auf die Waggons, aus denen man einige verstörte Plennijs herausholt und abführt.

Die Kameraden im Waggon haben sofort begriffen, was Borin will. Neben Borin tauchen ein paar Gesichter auf. Sie lachen dem Hundehalter zu und bestätigen:

«Na klar, Mensch. Den könnt ihr euch aus der russischen Steppe ausbuddeln. Den haben eure sowjetischen Freunde niedergeknallt!»

Der Mann zieht mit seinem Hund und seiner Liste ab.

«Ruhig», sagt Borin zu dem Jungen. «Misch dich einfach unter die anderen. Lass uns alles machen.»

Der Vopo ist zurück. Mit dem Transportführer und seinem Vorgesetzten.

«Was ist hier los?» fragt der Reithosenmann.

Borin schaut dem Transportführer sehr scharf in die Augen und sagt betont:

«Der ist doch gar nicht bei uns! Der ist doch damals hinter Workuta!»

Borin spricht den Satz nicht aus, sondern kneift ein Auge zu und macht die Bewegung des Zielens und Schiessens.

Die Vopos grinsen. Der Transportführer in der Wattejacke sagt: «Ach ja, verflucht! Der war das!» Und zu den Vopos gewandt:

«Tja, meine Herren, da ist nichts zu machen. Ihre Listen stimmen nicht. Sie müssen einen schwarzen Trauerrand um den Namen machen. Kriegen wir ja alle mal, nicht wahr?»

«Lassen Sie diese Äffereien!» begehrt der Vopo-Sprecher auf. «Die Trauerränder um den Namen haben sich alle verdient, die in diesem Kriegsverbrecherzug stecken! Die ganze Bagage ausrotten!»

Er dreht sich auf dem Absatz herum und geht weiter, wobei er den Blick nicht von den Listen hebt. Der Transportführer spricht auf ihn ein. Schliesslich zerknüllt der Vopo die Liste mit der Hand, wirft sie wütend dem Transportführer ins Gesicht und ruft:

«Abhauen!»

Sieben Plennijs werden von den Vopos abgeführt. Die Kameraden im Zuge blicken dem traurigen Trupp so lange nach, bis eine Schienenkrümmung die Szene wegschiebt.

Der Junge reisst die Hand Borins hoch und presst sein heisses Gesicht darauf. Er sagt nichts. Er schluckt nur.

Danke, Lewerenz, denkt Borin, du musstest noch einmal herhalten. Dank dir, Kamerad!

Die Kirche der Heimkehrer

«Die Transporte rollen wieder, Herr Dr. Körzgen. Ich bin ja so glücklich.»

Der Chemiker steht vor der Frau auf und nimmt ihre beiden Hände.

«Ich beglückwünsche Sie, Frau Borin. Sie sind eine tapfere Frau. Ich möchte das einmal Ihrem Mann sagen dürfen, wenn er wieder daheim ist. Haben Sie schon genaue Nachricht, wann er kommt?»

Ein Schatten läuft über das Gesicht der Frau.

«Nein», sagt sie leise. «Die letzte Karte von ihm kam noch aus Workuta. ‚Wir fahren heute ab! Nach Hause! Endlich nach Hause!‘ stand darauf. Aber als ich die Karte hatte, war der Stopp schon eingetreten. Aber nun kommen wieder Transporte nach Friedland. Und dabei muss mein Mann sein!»

Dr. Körzgen sagt:

«Ich kann Ihnen nicht zumuten, in dieser Verfassung zu arbeiten, Frau Borin. Ich müsste ja ein Unmensch sein, wenn ich mit ansehen könnte, wie Ihre Hände mit den Reagenzgläsern zittern und wie Ihre Blicke aus den Zeitungen jede Zeile, die darin über Friedland und die Heimkehrer steht, geradezu herausbrennen. Ich bin mit Ihnen überzeugt, dass Ihr Mann bei den letzten Transporten dabei sein wird. Fahren Sie nach Friedland und holen Sie ihn dort ab.»

«Das raten Sie mir wirklich?»

«Ja. Und es ist der Rat eines Freundes.»

«Ja, aber ...?»

«Über den Urlaub machen Sie sich keine Sorgen! Bleiben Sie so lange, bis Ihr Mann zurück ist. Ich regle das hier schon.»

«Ich danke Ihnen sehr, Herr Doktor!»

«Ich danke Ihnen, Frau Borin.»

«Wofür?»

«Ganz einfach dafür, dass Sie da sind. Oder – muss ich sagen, dass Sie da waren?»

Dr. Körzgen hat sein Gesicht von der Frau abgewandt, als er das sagt.

«Aber Herr Doktor! Ich denke, wir werden noch sehr lange Arbeitskameraden bleiben. Denn ich weiss ja gar nicht, wie mein Mann wiederkommt. Da habe ich neben der Barbara noch einen grossen, lieben Jungen dazu, für den ich sorgen muss.»

Und wieder sagt Dr. Körzgen:

«Danke.»

Und der Mann im weissen Kittel lächelt dabei. Er sagt noch rasch:
«Kommen Sie mir und dem Werk gesund zurück, Sie Ausreislerin!»

*

Elisabeth Borin kommt mit ihrem Töchterchen Barbara sehr rasch nach Friedland. Der Personenwagen, den die Stadtverwaltung Castrop-Rauxel zum Abholen der Heimkehrer bereitgestellt hat, fährt wieder nach Friedland. Der gleiche Wagen hatte vor drei Tagen der übergläcklichen Mutter in Ickern ihren Günther wiedergebracht. Jetzt fährt der freundliche Angestellte Meyer Frau Borin, damit sie ihren Mann im Lager Friedland begrüßen kann.

In Friedland schaut sich Elisabeth Borin nach Bastian die Augen aus. Doch bei den zwei Transporten, die innerhalb von drei aufeinanderfolgenden Tagen in Friedland eintreffen, ist er nicht. Es kann auch niemand Auskunft geben über ihn, sosehr sie auch fragt.

«Darf ich Ihnen das Kind für eine Weile entführen?»

Frau Borin dreht sich herum.

«Ich bin Schwester Hedwig von der Caritas. Ich sehe Sie nun schon seit Tagen durch das Lager irren. Ich möchte Ihnen etwas helfen, wenn ich darf.»

Schwester Hedwig und Frau Borin sehen sich in die Augen und beide wissen, dass sie dasselbe denken: Geholfen ist dann, wenn der Mann bei den nächsten Transporten ist. Willig lässt sich Elisabeth Borin mit ihrem Kind zu der Baracke bringen, wo Schwester Hedwig eine Mahlzeit für sie kommen lässt. Elisabeth Borin hat in den drei Tagen, in denen sie hier ist, nur ein paar Butterbrote gegessen und ein oder zwei Würstchen an einem Stand.

Geschlafen hat sie mit ihrem Kind in Klein-Schneen, weil in Friedland selbst jedes Zimmer belegt war. Erst jetzt, während des Essens, kommt Elisabeth Borin allmählich zu sich selbst. Sie schaut aus dem Fenster der Baracke über das Lager hin und denkt daran, wie sie vor Jahren mit ihrem eben erst geborenen Kind durch das Schlammfeld gegangen ist, das dieses Lager damals war. Damals hatte sie nichts anderes bei sich als den Rucksack, den Säugling und ein Herz voll Hoffnungslosigkeit. Heute kommt sie hierher aus einem neuen Leben, das sie sich selbst gezimmert hat. Sie kommt hierher, damit der Ring, den sie an ihrem Finger trägt, wieder einen Sinn erhalte.

Und sie gewinnt dieses Stückchen Erde mit einemmal lieb.

Das Mittagessen bei Schwester Hedwig ist der Frau und ihrem Kinde schon zu einer Gewohnheit geworden. Eines Mittags setzt sich der Lagerpfarrer zu ihr und fragt Frau Borin nach ihrem Mann.

Elisabeth Borin erzählt von dem Kreis, der sich für sie hier in Friedland wieder schliessen soll. Sie erzählt von dem Warten, das sie zehn Jahre auszuhöhlen drohte. Sie schildert die Qual der letzten Tage.

«Auch Ihr Mann wird kommen», sagt Dr. Krähe. «Er wird dabei sein, bei einem der nächsten Transporte. Und damit er leichter hierher und zu Ihnen findet –», und hierbei lächelt Dr. Krähe, «will ich rasch die Heimkehrerkirche fertigbauen.»

Elisabeth Borin fragt:

«Haben Sie denn die Kirche auch für meinen Mann gebaut?»

«Ganz gewiss, Frau Borin, für Ihren Mann und alle, die vor ihm gekommen sind, die mit ihm kommen und die nach ihm kommen werden. Aber auch für Sie ist sie gebaut, diese Friedland-Gedächtnis-Kirche. Damit Sie bitten und danken können. Bitten, dass Ihr Mann bald heimkomme, und danken, wenn er heimgefunden hat.»

«Ich danke Ihnen für diese schöne, grosse Einladung, Herr Lagerpfarrer, und ich werde sie gewiss nicht zurückweisen.

Wann ist die Heimkehrerkirche fertig?»

«Noch vor Weihnachten kann der liebe Gott darin einziehen. Am 18. Dezember gibt ihr der Kardinal die Weihe. Ich hoffe, dass sie mit der Heimkehr Ihres Mannes zusammentrifft.»

«Darum bete ich», sagt Frau Borin.

*

Eine Woche vor Weihnachten wird die Friedland-Gedächtniskirche vom Kölner Kardinal geweiht. Sie bekommt den Namen des heiligen Norbert.

Der Kardinal konsekriert das Werk, das der Lagerpfarrer von Friedland mit der Hilfe Gottes und der Menschen schaffen konnte. Er weiht und segnet mit dieser Kirche zugleich den Boden, aus dem das Gotteshaus erwuchs. Und er krönt damit die übermenschliche Arbeit des jungen Geistlichen, den er einst vor acht Jahren auf dessen dringliche Bitten hin in die Friedlandnot schickte, in den wohl steinigsten Weinberg des Herrn.

Das Licht bricht an diesem Sonntagmorgen in Fülle durch das Jonassenster und wirft die Farben weit in den Altarraum hinein. Dort assistiert dem Kölner Kardinal ein von innerem Jubel benommener Priester.

Der Lagerpfarrer von Friedland steht mit dem Kölner Kardinal vor den flammenden Wachskreuzen am wuchtigen Altar und sieht, wie sein Erzbischof Gebeine des heiligen Norbert in den Altarstein einmauert. Heiliger Norbert, denkt er, Apostel der niederrheinischen Heimat, bitte für mich! Ich habe einen Eckstein aus deinem Xantener Dom in meine Kirche eingebaut und darauf die Worte gemeisselt: Redeuntibus Patriam, Pe-

reginantibus Pacem. Bitte mit mir, heiliger Norbert, dass die Pilger wirklich den Frieden Gottes bekommen und dass den Heimkehrern, allen Heimkehrern, das Vaterland zuteil wird.

Und der Lagerpfarrer betet weiter: «Herr Gott, ich danke Dir für die Kraft, die Du mir zu dieser Arbeit gegeben hast. Ich danke Dir, dass Du mich nicht in der Verzweiflung liessst, wenn die Schwierigkeiten mich zu erdrücken drohten. Ich danke Dir. Aber zürne Deinem Knecht nicht, wenn er wieder, wie so viele Male am Tage, an diesen Dank die Bitte knüpft: Befreie auch den letzten Gefangenen unseres Volkes von seinen Fesseln. Du weisst, wer jetzt alles in dieser Kirche ist, in der Du gerade Deine Wohnung aufgeschlagen hast. Du weisst, dass neben den Trägern Deiner Kirche und den Lenkern des Staates auch Frauen vor dem Altäre stehen, deren Augen immer noch suchen. Dass da Kinder bei den Frauen sind, die ihren gefangenen Vater noch nicht geschaut haben. Führe sie alle zusammen, führe sie heim.»

*

Friedland hat nun eine Gemeinde. Der Kardinal von Köln sagt zu den anwesenden Einwohnern von Friedland:

«Liebe Pfarrkinder von St. Norbert...»

Und alle in der geweihten Kirche empfinden, dass damit ein Schlusswort zu der Heimatlosigkeit gesprochen ist.

Auch Frau Borin spürt das. Eigentlich gehören wir alle zu dieser Gemeinde Friedland. Wir zwei Millionen, die wir in diesem Lager neu anfangen. Wir, die wir zum erstenmal nach dem Gehetztsein frei atmen durften. So denkt die Frau.

«Ich möchte, dass auch Bastian zu den Heimgekommenen Deiner riesigen neuen Gemeinde gezählt wird, lieber Gott», betet Elisabeth Borin. «Aber ich will warten, solange Du willst!»

«Vati?» fragt Barbara leise die Mutter und zeigt verstohlen auf einen Mann in den Kniebänken, der dem Foto daheim gleicht.

Elisabeth schüttelt traurig den Kopf.

Nach langem Zögern haben die Russen sich entschlossen, auch den sogenannten «Kriegsverbrecher-Transport» über die Grenze nach Westdeutschland zu lassen. Aber sie wollen, dass man diese Gefangenen in der Bundesrepublik ebenso empfängt, wie man sie bisher durch die Sowjetunion, durch Polen und die Ostzone gebracht hat: in Viehwagen, unter Bewachung mit aufgepflanzten Bajonetten.

Der lange Stopp hatte ganz Deutschland unruhig gemacht. Man entschliesst sich, im Interesse der noch in der Sowjetunion festgehaltenen deutschen Kriegsgefangenen, die Begrüssung durch Repräsentanten des

Staates nicht in politische Anschuldigungen ausarten zu lassen.

Das wiederum heisst, es wagt kaum ein Minister mehr, die Begrüssung vorzunehmen. Niemand möchte sich den Mund verbrennen.

Doch hat bisher am meisten der Lagerpfarfer Krähe die Heimkehrer zu begeistern gewusst, der Priester, der nicht vom grünen Tisch aus zu den Heimkehrern fahren muss, sondern der seit acht Jahren unter ihnen lebt. Der ihre Nöte kennt wie kein anderer.

Jetzt, wo eine Rede ein Wagnis geworden ist, jetzt erinnert man sich plötzlich, dass der Lagerpfarrer nie mit politischen Vokabeln redete, sondern aus dem Mitleiden, aus dem Helfenwollen heraus einen Ton der Ansprache findet, der zum Herzen geht.

Unruhe herrscht über diesen Transport der Nichtamnestierten. Man weiss nicht, woran man ist. Die Sowjets sagen, dass diesem Transport Aktenmaterial über die angeblichen Verbrechen der Einzelnen mitgegeben sein soll. Ist dieses Aktenmaterial juristisch stichhaltig?

Die Welt weiss noch nicht, dass auch nicht ein einziger Bogen dieses dubiosen Anklagematerials beim Eintreffen des Transports übergeben wird und dass man auch Monate nachher nichts davon hört und sieht. Die Welt weiss noch nicht, dass mit Ausnahme von zwei, drei Fällen die Anklagen, nach denen die deutschen Gefangenen zu Zwangsarbeit in Russland verurteilt wurden, bis zur Komik übersteigert sind. Da sind Männer zu 25 Jahren Zwangsarbeit in die sibirische Hölle gegangen, weil in ihrem Bauabschnitt von russischen Arbeitern ein Blindgänger eingemauert wurde. Die Aburteilung erfolgte in diesem Fall, wie bei den meisten anderen, nach dem Paragraphen 58 (Sabotage, Spionage) des sowjetischen Strafgesetzbuches. Dieser Paragraph ist im russischen Sprachgebrauch als der «Kautschuk-Paragraph» bekannt, weil sich darunter alles und nichts aburteilen lässt. Unter diesen Paragraphen fällt auch die Bestrafung eines deutschen Offiziers, der diesem Transport angehört. Man hatte ihn im Raum von Nowouralsk wegen Unfähigkeit der russischen Beamten zum Kolchosverwalter eingesetzt. In diesem Kolchos erscheint eines Tages ein russischer Funktionär und befiehlt dem deutschen Plennij, einen Sack Weizen abzusondern und zur Abholung bereitzustellen. Der deutsche Offizier kommt diesem Befehl nicht nach, sondern macht sofort Meldung an seine übergeordnete russische Dienststelle. Ergebnis: der sowjetische Funktionär wird zu zehn Jahren Zwangsarbeit, die Bauern des Kolchos zu 115 Jahren und der deutsche Kriegsgefangene zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Ein Heimkehrer aus Dortmund-Mengede erhält das gleiche Strafmass, weil er während des Krieges in Russland «gebrandschatzt» haben soll. Dieser Heimkehrer hat jedoch vor der deutschen Kapitulation im Jahre 1945 Russland nie gesehen.

Ein Oberleutnant wurde festgehalten und abgeurteilt, weil sich in seinen Kraftfahrzeugpapieren die Bezeichnung «Verbrennungsmaschine»

befand. Mit dieser Verbrennungsmaschine glaubten einfältige russische Gemüter den Verbrennungsofen eines KZ-Krematoriums gefunden zu haben.

Der Küchenchef einer Einheit bekommt ebenfalls 25 Jahre Zwangsarbeit, weil er die Sowjetunion, wie es in der Verurteilung heisst, um 800'000 Rubel geschädigt hat; denn er «requirierte» 20'000 russische Schweine, schlachtete und verteilte sie.

Diese Schilderungen, die einem Panoptikum zu entstammen scheinen, sind die Grundlagen zur Verdammung deutscher Menschen in russische Steppen und zur Diskriminierung als Schwerverbrecher gewesen. Die fiebrigen Ausgeburten der Urteilsfindung berühren die Plennijs schon nicht mehr. Sie gehört für sie zum Bilde des sowjetrussischen Menschen mit seinen Extremen. Sie gehört für die deutschen Kriegsgefangenen zu der Tatsache, dass eine hochkultivierte Spezialistenschicht auf einem breitbasigen Sockel verelendeter und primitivisierter Masse sich stützt. Diese Plennijs wundern sich in Russland über nichts mehr. Sie begehren nicht auf, wenn ihnen ihr Urteil verlesen wird, und sie lachen nicht, wenn ihnen ein russischer Posten allen Ernstes klarmacht, dass «Bananen in einer sowjetischen Fabrik in Omsk hergestellt» werden.

Die gleichen Plennijs werden nun in Westdeutschland erwartet. Und weil dieses Westdeutschland und die westliche Welt nichts von den Einzelheiten der Verurteilung in der Sowjetunion weiss, darum ist sie etwas ratlos. Darf man diesen besonderen Transport ebenso empfangen wie die vorhergehenden? Man hat den Sowjets versprochen, jeden einzelnen Fall der mit Verbrechen Beschuldigten rechtlich genau zu prüfen und, wenn erforderlich, abzuurteilen. Würde man daher den Transport der Nichtamnestierten in der gleichen offiziellen Weise behandeln wie die bisherigen, so könnte die Sowjetregierung zu Repressalien greifen. Oder, um genauer zu sein, sie könnten noch einige tausend deutscher Männer und Frauen in ihren Straflagern zugrunde gehen lassen.

Um den Männern und Frauen dieses Transports und allen andern zu helfen, hält man den Zeitpunkt, an dem die Nichtamnestierten die Grenze der Bundesrepublik überschreiten werden, zunächst geheim. Lediglich sieben Personen im Lager Friedland, darunter Lagerpfarrer Dr. Krähe, werden in einen Plan eingeweiht, der sich in der kommenden Nacht realisieren soll. Es handelt sich darum, den Nichtamnestierten-Transport um 3 Uhr am Zonengrenzbahnhof Herleshausen zu übernehmen, ihn mit Bussen in die Kaserne des Bundesgrenzschutzes von Hann.-Münden zu bringen. Vor der Ankunft der Nichtamnestierten in der Bundesgrenzschutz-Kaserne werden Presse und Rundfunk nichts von diesem Vorgang erfahren. Die Angestellten der Registrierung des Lagers Friedland werden mit «versiegelter Order» nachts nach Hann.-Münden in Marsch gesetzt. Erst, als sie an den Wachen des Grenzschutzes vorbei in die Kaserne einfahren, ahnen sie, um was es geht.

Die Gefangenen, die die Sowjets für «Kriegsschwerverbrecher» halten, sollen genauso behandelt, genauso versorgt, genauso eingekleidet werden wie die Kameraden in all den Monaten vorher. Aus der Bekleidungskammer der Caritas wird Ober- und Unterbekleidung, werden Schuhe und Rauchwaren, werden Süßigkeiten und Bücher in Lastwagen gepackt.

Nacht zum 14.1.1956, 2.30 Uhr, hat Johannes Berk die letzte Jacke im Wagen verstaut und sagt zu Konschak: «Fahr los!»

Einen Tag bevor der Lagerpfarrer von der Ankunft der Nichtamnestierten erfährt, ist Frau Borin bei ihm. Das Ausharren im Lager Friedland, die ständigen Enttäuschungen bei den Transporten haben ihr hart zuge-setzt. Der Lagerpfarrer sieht, wie die Frau leidet. Er sagt:

«Sie reiben sich hier auf, Frau Borin. Jedes vergebliche Durchblättern der Listen, jede Befragung der Heimkehrer, die umsonst ist, mindert Ihren Mut, den Sie doch bei der Ankunft Ihres Mannes ungeschmälert brauchen. Ich weiss, wie unsagbar weh das Warten hier ist, und ich will wirklich nur das Beste für Sie und Ihr Kind, wenn ich Ihnen sage: fahren Sie nach Hause. Höre ich auch nur das geringste Lebenszeichen von Ihrem Mann, höre ich auch nur einen kleinen Hinweis auf sein. Kommen, so gebe ich Ihnen sofort Nachricht. Das verspreche ich Ihnen.»

Übermüdet und mit ausdrucksloser Stimme sagt Elisabeth Borin:

«Ich kann es jetzt nicht mehr. Ich kann nicht ohne den Mann nach Hause fahren. Warum muss ich bei dem Glück der anderen abseitsstehen? Warum misst das Schicksal mir, nur immer mir das Leid zu und nicht auch die Freude? Ich habe dem Herrgott versprochen, Herr Pfarrer, dass ich das Kommen meines Mannes demütig in seinen Ratschluss stelle. Aber ich will Ihnen auch ehrlich sagen, dass die Ungeduld nun doch in mir emporlodert und mich ganz aufzehrt. Ich habe Ihnen geschildert, Herr Pfarrer, dass mein Alleinsein in den letzten zehn Jahren mir oft so erdrückend vorkam, trotz des Kindes, das ich sehr liebe. Aber ich kann nicht in dieses Alleinsein zurück, ohne alles Menschenmögliche getan zu haben, ohne nicht auch den letzten Transport abgewartet zu haben.»

«Ich verstehe das», sagt der Priester. «Ich verstehe das sehr gut.»

*

Und nun die Meldung von dem Nichtamnestierten-Transport. Sofort sieht der Lagerpfarrer wieder Elisabeth Borin vor sich sitzen. Er hat wieder die leise Gebärde der Hoffnungslosigkeit vor den Augen, mit der sich die Frau für das Weiterwarten entschied.

Aber der Pfarrer weiss, dass Sebastian Borin bei diesem Transport sein muss. Er weiss, dass das Warten von Frau Borin gesegnet wurde.

Lagerpfarrer Dr. Krähe handelt schnell. In der Nacht noch lässt er Schwester Hedwig nach Klein-Schneen fahren.

Schwester Hedwig steigt aus dem Volkswagen und klopft an das Fenster des Quartiers, in dem sich Frau Borin mit ihrem Kind befindet.

Frau Borin ist sofort hellwach. Sie öffnet das Fenster:

«Schwester Hedwig?»

«Frau Borin, Verzeihung. Aber es ist etwas sehr Wichtiges.» Elisabeth Borin erschauert. Nicht nur vor der Januarkälte.

«Ist – ist – etwas mit meinem Mann?»

«Unser Doktor – ich meine Lagerpfarrer Dr. Krähe – kann mir und Ihnen im Augenblick keine näheren Angaben machen. Er hat mir aber gesagt, ich soll Sie zunächst nach Friedland bringen, und er würde Ihnen das Weitere andeuten.»

Elisabeth Borin ist verstört.

«Und Barbara? Soll ich das Kind mitnehmen?»

«Schläft es noch?»

«Ja», sagt Frau Borin.

«Dann lassen Sie es schlafen. Ich werde die Leute verständigen und mich morgen früh um Barbara kümmern», sagt Schwester Hedwig.

In zehn Minuten ist Elisabeth Borin schon in Friedland.

Wieder steht sie vor dem Lagerpfarrer, dessen Augen jungenhaft strahlen. Er sagt:

«Erschrecken Sie nicht, Frau Borin! Ich glaube, dass ich Sie schon in wenigen Stunden mit Ihrem Mann zusammenführen kann. Das ist noch nicht ganz sicher, aber ich glaube fest daran.»

«Wo ist denn ...?»

«Bitte stellen Sie jetzt keine weiteren Fragen, Frau Borin. Ich kann Ihnen nicht mehr mitteilen als das, was ich Ihnen gesagt habe. Mein treuer Helfer Konschak wird Sie jetzt mit dem Bekleidungswagen zu einer Ortschaft fahren, in der ich Ihnen dann Einzelheiten erzählen kann, sofern das noch nötig sein sollte.»

Elisabeth Borin ist jetzt so erregt, dass sie nicht einmal «Danke» sagen kann.

Der Fahrer Konschak hilft der bebenden Frau in den Wagen.

*

Der Lagerpfarrer fährt durch die Nacht, über die Strasse, die 75 km lang ist und die er jahrelang gefahren ist, Tag und Nacht. Immer, wenn er auf diesem Asphaltband zum Grenzbahnhof Herleshausen fuhr, fuhr auf dem Rückweg die Kolonne der geschmückten Busse mit den befreiten Gefangenen nach Friedland.

Heute erzwingt es die Notwendigkeit, dass die Busse zunächst nicht in das Lager rollen, das für alle Menschen in der sowjetischen Unfreiheit zu einem wirklichen Tor des Friedens geworden ist. Besonnenheit und Rücksicht verlangen, dass diese Nichtamnestierten zu einem anderen Ort gebracht werden.

Es ist eigentlich das erstmal, dass wir unsere befreiten Brüder nicht in Friedland begrüßen. Aber auch diese von den Sowjets Verfeimten sollen wissen, dass wir den Geist von Friedland überall dort ausstrahlen können, wo er notwendig wird.

Herleshausen. Ein ungewohntes Bild auf dem Bahnhof. Ein Bild, das an die Schreckenstage von 1945 erinnert. Vor jedem der auf dem Geleise stehenden Viehwaggons ein sowjetischer Posten mit Stahlhelm, auf gepflanztem Bajonett und starrem Gesicht. Hinter den vergitterten Luken helle Flecken, die Gesichter der Menschen, die nicht wissen, was jetzt mit ihnen geschieht.

Das Herz Borins klopft rasend schnell. Er hat wieder seinen Beobachtungsstandort an der Luke bezogen und starrt hinaus. Sebastian Borin sieht, wie ein russischer Offizier mit zwei Zivilisten einige kurze Sätze wechselt. Und dann werden die Türen der Viehwaggons aufgeschoben.

«Willkommen!» prasselt es in die Wagen hinein. «Willkommen!»

Ja, schon wieder stauen sich ein paar hundert Menschen am Zonen-grenzbahnhof. Das Anrollen der Busse ist nicht unbeobachtet geblieben, die Einfahrt des schwerbewachten Transportzuges erst recht nicht. In Herleshausen ist die Hälfte der Einwohnerschaft draussen.

Und wieder: «Willkommen!»

Diesmal hat es ein Einzelner gesagt, ganz dicht vor Borin. Eine Hand streckt sich dem Mann in der Wattejacke entgegen, und die Stimme sagt noch einmal:

«Ganz herzlich willkommen in der Heimat!»

Borin drückt diese Hand ganz fest. Er weiss nicht, dass die Finger dieser Hand noch vor wenigen Stunden im zitternden Griff einer Frau lagen, seiner Frau!

Jetzt sieht der Mann in der Wattejacke, dass vor ihm ein Geistlicher steht. Der Priester stellt sich vor:

«Lagerpfarrer Krähe von Friedland.»

Hinten aus dem Waggon ruft jemand:

«Ah! Sie sind der Pfarrer, der in Friedland die Heimkehrerkirche gebaut hat. Ich habe ein Foto davon gesehen. Drüben, hinterm Ural!»

Sebastian Borin sagt ebenfalls seinen Namen. Er sagt ihn so klar, wie selten zuvor in seinem Leben. Er sagt ihn wieder als Mensch, dem man eine entstellende Nummer von der Stirn gerissen hat.

Der Lagerpfarrer stutzt einen Augenblick und schaut wie fragend zu dem Mann in der Wattejacke auf. Borin glaubt, der Lagerpfarrer habe ihn nicht verstanden, und er sagt noch einmal:

«Sebastian Borin.»

Wieder ist in den Augen des Pfarrers das Strahlen, als er sagt:

«Jemand von Ihren Angehörigen wartet schon auf Sie.»

In Borin scheint alles Blut zum Herzen hinzuströmen. Es dauert einige Atemzüge, einige schwere Atemzüge, bis Sebastian Borin fragen kann:

«Etwa meine – !»

«Jawohl, Ihre Frau Elisabeth.»

«Ist sie – ist sie gesund? Ich meine, ist sie verletzt? Sie müssen wissen, meine Frau war damals in Berlin, als ...»

«Ich weiss! Sie hatte ein schweres Schicksal. Aber sie ist heil durch alles gekommen. Verstehen Sie, Borin? Heil, unversehrt! Durch alles, mit dem diese zehn Jahre auf Ihre tapfere, grossartige Frau eingeschlagen haben.»

«Oh, das ist gut, Lagerpfarrer.»

Und der Mann in der Wattejacke flüstert nur noch den Namen: «Elisabeth!»

Dann schreckt er zusammen und fragt schnell:

«Und das Kind?»

«... ist ein Prachtmädel, zu dem man Ihnen nur gratulieren kann!»

Jetzt lacht Borin zum erstenmal bei dem Gespräch. Er muss jetzt irgendetwas tun. Er muss seiner Freude Luft machen. Und da nimmt er seine Rechte hoch und boxt damit Dr. Krähe gegen den Oberarm. Die Tränen ersticken die Stimme Borins beinahe, als er noch hervorbringt:

«Herr Pfarrer, Herr Pfarrer!»

Auch Dr. Krähe, der Lagerpfarrer von Friedland, ist zutiefst erschüttert. All die Arbeitsjahre in Friedland, all das Geschaute der Not haben das Herz dieses Priesters nicht verhärtet, es ist eher immer empfindsamer geworden im steten Wissen um den zerbrochenen Nächsten, den es wieder aufzurichten gilt.

Der Lagerpfarrer will beide Hände Borins drücken – da zuckt er zusammen, weil er am linken Ärmel der Steppjacke ins Leere gegriffen hat. Der wattierte Ärmel, der gewöhnlich bis zu den Fingerknöcheln reicht, hat das Fehlen des Armes von Sebastian Borin noch verdeckt.

«Ich habe nicht – an den Arm habe ich nicht gedacht, Herr Pfarrer. An den Arm, der mir in Workuta abgerissen wurde. Wie werde ich meiner Frau ...?»

Der Lagerpfarrer begreift sofort Angst und Anliegen des Mannes. Er legt ihm jetzt seine Hände auf die Schultern und sagt eindringlich:

«Und wenn Ihnen beide Beine amputiert wären, und der Arm noch dazu, wie ich Ihre Frau kenne, würde sie Sie weitergeliebt haben mit all ihrer Kraft.»

«Das glauben Sie bestimmt sagen zu können?»

«Bestimmt!» versichert Dr. Krähe.

«Sie machen mir alles so leicht! So unendlich leicht!»

Der Lagerpfarrer sagt froh:

«Sie werden es jetzt leichter haben, Borin! Wir alle wollen es Ihnen leichter machen.»

«Ich denke, ich kann auch Ihnen eine Freude machen, Herr Pfarrer», sagt Sebastian Borin.

«Sie haben mir die grösste Freude gemacht durch Ihre Heimkehr.»

«Doch ausser mir und meinen Kameraden bringe ich Ihnen doch noch etwas Wunderbares, Herr Pfarrer.»

Bastian Borin reisst eine Naht am Kragen seiner Steppjacke auf, die er über die Schulter zurückgleiten liess, und reicht dem Pfarrer ein Stoffpäckchen.

«Es ist die Stola von Workuta, Herr Pfarrer», sagt Borin. «Es ist die Stola, die in der russischen Erde geweiht wurde. Es ist ein Stück des Alten Russland. Es ist ein Stück vom Russland der Schachtarbeiterin Alja.»

Borin schweigt eine Zeitlang. Ein Schatten geht dabei über sein Gesicht und vertieft die Falten und Narben darin.

«Von all dem muss ich Ihnen später noch erzählen. Zu einer späteren Stunde.»

Da wird Sebastian Borin auch schon vom Lagerpfarrer abgedrängt. Mädchen stecken Blumensträusse an seine Mütze und an das graue Hemd, weil er seine auf gerissene Jacke immer noch über dem Arm trägt.

Der Lagerpfarrer von Friedland geht weiter von Heimkehrer zu Heimkehrer. Jeden Einzelnen begrüsst er mit Handschlag, mit einigen freundlichen, erklärenden oder fragenden Worten.

So hat er es immer gehalten.

*

Hannoversch-Münden. Ein strahlender, frischer Morgen. Die Busse mit den Heimkehrern fahren zur Turnhalle der Kaserne.

Dort arbeiten die caritativen Verbände, dort werden die Männer aus den russischen Zwangslagern begrüsst. Lagerpfarrer Krähe fragt nach Konschak. Doch der Lastwagen wird erst in einer halben Stunde eintreffen.

Schulter an Schulter stehen die Nichtamnestierten in der Turnhalle der Kaserne von Hannoversch-Münden. Ihre Gesichter sind nicht mehr verhangen. Das Winken der Bevölkerung unterwegs, das Helfen der Leute vom Grenzschutz, das schönere Deutschland haben die Schleier der Skepsis hinweggerissen.

Alle spüren, dass es gut werden wird. Doch die Männer aus der russischen Hölle wollen bestätigt haben, dass sie wiederaufgenommen sind in dem neugebauten Staat. Sie wollen wissen, wo jetzt und in der Zukunft ihr Platz in diesem Staat sein wird.

Und dann steht ein Legationsrat vor den Steppjackenmännern und verliest eine Erklärung der Bundesregierung:

«Sie werden nun in Kürze Ihre Familien wiedersehen. Die Bundesregierung wünscht Ihnen, dass Sie Ihre Angehörigen gesund und wohlbehalten antreffen und bei ihnen oder anderen hilfreichen Menschen Ihre Heimat wiederfinden, die Sie so lange entbehrt haben. Wahrscheinlich wissen Sie, dass Ihre Freilassung von der Sowjetregierung unter der Bedingung gewährt worden ist, dass die Anklagen, welche Ihnen von den

sowjetischen Behörden zur Last gelegt worden sind, – nach unserem Gewissen, unseren Gesetzen – von deutschen Justizbehörden untersucht werden. Die Bundesregierung, welche im Interesse der Heimkehrer die Bedingung der Überprüfung angenommen hat, wird sich dieser Verpflichtung nicht entziehen, besonders im Interesse der zahlreichen noch in der Sowjetunion verbliebenen deutschen Gefangenen. Bedenken Sie aber, dass das Gesetz, dem Sie jetzt unterstehen, das deutsche Gesetz ist und die Behörden der Bundesrepublik verpflichtet sind, Ihre Fälle nach dem deutschen Grundgesetz und den deutschen Justizgesetzen zu überprüfen.»

Der Legationsrat, der diese offizielle Verlautbarung in der Turnhalle der Kaserne von Hannoversch-Münden vor den Heimkehrern verliest, macht eine Pause und legt das Blatt, von dem er abgelesen hat, auf das Podium. Dann sagt er – in einem persönlicheren, wärmeren Tonfall – ohne Konzept weiter:

«Ich möchte Ihnen dazu noch sagen, dass dieses Grundgesetz ein demokratisches Gesetz ist und kein politisches.»

Beifall kommt aus den Reihen der Männer, aber es ist mehr ein Achtungsapplaus. Man hat diese vorsichtig formulierte, nach allen Richtungen hin abgesicherte Erklärung hingenommen und weiss nun wenigstens, dass die Willkür aufgehört hat. Dann steht der Lagerpfarrer von Friedland vor den Nichtamnestierten. Erwartungsvoll sehen die Gestalten auf den Geistlichen. Wird auch er eine Erklärung verlesen?

Aber der Lagerpfarrer spricht frei zu freien Männern. Während die Stimme des Legationsrates die Regierungserklärung in einem eintönigen Sprachfluss verlas, klingt die Stimme des Lagerpfarrers in grossen Schwingungen. Sie greift hinein in den letzten Winkel der grossen Halle. Sie zersprengt auch letzte Verschlussheit:

Ein Volk muss untergehen, wenn es die Bindungen an Gott auflöst. Dann wird der Mensch eine Nummer, ein Ding. Man raubt ihm seine Würde, degradiert ihn noch eine Stufe tiefer als das Tier. Bis zu welcher Konsequenz das führen kann, habt ihr selber erlebt. Und aus diesem Erleben heraus wisst ihr, dass ihr reif geworden seid im Leid, dass die Zukunft nur auf dem Fundament gebaut werden kann, das im Ewigen wurzelt. Alles, was nicht darauf fusst, ist vergänglich und zerbricht an sich selbst. Wir wollen uns diese grosse Versuchung, der schon viele staatliche Systeme erlagen und heute noch erliegen, immer vor Augen halten. Wir wollen begreifen, dass das keine gangbaren Strassen der Völker sind, sondern Sackgassen der irrenden Massen!»

Und nun reisst die Stimme des Priesters auch den letzten Mann mit, der aus der sibirischen Passion kommt:

«An diesem Gottesreich aber zu bauen, sind wir alle berufen! An einem Reich, in dem der Mensch, der die Züge seines Schöpfers trägt, mit aller Würde sein Leben gestalten kann. In dem er sein reinstes Gesicht

hat, weil nämlich der Abglanz der Verklärung Gottes es bestrahlt. In einem solchen Reich gibt es keine Menschen ohne Gesicht, es sei denn, der Mensch zerstört dieses Gesicht selbst.

Saubere, klare Fundamente! Ihr bringt die Steine mit, mit denen man weiterbauen kann. Ihr bringt die behauenen Steine durchlittener Erfahrung, durchwachter Nächte, durchlebter Qualen.

Darum brauchen wir euch ganz besonders, meine Brüder! Das, was ihr erlebt habt, misst ein gütiges Geschick dem Menschen nur selten zu. Wer diese Last aber getragen hat und nicht darunter zerbrochen ist, dessen Hände sind geläutert zu neuem, reinem Tun. Wir sind auf euch angewiesen, Brüder! Denkt daran! Lasst uns beten, dass uns allen zu diesem neuen Werk, zu diesem neuen Leben die Kraft erwächst. Lasst uns das Gebet sagen, das der Herr uns selber gelehrt hat. Lasst es auch ein Gedenken sein für jene, auf die wir noch warten. Und – denken wir dabei auch an jene, die nie mehr heimkommen ...! – Vater unser, der Du bist im Himmel...!»

Kaum einer, der bei dem Gebet nicht weint. Wie die Kinder weinen die Männer in den Wattejacken, wie Kinder, denen alles Glück der Welt die Tränen aus den Augen treibt.

Jetzt erst wissen sie, dass sie in dem neuen Staate nicht nur geduldete Gäste sein werden, sondern Mitbauer. Jetzt erst wissen sie, dass sie alle Skepsis abstreifen dürfen und frei, frei, frei sind.

*

So aufrecht, wie Borin in seinem ganzen Leben noch nicht gegangen ist, schreitet er durch das geöffnete Hallentor in den jungen Tag. In der Hand hat er ein paar Scheine: Quartier-Verpflegungsmarken, Registrierscheine.

Ein schwerer Lastwagen wummert die Auffahrt herauf, hält mit quiet-schenden Bremsen vor der Turnhalle. Eine Tür klappt am Wagen, und dann wird Borin von seinem eigenen Namen so herumgerissen, dass er ausgleitet und mit einem Knie auf den Boden stürzt.

«Sebastian!»

Es ist die Stimme, die er in Workuta überall hörte, die in dem Geratter des Bohrers von Lewerenz war, dem tausendstimmigen Choral der sibirischen Stürme, die im Knarren der Bodenbretter in seinem «Kreml» um ihn raunte und in Stunden abgrundtiefer Verzweiflung zu ihm sprach. Die Stimme seiner Frau. Elisabeth läuft. Verliert einen Schuh auf dem holprigen Pflaster. Achtet nicht darauf, und bedeckt da schon das Gesicht des immer noch knienden Mannes mit Küssen: die Augen, die rissigen Lippen, die eingesunkenen Schläfen, die dünn gewordenen Haare. In das Ohr stammelt sie ihm tiefe, zarte Laute. Nur Laute. Zu Worten reicht die Kraft nicht und nicht das Bewusstsein. Zu Worten fehlt alles.

Denn es ist ja gar nichts mehr da! Die ganze Umwelt ist ja versackt!

Der Boden unter ihr und die Menschen um sie herum, das bisschen Angst und zehn Jahre Qual. Nichts, gar nichts davon ist mehr da in diesem Augenblick, nur noch der Mann, der Bastian heisst.

Elisabeth greift ihrem Mann unter die Arme und hilft ihm, wieder auf die Füsse zu kommen. Langsam, unendlich langsam strömt wieder die Wirklichkeit in sie zurück. Aber es ist eine andere Wirklichkeit als die, die es vor dem Ergreifen und Festhalten ihres Mannes gab. Es ist die Wirklichkeit, die so stark macht, dass sie das Fehlen des linken Armes ihres Mannes mit weniger Gedankenaufwand begreift als die Tatsache, dass Sebastian jetzt fragt:

«Liebste, bist du wirklich da?» Und dann kann Elisabeth Borin wieder lächeln und ihrem Mann noch einen Kuss auf die Lippen pressen.

Dann fasst ihn Elisabeth um die Hüfte und dreht ihn zu dem Lagerpfarrer herum und sagt:

«Und nun fahren wir nach Friedland. Unser Kind holen!»

Der letzte Transport! – Der letzte Transport?

Lagerpfarrer Dr. Krähe bringt in seinem Wagen das Ehepaar Borin nach Friedland. Schwester Hedwig bringt Barbara zu ihrem Vater.

Die Elfjährige ist nicht ohne Scheu. Sie berührt den Mann, zu dem sie Vater sagen darf, zuerst weder mit ihren Händen noch mit ihren Lippen. Sie schaut ihn nur gross und durchdringend an, als er sich zu ihr hinunterbeugt und über das Haar streicht.

Da erst umklammert sie ihm plötzlich den Hals mit ihren Ärmchen.

Sebastian Borin lässt es mit dieser Geste genug sein. Er weiss, dass er Geduld haben muss mit den schönsten Dingen, die nun auf ihn zuwachsen. Und er fühlt beglückt, dass er ja durch die grosse Schule der Geduld gegangen ist.

*

Lagerpfarrer Dr. Krähe hat zu der Familie Borin nur gesagt:

«Ich bin bald wieder da! Nur noch ein paar Stunden!» Dann fährt er abermals an die Zonengrenze. Wenige Stunden nach dem Nichtamnestierten-Transport trifft in Herleshausen ein Zug mit Kranken ein. Es ist ein Transport, von dem man seit Monaten weiss, der aber wegen der menschlichen Wracks, die er zu befördern hat, nur sehr langsam durch das ausgedehnte Russland vorwärtskam. Natürlich war auch schon bei allen anderen Transporten kaum jemand richtig gesund. Die Dystrophieschäden früherer Jahre sind zwar nicht mehr feststellbar, haben aber an Herzmuskel und Nieren Spuren hinterlassen.

Was der Lagerpfarrer aber nun beim Krankentransport erleben muss, ist eine Raffung schlimmster Gebrechen, furchtbarster Zerstückelung. Nur Bilder des Mittelalters lassen sich da heranziehen zum Vergleich. So

wie damals die Menschen vom Aussatz geschlagen waren, von der Pest zerfressen, so haben ähnliche Krankheiten, ähnliche Verletzungen aus Soldaten Todkranke und Krüppel gemacht.

Aus hohlen Gesichtern schauen eine grosse, tiefliegende Augen an, Augen, in denen alles Leid dieser Welt geschrieben steht. Am furchtbarsten sehen die nicht mehr Gehfähigen aus, die von 200 bereitgestellten Sanitätskraftwagen aufgenommen werden. Der aufbrandende Jubel, der über ihnen zusammenschlägt, der Blumenstrauß, den Kinderhände auf die Trage legen, wird kaum mehr mit einem schwachen Lächeln registriert.

Menschen, die ihre Angehörigen in körperlicher und geistiger Frische verliessen, kehren als ausgepowerte Idioten zurück, denen der Speichel aus dem Munde rinnt, wenn sie vergebens versuchen, ein Wort zu formen. Heimkehrer sind darunter, die sich im Verfolgungswahn immer wieder von ihren Tragen hochbäumen und ihr Entsetzen in die Welt hinausschreien.

Wieder andere liegen stumm da: der herzkrankte Gutsbesitzer aus Bayern, der schon zweimal einen Schlaganfall überlebt hat; der ehemalige Hafenarbeiter aus Hamburg, dessen Frau bereits wartend an der Sperre steht, und plötzlich erkennt, dass ihrem Manne beide Beine amputiert sind, und vierzehn noch junge Männer mit offener Tuberkulose.

Die Szene hellt sich auf, als die Gehfähigen aus dem Bahnhof heraustreten. Unter ihnen ist ein Priester. Es ist der Domvikar Johannes Parschau, der bis 1945 Sekretär des Generalvikars von Ermland, Dr. Aloys Marquardt, war.

Dieser Geistliche trägt einen zerschissenen Priesterrock, den er sich von den plündernden russischen Banditen der Straflager nicht abnehmen liess. Das Kollar des Mannes ist noch vor wenigen Tagen von ihm aus einem alten Fusslappen angefertigt worden. Domvikar Parschau wollte, dass man ihn während des Transportes als Priester erkennt, damit er als solcher helfen konnte.

Es ist bezeichnend, dass der Heimkehrer-Priester den Beginn seiner Leidenszeit so skizzieren muss:

«Am 10. Februar 1945 wurde ich mit dem Generalvikar Marquardt von sowjetischen Offizieren verschleppt und verhört. Man fragte den Generalvikar:

„Wer bist du?“

„Generalvikar“

„Aha, General! General vom Volkssturm!“

Dann fragte man mich:

„Und was bist du?“

„Sekretär des Generalvikars!“

„Also Adjutant des Generals vom Volkssturm!“

Daraufhin hielt man uns die Läufe der Pistolen ans Genick und sperrte uns in einen Keller in Insterburg ein. Die Haft dauerte tagelang. Durch die Kellerwände sickerte der Unrat einer Toilette. Einmal baten wir den

sowjetischen Soldaten um Wasser. Daraufhin zog einer der Soldaten Wasser ein und spuckte es mir ins Gesicht mit den Worten:

„Da hast du Wasser!“

Damit beginnt die Odyssee des Priesters. Die Sowjets wollen eine Aufzeichnung der Schätze und des Archivs vom Frauenburger Dom. Die Geistlichen werden verhört, geschlagen, unter der Anklage, Spione des Vatikans zu sein, nach Moskau gebracht, um dann bis zum Moskaubesuch des alten Mannes aus Rhöndorf von einem russischen Zuchthaus zum anderen geschleppt zu werden.

In Friedland begrüsst der Apostolische Nuntius diesen Krankentransport und bringt ihm die Grüsse des Heiligen Vaters. Wie lauschen da die Männer, deren Geist noch nicht zerstört ist, mit aller Angespanntheit auf. Wissen sie doch, dass der Papst der erste war, der an sie dachte: damals schon, als sie glauben mussten, selbst das eigene Volk habe sie abgeschrieben. Der durch den Apostolischen Nuntius überbrachte Segen des Heiligen Vater gibt selbst diesen Ärmsten der Armen unter den Heimkehrern neue Kraft.

*

Sebastian Borin sitzt mit seiner Frau vor dem Lagerpfarrer in dessen Behausung. Zwischen dem Ehepaar und Dr. Krähe liegt die Stola aus Workuta.

Sebastian Borin stellt noch einmal die Jahre der Gefangenschaft vor den Lauschenden auf. Er lässt noch einmal alles das, was gewesen ist, beängstigend nahe vor sich hintreten. Die Sätze sind nicht besonders geschickt formuliert. Ab und zu fließt ein russisches Wort in die Rede ein oder ein Stück Plennij-Jargon. Wenn Borin sieht, wie seine beiden Zuhörer dann den Zusammenhang nicht so rasch verstehen, stockt er und versucht zu erklären, zu berichtigen. Zu lange schon ist er der Muttersprache entwöhnt.

Aber was besagt das alles. Hier geht es nicht um einen stilistisch sauberen Satz. Hier geht es darum, wie der Mensch Sebastian Borin sich behauptet hat gegen eine Umwelt, die seinen Körper zerdrücken, seinen Geist umnachten und seine Seele zerstören wollte.

Der Lagerpfarrer von Friedland und Elisabeth Borin spüren, dass in dem Heimkehrer von Workuta kein Gedanke der Rache lodert, sondern dass er sein Schicksal verarbeitet hat. Nicht in jenem Sinne, dass er die Last einfach in den Abgrund des Vergessens hinabstürzen lassen könnte. Sondern so verstanden, als ob das Leid in ihm ausgegoren ist und sich gewandelt hat zu einem grossen Besitz.

Zuletzt erzählt Sebastian Borin von Alja und der Gemeinde, die in der brüllenden Erde noch zu beten vermag.

Etwas von dem abendlichen Licht über Friedland drängt sich durch das Fenster und lässt das schmale, bestickte Band der Stola matt aufleuchten.

Der Pfarrer nimmt die Stola und legt sie behutsam über die Handrücken von Sebastian und Elisabeth Borin. Dann sagt er:

«So lebt Gott doch in der Welt ohne Gott. Ihr Leid wird nicht vergebens sein für das Land, in dem Sie gelitten haben. – Denn auch für dieses Land muss ja einmal ein Frühling kommen. Genauso, wie jetzt für Ihr Leben ein neuer Frühling gekommen ist, Heimkehrer Sebastian Borin. Für Ihr Leben und das Ihrer Frau in der Gemeinschaft mit Gott.»

Der Lagerpfarrer steht auf und geht zu seinem Bücherbord. Er nimmt ein Messbuch herunter und legt es vor den Borins hin, schlägt es auf und schreibt hinein:

«Gott hat uns zur Freiheit berufen!»

Und er sagt zu dem Ehepaar: «Für Sie beide. Zum Gedenken an diese Stunde.»

Sebastian Borin legt die Stola zurück und zieht mit seiner Hand das Messbuch ganz nahe an sich heran. Lange schaut er auf den Satz, den der Lagerpfarrer von Friedland geschrieben hat.

Das umfasst alles, denkt Sebastian Borin. Das umfasst das Bewusstsein, das man nicht niederknüppeln konnte in uns während der elf Jahre. Und das Wort ist auch wohl stark genug, dass so viele Aussprüche von Geschichtsheroen daneben verblassen müssen. Gott hat uns zur Freiheit berufen. Das meint: meine Frau, mich, unser Kind Barbara, den Lagerpfarrer, Lewerenz und all die anderen, die leben oder starben. Es ist ein tröstliches Wort, das der Lagerpfarrer mir hier geschenkt hat.

Borin fährt sich mit der Hand über das Gesicht.

Ich möchte dem Priester, diesem schlichten, grossen Mann ein Wort dafür wiedergeben, denkt Borin. Ein Wort, das ein Austausch ist. Einen Gedanken, der Verdichtung ist alles dessen, was mir nach den elf Jahren verblieben ist.

Was soll ich da sagen, grübelt Borin. Ich will einfach sagen, was ich dem lieben Gott schreiben möchte, wenn es ginge.

Und da weiss Borin mit einem Male, was er zu sagen hat. Er hat die Formel gefunden für das Geschehen. Er hat in seiner gebliebenen Hand den glänzenden Schlüssel zum Sinn seiner gefesselten Vergangenheit.

«Darf ich etwas in Ihr Gästebuch schreiben, Herr Pfarrer?»

«Bitte, gern», sagt Dr. Krähe.

Der Lagerpfarrer legt auch dieses Buch, in das sich die deutschen und ausländischen Staatsoberhäupter, die Baugesellen und selbstlosen Helfer eingeschrieben haben, neben das Messbuch vor Borin hin.

Und während Elisabeth die vorhergehende Seite des Buches festhält, damit sie nicht umschlägt, schreibt Sebastian mit der einen Hand:

«Ich danke Gott für die Zeit des gesegneten Beiseitegenommenseins.»

Ganz langsam schreibt er es in das Buch. Elisabeth Borin sieht voller Ehrfurcht zu dem Mann auf, den sie zu kennen glaubte.

Sie ahnt erst jetzt, wer Sebastian wirklich ist. Und sie sagt einfach in den Raum hinein: «Amen.»

Wiedergeboren aus dem Wasser...

Für einige Tage kommt eine grosse Ruhe über das Lager Friedland. Mit den Transporten der Nichtamnestierten und Kranken sind die letzten grossen Gruppen von deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen aus russischen Straflagern entlassen. Die Weltgeschichte wird es festhalten müssen, dass Bulganin sein Wort hielt. Nach dem Moskaubesuch des alten Mannes aus Rhöndorf sind bis zum Januar 1956 10'004 Deutsche aus den Straflagern der Sowjetunion in die Heimat gekommen. Darüber hinaus treffen noch einige kleinere Transporte ein: eine Gruppe Geisteskranker, zwei, drei Nachzügler.

Damit wird es für Deutschland fast zur Gewissheit, dass Transporte in bisherigem Umfang von nun an nicht mehr aus der Sowjetunion eintreffen werden. Was jetzt noch in Russland ist, bleibt bis zum Weltenende dort: die Toten Deutschlands in Tundra und Taiga, in Schnee und ewigem Eis.

Was jetzt noch an Deutschen in Russland lebt, sind Zwangsverschleppte und Siedlergruppen, die nach Russland verschlagen wurden zu einer Zeit, als der Grössenwahnsinn die deutschen Grenzen bis zum Zerspringen immer weiter ausdehnen wollte. Zahlen müssen die deutschen Bauern und ihre Familien für diese Vermessenheit. Wieder werden sie bespuckt und als Eindringlinge in der Sowjetunion, in Polen und anderen Oststaaten verachtet. Ohne Habe werden sie wieder nach Deutschland deportiert.

Die Menschen im Lager Friedland kommen nicht zur Ruhe. Kaum hat der letzte Heimkehrer das Lager verlassen, da treffen die Aussiedler ein.

Zweitausend in den ersten Wochen, aber insgesamt sollen es 175'000 werden.

Eine Riesenaufgabe! Gross genug, um vor ihr und ihren Konsequenzen zu erschrecken. Dr. Krähe weiss, dass er der grosse Schnorrer Gottes bleiben wird und bleiben muss.

175'000 Menschen. Das bringen die ersten mit: ein paar wurmstichige Möbel, fadenscheinige Kleidung. Wieder muss gegeben werden.

Hoffentlich sind die Herzen der Menschen nicht noch satter geworden, die Herzen der Menschen im Westen. Werden sie nicht müde, den Namen Friedland zu hören? Werden sie dieses heiligen Namens in Deutschland nicht überdrüssig?

Das wäre furchtbar. Das wäre genauso, als wenn man einer Krankheit überdrüssig würde, die den Körper der Mutter langsam und stetig aus-

zehrt. Das wäre genauso entsetzlich, als wenn man in einer Ehe müde würde, sich zu verströmen in den anderen hinein im Lieben und Geben und immerwährendem Opfern. Das wäre das Ende Deutschlands. Und es wäre ein verdientes Ende!

Und auch das denkt der Lagerpfarrer von Friedland, wenn einige seiner Bettelbriefe an die Industrie, an die Besitzenden und Verwaltenden, an die Christen und Atheisten zurückkommen mit dem Vermerk:

«Wir können Ihrer Bitte nicht nachkommen!»

Oder:

«Wir haben schon genug gegeben.»

Oder:

«Das ist Sache der Politiker!»

Mein Gott! Wenn diese Meinungen weiter Fuss fassen sollten, wenn man weiter den Politikern alles überlässt, was man selbst gut tun könnte und müsste, wenn man weiter über dem satten Bauch das Kreuzzeichen macht und für den Nächsten die Scheibe Brot nicht übrig hat, dann verfault unser Volk bei lebendigem Leibe. Dann verrottet es so, wie die deutsche Landschaft im Osten verkommt.

Denn wie ist da die Wirklichkeit?

Der deutsche Osten, ohnehin schon seit 1945 durch Flüchtlingstrecken, Ausweisung, durch Verschleppung und Tod an deutschem Blut furchtbar zur Ader gelassen, erlebt durch die Umsiedlung eine neue Evakuierung. Wird dieses deutsche Vakuum, in das immer mehr polnische Kräfte vorstossen und sich ausbreiten, jemals wieder von einer rücksiedlungswilligen deutschen Bevölkerung aufgefüllt werden können?

*

Es bleiben immer dieselben Gestalten, denkt Schwester Hedwig. Die Zeit dreht sich, aber sie speit immer wieder einige Menschen aus und schickt sie auf die Strassen.

Die Menschen, die vor dem Taufbecken in der Nische der Friedland-Gedächtnis-Kirche stehen, haben die gleichen Gesichter wie die Flüchtlinge, die Heimatlosen in den Tagen des Zusammenbruchs.

Doch die Mütter, die ihre Kinder im tiefsten Russland geboren haben, sind in all ihrer Verlorenheit glücklich. Nach langen Jahren endlich wieder ein Priester. Nach langen Jahren wieder ein Taufbecken.

Auch der Lagerpfarrer von Friedland sieht sie da stehen: die Frauen in ihren verwaschenen Kopftüchern, die Männer in der fremdländischen Kleidung.

Und die Kinder! Die Säuglinge in den Kopfkissen und zwei Vierjährige und ein Neunjähriger. Die älteren Kinder halten ihre Taufkerze selbst. Der Kerzenschein vermischt sich mit dem durch die Decke ein-

ckernden Tageslicht und zaubert eine besondere Helle auf die Gesichter. Es ist gut, denkt der Priester, dass ihr dem Lande entronnen seid, wo man euch nur als Partikelchen angesehen hätte, die einmal zu Funktionären des Lebens werden sollen. Ihr wollt die Geborgenheit des Gotteskindes, und ich bin so glücklich, sie euch durch die Taufe geben zu können. Ich bin froh, dass ich das kann. Wer weiss, ob es noch in ein paar Jahren hier geschehen darf. Aber das ist so tröstlich, zu wissen, dass eure Gotteskindschaft noch andauern wird, wenn diese Kirche auch einmal zerfallen ist, wenn sich willkürliche Grenzen noch weiter nach Westen verschieben sollten.

Ihr Kleinen seid geboren mitten in jenem Land, das euch nicht einmal das Menschsein zugestehen will. Hier aber werdet ihr wiedergeboren aus dem Wasser des Heils, das euch gefeit machen wird gegen alle Fesseln und Kerker.

Und der Lagerpfarrer beginnt die Taufgebete:

«Der Friede sei mit euch.»

Darauf fragt er die Eltern des Säuglings vor ihm:

«Wie soll dieses Kind heissen?»

«Christoph.»

«Was begehrt du von der Kirche Gottes?»

«Den Glauben.»

«Was gewährt dir der Glaube?»

«Das ewige Leben.»

Die Männer, Frauen und Kinder stehen in Ergriffenheit. Leise beginnt eines der Kinder zu wimmern. Die Mutter legt den Säugling an die Brust und stillt ihn in schöner Selbstverständlichkeit. Die blauen Fäustchen des kleinen saugenden Wesens öffnen sich.

«... Nimm von ihnen alle Blindheit des Herzens. Zerreiße alle Fesseln Satans, mit denen sie gebunden waren, öffne ihnen, o Herr, die Tür zu Deiner Vaterliebe ...»

Langsam hebt eine Mutter das Köpfchen ihres Kindes in das Licht. Dann küsst sie es auf die Stirn.

«... tretet ein in Gottes Heiligtum, auf dass ihr Gemeinschaft habet mit Christus zum ewigen Leben ...»

Schwester Hedwig streichelt dem Neunjährigen über den Kopf, als sie sieht, dass der Junge weint.

«Widersagst du dem Satan?»

«Ich widersage.»

«Und allen seinen Werken?»

«Ich widersage.»

«Und all seinem Gepränge?»

«Ich widersage.»

«So will ich euch salben mit dem Öle des Heils.»

Das Weinen des Jungen versiegt. Er hat die Antwort selber gegeben. In gebrochenem, seltsam klingendem Deutsch. Doch seine Antworten wiegen schwer.

Der Lagerpfarrer betet das Glaubensbekenntnis. Vorher bittet er leise:
«Herr, mach es ihnen nicht so schwer, immer dazu zu stehen.»

Die Mutter hat das Kind gestillt, das jetzt mit grossen Augen auf den Lagerpfarrer blickt.

«Willst du getauft werden?»

«Ja, ich will es.»

Stark und fest hat der Junge aus Russland das gesagt.

Der Priester giesst das Wasser über den Scheitel des Kindes:

«Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.»

*

Der Lagerpfarrer spricht das Dankgebet für sich selbst, er spricht es auch für die, die er gerade aus dem Reiche der Finsternis heimholen durfte in das Reich Gottes.

Heimholen, denkt der Priester, der jetzt aus der Pforte der Heimkehrerkirche wieder über die Erde Friedlands geht.

Das schwindende Licht des Tages hebt noch einmal die Meisselschrift des Portals hervor:

«Redeuntibus Patriam, Peregrinantibus Pacem.»

Das Buch, über Friedland ist zu Ende. Das Leben Friedlands geht weiter. Woche für Woche kommen 2'500 und mehr Heimatlose zu uns. So wandert jeweils ein grosses Dorf vom Osten zum Westen. Aussiedler aus den deutschen Ostgebieten unter polnischer Verwaltung. Verschleppte Deutsche und Volksdeutsche aus Russland. Allein im Jahre 1958 waren es über 130'000.

Eine Mutter aus Oppeln packt meine Hände, drückt sie ganz fest und fragt: «Nehmt ihr uns auf?» Der 76jährige memelländische Bauer erzählt so bedächtig in meiner Baracke: «Zehn Jahre, 7 Monate und paar Tage bin ich im sibirischen Waldlager gewesen. Friedland blieb unsere Sehnsucht. Jetzt sind wir da. Es ist Weihnacht geworden.» Der kleine 6jährige Kerl: «Oma ist schon durch Friedland gegangen und schrieb uns: ,Wenn ihr die Glocken von Friedland hört, dann habt ihr's geschafft!«

Friedland ist nicht Vergangenheit. Es ist Wirklichkeit, Leben und Aufgabe heute noch und morgen: Land des Friedens, Heimat, Tor zur Freiheit, Beginn neuen Lebens! Nur dadurch, dass hier das Herz des Volkes schlägt, dass Liebe wird lebendige Tat!

Deine Spende für Friedland an:

Caritasstelle im Grenzdurchgangslager Friedland

Postscheckkonto Hannover 8791